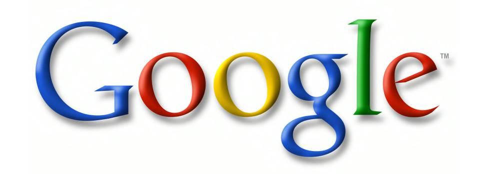
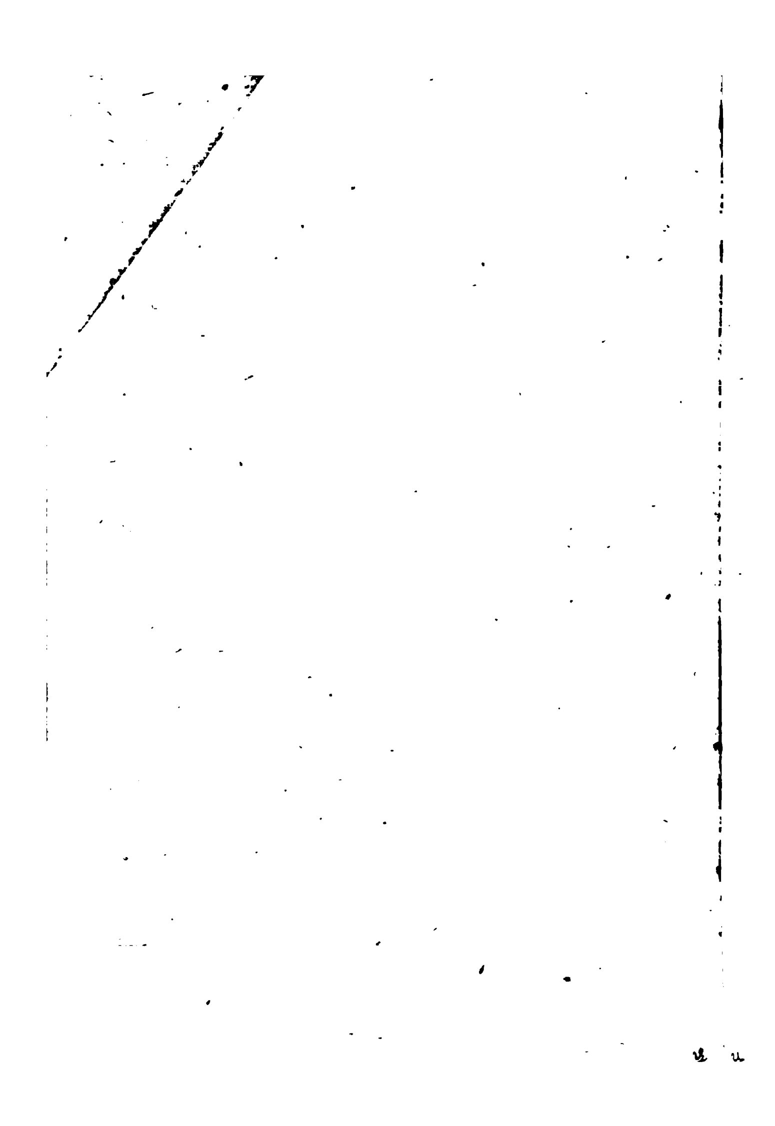





NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495336 9



Sämmtliche Werke

von

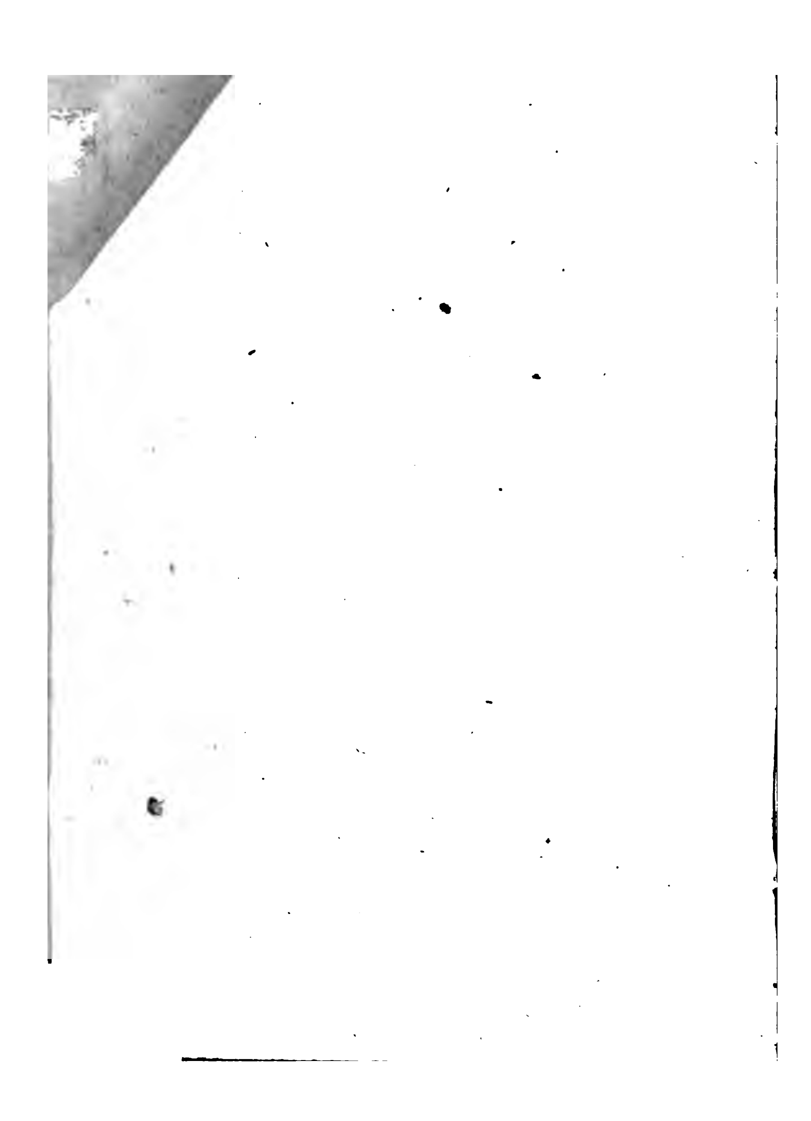
Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.



32. Bändchen.

Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.



Kleine Erzählungen.

Von

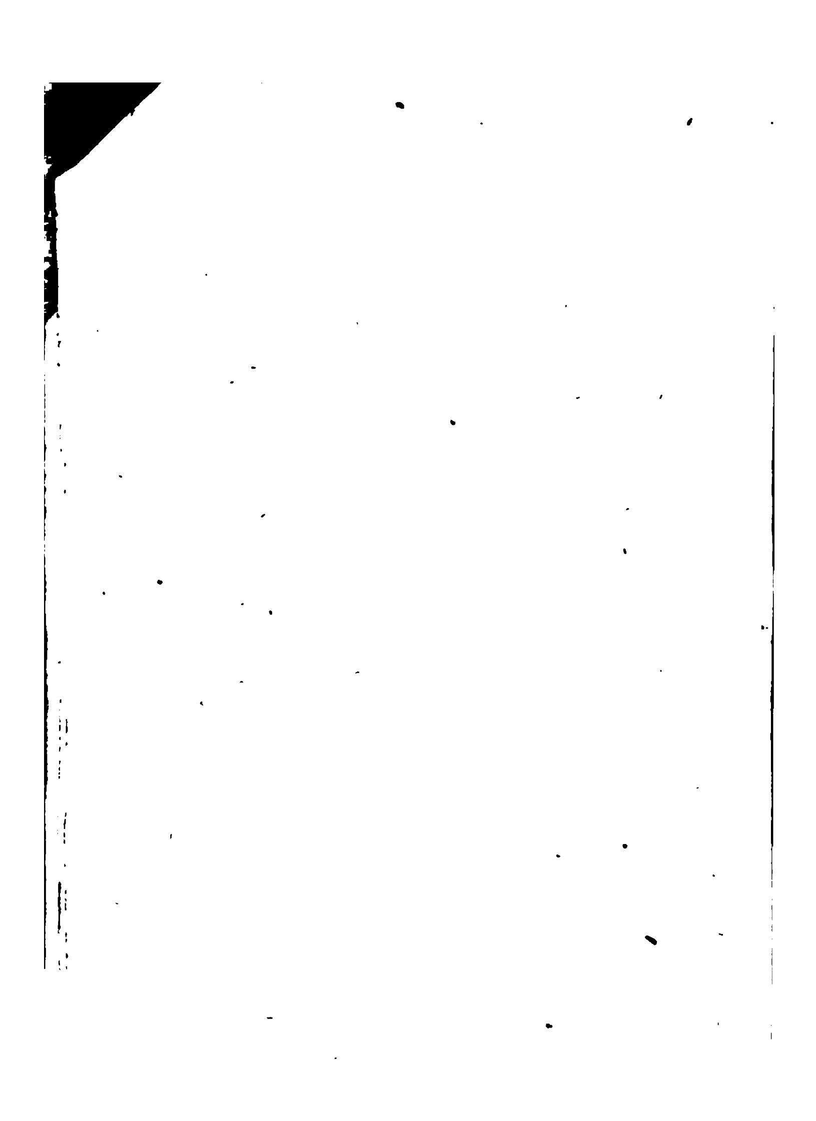
Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Vierter Theil.

Wien, 1829.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Falkenberg.



Falkenberg.

Auf dem Schlosse des Grafen von Woltau versammelte der Herbst eine zahlreiche Jagdgesellschaft, der die uralten, wildreichen Forsten des Grafen anziehende Unterhaltung versprachen. Das Haus, das sonst ziemlich einsam mitten in Tannenwäldern stand, wurde belebt und geräuschvoll, und Mathilde, der Gräfinn Cousine, die jene, nach dem Tode ihrer Ältern, als verlassene Waise in ihr Haus genommen hatte, bekam alle Hände voll zu thun, um für die Bewirthung und Bequemlichkeit so vieler Fremden zu sorgen.

Bey Tische ward es nun jedes Mahl sehr laut; die Gäste setzten ihrer wilden Fröhlichkeit nicht immer Schranken. Die Gräfinn schien um so mehr Geschmack an dieser Abwechselung zu finden, je unwilliger sie vorher die gänzliche Abgeschiedenheit

ihres Bergschlosses ertragen hatte; und Mathilde, wenn gleich ihr Gefühl oft von den zu lauten Äußerungen der Freude verletzt wurde, war jung und heiter, ihre blühende Gestalt erregte Aufmerksamkeit, sie fühlte, daß ihre Gegenwart die wilden Ausbrüche der rohen Männer unwillkürlich in Schranken hielt. Sie gefiel sich in diesen Wirkungen ihrer Schönheit und ihrer Würde, und genoß, ohne weiter darüber nachzudenken, die Freuden, die sich ihr darbothen, und an denen ihr Leben sonst ziemlich arm war.

So gingen acht Tage im Scherz und lebhaften Zerstreuungen hin. Man jagte, fuhr spazieren, schwärmte im Garten und Walde umher, und wenn der frühe Abend die Gesellschaft in's Schloß zurück rief, verkürzten Spiel und Tanz die langen Stunden der Nacht.

Aber die Gesellschaft war noch nicht vollzählig. Man erwartete noch einen Oheim des Grafen. Die Art, wie seine Verwandten sowohl als die Fremden über ihn sich äußerten, die Schilderung, die man von ihm machte, erregten in Mathildens Seele, noch ehe sie ihn sah, ein Gefühl von Furcht und Abneigung gegen ihn. Es war ein betagter, eigensinniger und wunderlicher Mann, mit dem nicht auszukommen war, der es in keinem Stan-

de und mit keinem Menschen aushielt. In seiner Jugend hatte ihn der Vater zu Geschäften bestimmt; er entlief ihm und wurde Soldat, spielte rasend, schlug sich mit seinen Cameraden, und mußte vom Regimente weg. Mit Mühe verschafften ihm seine Verwandten Civildienste. Hier zankte er sich mit seinen Vorgesetzten, wollte alles besser wissen, wurde als Gesandter an einige Höfe geschickt, und vertrug sich nirgends. Ein braves Mädchen, mit dem er versprochen war, ließ er sitzen, um gegen den Willen aller seiner Freunde eine Emigrantinn vom zweydeutigsten Rufe zu heirathen, und sich in zwey Jahren von ihr öffentlich scheiden zu lassen; und noch jetzt konnte er ihren Nahmen nicht hören, ohne in Wuth zu gerathen. Er war bey der Revolution in Amerika und in Paris gewesen, verschwendete sein Geld auf Reisen und in lächerlichen Projecten, und trieb sich jetzt, nachdem er alle seine Chargen niedergelegt hatte, unstät in der Welt herum, um bald hier bald dort zum Schrecken seiner Untergebenen und Angehörigen zu erscheinen.

Nach dieser Beschreibung fürchtete Mathilde sich auf seine Ankunft. Sie sah, daß, Trotz des Geschreyes gegen ihn, große Anstalten zu seinem Empfange getroffen wurden, und daß er eine Per

son von Wichtigkeit und entscheidendem Einflusse seyn würde. Es ward ihr leicht, sich aus den Familienverhältnissen die Ursache dieses doppelherzigen Betragens zu erklären. Graf Falkenberg, so hieß der Oheim, war ungeachtet seiner Verschwendung noch sehr reich. Er hatte nur eine Tochter; des Grafen Söhne waren seine nächsten Erben. So klar dieß vor ihr lag, so sehr mißfiel es ihr, und vermehrte die Summe der Unzufriedenheit und Unannehmlichkeiten, die sie in dem Hause ihrer Verwandten zu erdulden hatte.

An einem Morgen trat sie eben mit einem Korbe voll Früchten aus der Speisekammer, deren Aufsicht ihr die Cousine übertragen hatte, um in die Küche zu gehen, als ein donnerndes Getöse über die Schloßbrücke und durch den gothisch gewölbten Thorweg sie erschreckte. Vier muthige Engländer rissen brausend eine elegante Chaise auf den Hof. Ein Mann von mittleren Jahren im modernen Reiseanzug stand, die Pferde lenkend, im Wagen, und eine schneeweiße Dogge lag zu seinen Füßen, und blickte mit gewandtem Halse freundlich zu ihrem Herrn empor. Der Fremde sprang aus dem Wagen, gab dem Kutscher die Leitseile, klatschte kosend die stolzen Nacken seiner Rosse, die auf sein Geboth schnell still standen,

und die Dogge sprang wedelnd um ihn herum. Mathilde betrachtete den Fremden genauer. Es war eine lange, schlanke, aber kräftige Gestalt, ein Gesicht, von der Sonne verbrannt, tiefe, bedeutende Züge, ein Auge voll dunkler Gluth, und überhaupt eine nicht unbedeutende Erscheinung. Sie dachte nach, wer das seyn könnte. Der erwartete Oheim fiel ihr ein; aber das war schlechterdings unmöglich. Dieser alte Unhold, dieser Popanz konnte nicht aussehen, wie der elegante, noch ziemlich junge Fremde vor ihr. Sie wäre vielleicht noch eine Weile gestanden, um ihre Betrachtungen über ihn anzustellen, wenn nicht die Schwere des Korbes sie an ihr Geschäft erinnert hätte. Sie schlüpfte also neben dem Unbekannten vorbey, der sie mit Anstand grüßte, und ihr befremdet nachblickte, als er das blühendschöne Mädchen in zierlicher Kleidung neben der Treppe in die Küche verschwinden sah.

Geschäfte und Arbeiten hielten sie den Vormittag über im Zimmer, und sie dachte des Angekommenen nicht eher, bis zur Essenszeit die Glocke im gothischen Thurme das erste Zeichen zur Vereinigung der zerstreuten Gäste gab. Bald darauf zog die lärmende Jagdgesellschaft, von einer Menge Förster und Försterjungen und Hunden begleitet,

durch das große Thor über den Hof. Mathilde trat an's Fenster, um nach der Gesellschaft zu sehen. So wie sie erschien, wandten sich alle Blicke nach ihr, und sie bekam freundliche Grüße. Aber der Fremde war nicht unter ihnen. Das wunderte Mathilden. Es wurde indessen wieder still auf dem Hofe. Die Glocke ertönte nach einer guten Weile zum zweyten Mahl; und jetzt erst trat der Unbekannte aus einer Seitenthüre des Schlosses, die durch einen Gang in den Wald und von dort in die wildesten Parsien der Gegend führte, ganz allein, die Flinte auf der Schulter und von seiner Dogge begleitet, auf den Hof, und schritt schnell auf die Treppe zu. Mathilde begleitete ihn mit neugierigen Blicken; sie dachte über die Sonderbarkeit nach, daß er ganz allein in jenem Theile des Forstes gewesen war, den sie wohl kannte, und der sonst auch ihr Lieblingsaufenthalt war. Der alte wunderliche Oheim fiel ihr wieder ein, aber — es ist nicht möglich! sagte sie zu sich selbst, warf dann schnell den Shawl um, rief die Kinder, und eilte in den Speisesaal. Es war schon alles versammelt und bereit, zu Tische zu gehen. Sie sah, wie der Graf den Fremden an den Ehrenplatz neben der Frau vom Hause führte; man setzte sich mit viel weniger Geräusch als sonst nie-

der. Es ward ein vernünftiges Gespräch auf die Bahn gebracht. Sie stutzte noch immer, und wußte sich das alles nicht zu erklären, bis endlich der Fremde, dessen Blick schon eine Weile mit Aufmerksamkeit auf ihr gehaftet hatte, dem Grafen etwas in's Ohr sagte. Dieser wandte sich sogleich zu ihr, und sagte, indem er sie dem Fremden vorstellte: Die Cousine meiner Frau, eine Gräfinn Retting, die Tochter des verstorbenen Feldzeugmeisters! und zu ihr: Cousine! Mein Oheim, Graf Falkenberg! Eine heiße Röthe überflog Mathildens Gesicht bey diesen Worten ihres Vetters. In ihrem Leben war sie noch bey keiner ähnlichen Gelegenheit so verlegen gewesen. Überraschung, daß der bedeutende Fremde dennoch der gefürchtete Oheim war, unwillkürliche Achtung, die sein Anstand ihr abdrang, und mehr noch seine Aufmerksamkeit auf sie machten sie verwirrt; sie verneigte sich schweigend, und ärgerte sich über sich selbst, daß sie gerade in diesem Augenblicke eine so alberne Rolle spielte.

Das Gespräch wurde wieder allgemein. Falkenberg sprach nicht viel; aber, was er sagte, war bedeutend, und zeigte von einem gebildeten Geiste. Mathilde, die noch nie in diesem Hause eine solche Unterhaltung gesehen hatte, fühlte sich auch von

dieser Seite angenehm überrascht. Das war also der schreckliche Unhold! Unter dieser würdevollen Gestalt, diesem feinen Betragen sollten so viele Vergehen, Ausschweifungen und Unerträglichkeiten verborgen seyn? Es schien ihr unglaublich; aber sie hielt ihr Urtheil zurück, und freute sich im voraus, eine stille Beobachterinn des seltsamen Phänomens zu werden und zu erwarten, wie sich alles entwickeln würde.

Es war sichtbar, daß die Gesellschaft sich heute Zwang anthat und sich bemühte, artiger zu scheinen. Die Tafel war zu Ende, und die Zeit da, wo sonst die vollen Flaschen kreiseten, und wilde Fröhlichkeit laut um die begeisterten Gäste schwärmte. Da stand Falkenberg plötzlich auf. Sogleich fuhren sein Neffe, die Gräfinn und alle Gäste in die Höhe. Falkenberg verhinderte es mit trockenem Ernste, aber mit dem feinsten Anstande; er verbath sich alle Complimente, er bestand darauf, daß niemand sich um seinetwillen in seinem Vergnügen stören lassen möchte, indem er die böse Gewohnheit habe, nie lange am Tische zu bleiben, verbeugte sich schnell, und verließ den Saal. Die Gäste sahen sich einander etwas verlegen und etwas einfältig an. Graf Woltau, der den Oheim bis an die Treppe begleitet hatte, kam zurück; und nun

wurde im lauten Durcheinanderreden und Scherzen ein vielstimmiges und vielsinniges Urtheil über den Grafen, über seine Fehler und Sonderbarkeiten, gefällt, daß zuletzt nichts von irgend einem Werthe an ihm blieb, als seine schönen Pferde, seine trefflichen Flinten und die wohlabgerichteten Hunde, welche seine Jäger vor einigen Stunden gebracht, und die Herren bereits untersucht hatten. Während dieser Gespräche gingen die Flaschen fleißig umher, und die Gesellschaft kam vom Forte in's Fortissimo; es entstand zuletzt ein wilder Lärm, wie er schon oftmahls bey freundschaftlichen Gesprächen entstanden war, und Mathildens Gefühl immer beleidigt hatte. Heute schien er ihr, sie wußte nicht warum, noch viel unerträglicher und unanständiger. Sie wurde still und stiller; selbst ihre Nachbarn, ein Junker und ein Lieutenant von der nächsten Garnison, konnten ihren Ernst nicht zerstreuen, so viel Mühe sie sich auch gaben, sie während des allgemeinen Lärms auf eine anständige Art zu unterhalten. Sie nahm endlich einen schicklichen Vorwand, entfernte sich mit den Kindern, und fühlte sich mit einer Art Freude auf ihrem stillen Zimmer allein.

Mathilde war fröhlich und unbefangen. Mit

großer Geduld hatte sie sich zuerst in die einsame Lebensweise des Hauses gefügt, und jetzt eben so, ohne Arges zu denken, die rauschenden Freuden mitgemacht. Wenn ihr zuweilen das Betragen der Herren unschicklich schien, so begnügte sie sich damit, es ihnen unverhohlen zu zeigen; und zufrieden, sich gehorcht zu sehen, dachte sie in der nächsten Minute nicht mehr daran. Heute war es anders. Sie konnte den Auftritt bey Tische nicht vergessen; es war ihr, als sollte sie sich schämen, daß Falkenberg sie in dieser Gesellschaft kennen gelernt hatte, und wenn auch ihr Verstand ihr einwarf, daß er früher fortgegangen, und kein Zeuge der lärmenden Scene, die darauf folgte, gewesen sey, so war eine zarte Stimme in ihr, die ihr unaufhörlich zuflüsterte: Ein Mann, wie Falkenberg, kennt seine Leute zu gut; er ging nur darum, weil er entweder der Gesellschaft keinen Zwang anthun, oder den wilden Ausbruch nicht mit ansehen wollte.

Diese Bemerkung schien ihr so richtig, und zugleich so wenig ehrenvoll für die Gesellschaft und sich selbst, daß sie viel darum gegeben hätte, wenn sie sich vor dem Fremden in einem bessern Lichte hätte zeigen können. Halb mit Ungeduld, halb mit Furcht erwartete sie die Stunde des Abendessens. Die Glocke ertönte, sie war eine der ersten im

Speisesaale. Die Gäste versammelten sich nach und nach; Falkenberg — erschien nicht. Die Cousine fragte ihren Mann. „Du kennst des Onkels Weise; er ist spazieren gegangen.“ In dem Wetter? — Es fing an zu regnen, und ein rauher Herbstwind fuhr durch den halbentblätterten Wald. — Nun wahrhaftig, das heißt doch den Sonderling auf eigene Kosten spielen! — Man lachte laut über den albernen Grafen, pries sich glücklich, im warmen Zimmer am wohlbesetzten Tische zu sitzen, ließ die Flaschen fleißig kreisen, und nach einer halben Stunde sprach die Begeisterung des Rebensaftes aus dem größten Theile der Gäste sehr laut und oft sehr thöricht.

Mathilde war still und in sich gekehrt, kein noch so lustiger Einfall der Gäste, der von den andern mit schallendem Gelächter aufgenommen wurde, kam ihr heute auch nur mittelmäßig vor; sie fand die Unterhaltung gar zu gemein, und dachte, daß Falkenberg doch nicht so Unrecht hätte, die Gesellschaft der Natur auch in ihrer unfreundlichen Gestalt dem Umgange roher und schaler Menschen vorzuziehen. So verging dieser Tag und der zweyte. Sie sah Falkenberg nur bey Tische, wo seine Gegenwart zwar die wilde Fröhlichkeit in Schranken hielt, aber auch der Zwang, den jeder der Gäste

fühlte, in der frostigen Unterhaltung sichtbar ward. Am dritten Tage hatte es den ganzen Morgen geregnet. Gegen Mittag zogen endlich die Wolken von der siegenden Sonne getheilt, in Nebelschleyern an den Felsenwänden hinauf; die Spitzen der Berge wurden sichtbar, und das freundliche Blau blickte hindurch. Mathilde fühlte mehr als je das Bedürfniß einer einsamen Stunde in den Umgebungen der freyen Natur, sie rief die Kinder, und stieg den Schloßberg hinab, an dessen Fuße üppige Wiesen, noch jetzt mit tausend Blumen bedeckt, sich im Schooße des Waldthales hinzogen. Die Kleinen sprangen umher und suchten Zeitlosen und die blaßröthliche Blume des Saffrans, indeß Mathilde, in tausenderley Gedanken und Wünsche versunken, auf einem moosigen Felsenstücke saß. Ein Geräusch weckte sie aus ihrem Traume; sie sah empor, und — Falkenberg stand vor ihr. Sie erschrack; ein Gedanke an alles Böse, was sie von diesem Manne gehört hatte, überfiel sie. Sie wollte aufstehen; sein Anstand zwang sie unwillkührlich zu achtungsvoller Freundlichkeit. Einige Bemerkungen über Gegend und Witterung knüpften das Gespräch an. Falkenberg setzte sich neben sie; und ehe eine Viertelstunde verging, sah sich Mathilde in eine Unterredung verwickelt, wie sie deren im Hause ihrer

Cousine nie gehört, und in der Erinnerung an dem gebildeten geistreichen Ton in ihrer Ältern Hause oft schmerzlich vermißt hatte. Wie wohl that es ihr, über Gegenstände sprechen zu können, welche den Menschen, mit denen sie bisher gelebt hatte, theils unverständlich, theils lächerlich vorkamen! Falkenberg zeigte eine ausgebreitete Belesenheit, Weltkenntniß, und — worüber Mathilde am meisten erstaunte — ein zartes, tiefes Gefühl. Indessen kamen die Knaben herbey. Der Oheim brach das Gespräch an der interessantesten Stelle ab, um sich mit den Kleinen zu beschäftigen. Sie wurden bald zutraulich; sie kletterten an ihm hinauf, und thaten tausend Fragen, die er mit der größten Geduld beantwortete. Er tändelte mit ihnen, er bewies ihnen so viel Liebe, daß Mathilde mit inniger Freude die Gruppe betrachtete. Unmöglich konnte der Mann, der die Kinder so herzlich liebte, den sie wieder so liebten, böse seyn! Eine angenehme Empfindung erfüllte ihr Herz, ihre Furcht verschwand nach und nach; sie wurde offener, zutraulicher. Unter freundlichem Geplauder kam der Abend; die Dämmerung erinnerte sie an die Rückkehr. Sie stand auf; Falkenberg both ihr den Arm. Die Kinder sprangen voraus. Oft standen sie still auf dem Bergpfade und blickten zurück in die Krümmung

des Thals, durch das der Wildbach weit hinab sich schlängelte, und der Rauch der friedlichen Hütten sich in Nebel verlor. Die Mondessichel strahlte hell zwischen zerrissenen Wolken; die stille Feyer des Herbstabends, das Scheiden der sterbenden Natur regte im Einklange zwey Seelen an, die sich bereits in so manchen Puncten berührt hatten. Keines schien Lust zu haben, den Gang zu verkürzen. So kamen sie erst mit der sinkenden Nacht in's Schloß, wo der Graf, der mit seiner Frau am Fenster lag, voll Erstaunen den mürrischen Oheim mit Mathilden kommen sah, und die Gräfinn die kränkenden Vorwürfe, die sie der Cousine wegen des langen Außenbleibens schon vom Fenster herab zuzurufen anfing, schnell wieder zurück nehmen mußte.

Von diesem Tage an war Falkenberg viel um Mathilde. Er zeichnete sie sichtbar aus, er sprach meistens nur mit ihr allein, er ging oft mit ihr und seinen Neffen spazieren, und brachte, wenn die rauhe Witterung sie in's Zimmer verschloß, manche Stunde bey ihr und den Kleinen zu, deren Erziehung und Wohl ihn sehr zu beschäftigen schien. Mathilde vergaß ihrer Furcht und aller der Geschichten, die ihr zu seinem Nachtheile waren erzählt worden. Es war etwas in Falkenbergs Blick, im Tone seiner Stimme, das es ihr unmöglich

machte, ihm etwas zu verbergen. Ein geheimes Gefühl ließ sie in diesem ernsten, beynahe rauhen Äußerlichen einen festen, unerschütterlichen Sinn, in diesem höchst eigenthümlichen Betragen eine seltene Kraft des Willens ahnen; sie fühlte volles Zutrauen zu ihm, sie war überzeugt, in zweifelhaften Fällen Rath, in Bedrängnissen Schutz und Hülfe bey ihm suchen zu können. Sie fühlte das, ohne zu wissen, warum; aber es zog sie unwiderstehlich an ihn, und machte, daß alle Verleumdungen seiner Verwandten fruchtlos an ihrem Herzen abglitschten, denn sie glaubte an Falkenbergs Edelmuth so gewiß, wie an ihren eigenen guten Willen. So ward ihr sein Umgang erst anziehend, dann sehr werth und unentbehrlich. Sie zählte die Stunden bis zu seiner Rückkehr von einer Jagd oder einem einsamen Spaziergange; aber der stärkste Zauber für ihr argloses Herz lag in dem dunkeln Bewußtseyn, daß sie selbst ihm so viel war, daß dieser strenge, ernste Sinn sich weich und mild in zarter Neigung zu ihr aufschloß, daß der Mann, dem die übrige Welt gleichgültig und zuwider schien, sie mit Achtung aufsuchte, ihr Vertrauen bewies, und bey ihr in stiller Heiterkeit eines bösen, finstern Schicksals zu vergessen schien. Übrigens dachte sie nicht viel über die Quelle dieser Empfindungen und

über ein Verhältniß nach, das ihr nie anders als wie eine achtungsvolle Freundschaft vorkam, und bey dem sie Falkenbergs Jahre, der beynahe ihr Vater hätte seyn können, über jeden Zweifel beruhigten.

Bey allem ihrem unbedingten Zutrauen zu ihm war dennoch ein Punct, den sie sehr geflissentlich seinen Beobachtungen und seinen Fragen zu entziehen suchte — ihr Verhältniß in dem Hause ihrer Verwandten und ihre Empfindungen darüber. Es war nicht bloß Überlegung, es war Zartgefühl, was sie abhielt, über einen Gegenstand zu sprechen, von dem sie nichts Gutes sagen konnte, und dem gefürchteten Oheim nichts Böses sagen wollte. Ihre Vorsicht nützte nichts. Sein Scharfblick, noch mehr aber seine Neigung zu Mathilde durchdrang die Hülle, die sie vorsichtig darüber zu ziehen bemüht war. Er hatte längst alles durchschaut, ehe er mit ihr darüber sprach; aber wenn die Richtigkeit, mit der er ihre Lage beurtheilte, sie beynahe erschreckte, so überraschte sie die Wärme, mit der er sich darüber äußerte, noch viel mehr. So hatte sie ihn noch nie gesehen; so theilnehmend, so innig hatte er noch über keinen Gegenstand gesprochen. Der düstere Ernst seiner Züge verlor sich in ein wehmüthig mildes Lächeln, sein dunkelglühendes

Auge drang freundlich und unwiderstehlich in ihre Seele; sie mußte sich ihm ganz entdecken, und sie that es mit aller Hingebung der kindlichen — mit aller Innigkeit der ersten Liebe. Sie ahnete nicht, was sie that; sie sprach nicht von sich, sie sprach von den Kindern, von ihrer vernachlässigten Erziehung, von der Freude, mit der sie sich diesem Geschäfte widmen, und Ersatz für alle Kränkungen und Entbehrungen, die sie zu dulden hatte, in dem Glücke ihrer Pfleglinge finden würde, wenn man ihr nur freye Hand lassen, sie nicht bey jedem Fortschritte durch Laune oder Verkehrtheit stören wollte. Falkenberg hörte ihr zu, sein Blick hing an ihrem beredten, seelenvollen Blicke, an den Lippen, die sich mit so viel Anmuth öffneten; er schlang den Arm um sie, er faßte ihre Rechte, und gelobte ihr, es sollte anders, und sie mit ihm und dem Hause zufrieden werden. O nicht für mich, Falkenberg! rief sie: Nicht für mich — indem sie seine Hand zwischen ihren gefaltenen Händen fest hielt — nur für die Kinder, für ihre Neffen reden Sie, handeln Sie! Es ist ja der schönste Lohn, für die Zukunft unschuldiger, guter Wesen zu sorgen und uns einst sagen zu können: ihr Glück, ihre Tugend ist unser Werk! Mathildens holde Züge strahlten, als sie dieß sprach, vom himmlischen Feuer des [illegible]

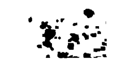
sten Bewußtseyns; sie hielt noch immer Falkenbergs Hand, sie sah ihm bittend und unaussprechlich freundlich ins Auge. Da riß seine hervorbrechende Empfindung ihn hin, sein Blick drang in ihr Innerstes, er zog sie fest an seine Brust, seine Lippen öffneten sich wie zu einem Geständnisse; aber in dem Augenblicke ließ er den Arm, mit dem er sie umfaßt hielt, sinken, seine Hand zog sich aus der ihrigen, sein Auge wurde düster und trübe, er sah sie eine Weile finster an, sprang dann auf, rief: Leben Sie wohl! und war fort.

Mathilde sah ihm erstaunt nach, sie wußte sich sein Benehmen nicht zu deuten; aber es war ihr, als müßte sie weinen. Eine seltsame Wehmuth bemächtigte sich ihrer Seele; ihre Thränen flossen, sie konnte nicht bestimmen, ob über sich selbst oder über Falkenberg, der ihr in diesem Augenblicke sehr unglücklich vorkam. Eine zarte, leise Regung bewegte ihr Innerstes in süßem Schmerz. O er ist gewiß unglücklich! rief sie mehr als Ein Mahl — und er ist so gut!

Bey der Mittagstafel war Falkenberg noch ernster als sonst. Sein Blick ruhte zuweilen mit tiefem Ausdrucke auf Mathilde; aber er sank nicht, wenn ihr Auge das seine traf, zu Boden, wie der Blick des geheimen Liebhabers. Er ließ sie die sil-

le Trauer sehen, die sein Innerstes erfüllte; und dieses Betragen verwirrte sie, indem es sie halb rührte, halb kränkte, ohne daß sie sich die Ursache dieser Kränkung anzugeben wußte. Ein paar Stunden nach Tische rief ein Geschäft sie über den großen Saal im Hause. So wie sie zu der einen Thüre hinein trat, flog die gegenüberstehende rasch auf, und Falkenberg trat mit vor Zorn glühendem Gesichte und flammendem Blicke heraus. Der Graf folgte ihm ängstlich. Aber, theurer Oheim, hören Sie doch! — Schweigen Sie! unterbrach ihn Falkenberg: Sie verstehen weder Mann noch Vater zu seyn. — „Aber die schwache Gesundheit meiner Frau“ — Stille! rief der Oheim jetzt mit donnernder Stimme: Ich will durchaus nichts mehr hören. Sie sind verächtlich.

Der Neffe wich zitternd zurück. Falkenberg eilte rasch über den Saal an Mathilden vorbey, ohne sie zu sehen: aber sie fühlte, wie der Boden des Saals unter seinen mächtigen Schritten schwankte, und Klopstocks Todesengel fiel ihr ein. Falkenberg war im höchsten Grade erzürnt; aber er war selbst in seinem Zorn edel. Sie dachte sich den Fall, wenn er so ihr gegenüber stehen sollte; und sie fühlte, daß sie ihm dann dennoch gut seyn, daß sie allen diesen Zorn mit innigem Wohlwollen erwie-



dern würde. Das Bild des zürnenden Todesengels verließ sie nicht mehr; es begleitete sie in den Garten, in den Forst, auf einem einsamen Spaziergange, von dem sie erst mit der Dämmerung, in tausend Gedanken verloren, nach Hause kam.

Hier hörte sie von den noch zankenden Gatten die Ursache jenes gewaltsamen Auftrittes. Falkenberg hatte über die Erziehung der Kinder ernst und als ein Mann, dem hier ein entscheidendes Wort zukam, gesprochen. Die Gräfinn hatte ihre Zuflucht zu Nervenschwächen und Thränen genommen. Der Graf stand armselig in der Mitte zwischen zwey feindlichen Gewittern, deren er keines weder zu beschwören, noch sich mit ihm zu vereinigen vermochte. Mathilden graute; sie fürchtete, daß auch ihrer in jener Ermahnung Falkenbergs gedacht worden seyn möchte. Das Betragen ihrer Cousine beruhigte sie. Man begegnete ihr nicht unfreundlicher als sonst. Wie zart und wie klug hatte Falkenberg ihrer zu schonen verstanden! Mit freudigem Gefühle dankte ihm ihr Herz beydes, sein Vorwort für die Kinder und seine vorsichtige Freundschaft für sie.

Der Abend kam, man ging zu Tische; Falkenberg erschien nicht an der Tafel. Das geschah öfters. Heute war es nach dem Auftritte in der

Gräfinn Zimmer zu erwarten gewesen. Mathilden dünkte es doch nicht so; sie hatte darauf gerechnet, ihn zu sehen. Zufällig erwähnte jemand seiner, man war ihm im Walde begegnet; der Graf sandte hinüber, er war noch nicht zu Hause. Bitter und hämisch rügte die Gräfinn diese Nichtachtung aller guten Gesellschaft; und nachdem der Witz der Anwesenden sich in Spott darüber erschöpft hatte, fand man es zuletzt sehr natürlich, daß ein Mensch, der so wenig verstände, mit Menschen umzugehen, der mit seinen Prätensionen und lächerlichen Vorstellungen überall anstoßen müßte, freylich lieber die Bäume im Walde und seine Pferde und Doggen zur Gesellschaft haben würde.

Das Abendessen war vorüber. Es war noch früh an der Zeit; man beschloß zu spielen. Dem Grafen schien dieses erwünscht. Es war ihm unheimlich zu Muthe seit dem Zwiste mit dem Onkel, den er so gern wieder versöhnt hätte, und dessen Rückkehr er abwarten wollte. Er schickte von Zeit zu Zeit, ohne daß es die Gräfinn wußte, hinüber, um sich zu erkundigen. Falkenberg war noch immer nicht zurückgekommen. Es wurde spät, die Herbstnacht trübe und stürmisch. Jetzt wurde Woltau wirklich besorgt, und theilte Mathildens Angst, die schon längst über das ungewohnte Außenbleiben be-

stürzt gewesen war. Eben in diesen Momenten der wachsenden Sorge trat Falkenbergs Kammerdiener ein, näherte sich dem Grafen, und sprach leise mit ihm. Mathilden überliefen wechselnde Schauer und Gluthen; sie zitterte vor der unbekannten Nachricht, die der Mensch dem Grafen zu sagen hatte. Woltau stand mit ängstlichem Gesichte vom Spieltische auf. Alles wurde aufmerksam; Mathilde näherte sich mit klopfendem Herzen. Man muß die Reitknechte mit Fackeln aussenden, sagte der Graf: Der Oheim ist noch nicht zurück; es ist zehn Uhr vorüber, es könnte doch ein Unglück — Pah! fiel die Gräfinn ein: Er wird, wie gewöhnlich herum schwärmen; man muß ihn nicht in seinem Vergnügen stören. Du redest, wie du's verstehst, rief der Graf etwas rascher als gewöhnlich: So lange ist der Oheim noch nie weggeblieben; und überdieß hat er, wie der Kammerdiener sagt, Geld und Geldswerth bey sich. Die Nacht ist finster; es gibt Wilddiebe im Walde — wer weiß! — Mathilde zitterte. Die Gräfinn drehte sich mit einem spöttischen Lächeln um, und endigte gelassen ihr Spiel. Der Graf ging hinaus, die Anstalten zu treffen. Man stand auf, und die Gesellschaft trennte sich. Mathilde ging mit sorgenvoller Brust in ihr Zimmer, sie stellte sich ans Fenster, sie sah

die Reitknechte und den Kammerdiener aufsitzen, und ihr Herz begleitete sie mit heißen Wünschen, als sie aus dem Thore sprengten.

Viertelstunde an Viertelstunde tönte langsam vom Schloßthurme herab. Eilf Uhr war vorüber, alles still und finster in den gothischen weiten Hallen. Sie stand und sah in die sternlose Nacht hinaus — kein Laut, als das Sausen des Windes in dem welkendem Laube und durch die Zweige der Tannen! Oft glaubte ihr scharf hinhorchendes Ohr von weitem Stimmen und Hufschläge zu hören; es war Täuschung. Jetzt schlug es Mitternacht; und noch immer war Falkenberg, noch immer die ausgesandten Leute nicht zurück. Mit unaussprechlicher Bangigkeit zählte sie jeden Schlag; ihr war so schauerlich, so bange zu Muthe, alle Gefahren, alle Möglichkeiten, die einem einsamen Wanderer in einer finstern Herbstnacht, im waldigen Gebirge, an Abstürzen und Felsenklippen, bey Gießbächen und unter entschlossenen Wildschützen begegnen konnten, gingen schreckend an ihrer Phantasie vorüber. Angst und Grauen der Einsamkeit preßten ihr Thränen aus. Endlich gewahrte sie von weitem eine Helle; es war Licht im Walde. Das Licht kam näher — jetzt unterschied sie Hufschläge, mehrere Pferde — sie waren es. Aber hatten sie ihn gefunden? Und

wie, in welchem Zustande? Ihr Herz schlug hörbar; ein Zittern ergriff ihre Glieder. Da öffnete sich das Schloßthor; die Reiter sprengten auf den Hof, Falkenberg mitten unter ihnen. Mit einem Schrey der Freude flog Mathilde, uneingedenk der Nacht, des Sturms und aller Verhältnisse in den Hof hinab, und in dem Augenblicke, als Falkenberg vom Pferde sprang, stand sie mit dem Ausrufe: „O Gottlob, daß Sie da sind; vor ihm. Er eilte auf sie zu, er schlug die Arme um sie. O meine theure Mathilde! rief er, und drückte einen heißen Kuß auf ihre Stirn: Du hast mich erwartet, gutes, treues Mädchen! Er schloß sie ungestüm an sich; eine lange verborgene Gluth schien aus seinem Innersten hervorzubrechen. Die Heftigkeit seiner Bewegung weckte sie zur Besonnenheit auf; sie gedachte, wo und wie sie hier wäre, und zog sich schnell und erschrocken aus seinen Armen, die eben so plötzlich niedersanken. Ein paar Secunden standen beyde stumm und betroffen. Endlich both Falkenberg ihr den Arm: Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Sie bis an Ihr Zimmer begleite! Sie nahm es an, ohne zu antworten. Schweigend gingen sie nebeneinander. Jetzt standen sie vor der Thüre. Mathilde ergriff den Drücker; da riß sie Falkenberg noch einmahl ungestüm an sich,

küßte sie mit brennenden Lippen, rief: Lebe wohl, Mathilde! und stürzte die Treppe hinab. Im Hofe hörte sie ihn noch den Leuten Befehl ertheilen; dann ward alles stille. Sie warf sich betäubt auf ihr Bett; kein Schlaf besuchte ihre Augen. Tausend Gedanken, tausend Gefühle durchströmten ihre Brust, sie konnte kaum zweifeln, daß Falkenberg sie liebe; und ein stolzes Entzücken durchdrang ihre Seele. Sie glühte, sie fühlte, was er ihr war, sie bebte vor Lust bey dem Gedanken, diesem edlen verkannten Herzen so beglückende Empfindungen eingeflößt zu haben; und im nächsten Augenblicke erstarrte ihre Seele an einem Abgrunde, der sich plötzlich vor ihr öffnete. Er war verheirathet — zwar an eine Unwürdige; — aber dennoch fest und unauflöslich war seine Treue, sein Schicksal gebunden, und sie auf ewig von ihm getrennt! Es war ihr nicht erlaubt, jene Gefühle zu nähren; sie hatte bey weitem schon zu viel gethan! Hoher Purpur bedeckte ihre Wangen bey dieser Erinnerung; sie war beschämt, sie fühlte sogar den leisen Vorwurf, der in Falkenbergs schneller Besinnung, in der ehrerbiethigen Kälte lag, mit der er sie die Treppe hinauf begleitet hatte. Und sie hatte ihn so ungehindert in ihrem Herzen lesen, ihn ihre Angst um ihn so deutlich sehen lassen! Er-



schüttert, beschämt sprang sie von ihrem Lager auf, warf sich vor dem Bilde ihrer verklärten Mutter nieder, und schwur dem theuern Andenken, strenge über ihr Herz zu wachen und eine Empfindung zu unterdrücken, die sie straflos nicht nähern durfte.

Etwas beruhigt durch dieses Versprechen legte sie sich nieder, und entschlief gegen den Morgen. Der trübe Herbsttag war lange angebrochen, als sie, noch tief bewegt von den Erinnerungen der vergangenen Stunden, an's Fenster trat. Ein unfreundlicher Himmel schüttete Regenströme nieder, dichte Nebel verhingen die Gipfel der Berge, kaum daß die nächsten Tannen durch den trüben Schleyer blickten. Alles war still, niemand erschien auf dem einsamen Schloßhofe; auch in Falkenbergs Zimmern, die ihr gegen über lagen, herrschte noch tiefe Ruhe. Sie blickte sinnend bald hinüber, bald hinab. D a war es, d a hatte er gestanden, d a hatte er sie mit dem Ausdrucke der innigsten Liebe umfaßt, und „theure Mathilde!" und „du" genannt. Noch klangen diese Worte in ihrem erschütterten Wesen nach, und sie verlor sich in süßen Träumen — da tönte die Glocke, die zum Frühstücke rief. Sie fuhr auf. Jetzt sollte sie ihn wieder sehen, jetzt nach so bedeutenden, so entschei-

denden Augenblicken! Sie zögerte; — nun ging sie — stand dann wieder still, und faßte endlich Muth, rasch hinab zu gehen; nur eine leise Stimme flüsterte ihr zu, daß er heute gewiß nicht fehlen, daß sein Betragen dem der vorigen Nacht entsprechen würde.

Er war nicht da. Sie stutzte; doch gewohnt, ihn die Gesellschaft dieser Menschen oft um die Einsamkeit vertauschen zu sehen, beruhigte sie sich bald wieder, und ein stiller Wunsch blieb in ihrer Brust zurück. Da trat Graf Woltau ein. Er ist wirklich fort! rief er schon an der Thüre. Wirklich? wiederhohlte die Gräfinn: Nun, der Streich sieht ihm ähnlich. Mathilde erschrack; ihr Herz sagte ihr, wer fort war. Es war dunkel vor ihren Augen; sie hielt sich an dem Sopha, bey dem sie stand. Nach und nach erfuhr sie durch das allgemeine Gespräch, in das sich zu mischen ihr schlechterdings unmöglich war, daß Falkenberg heute mit anbrechendem Tage, ohne irgend jemanden etwas zu sagen, in dem schrecklichen Wetter fortgeritten war. An seinen Neffen hinterließ er ein mündliches Abschiedswort; der Kammerdiener hatte Befehl, mit dem Postzuge und dem übrigen Gefolge ihn in der nächsten Stadt einzuhohlen. Er hatte mit An-

spannen und Fortfahren kein Aufsehen im Schlosse machen wollen.

Der Graf war sehr bestürzt; die Gräfinn suchte den Zorn, der ihr Gesicht hochroth färbte, unter spöttischem Gelächter zu verbergen. Ohne Rücksicht auf die Gesellschaft warf der Graf die Schuld des Unwillens und der schnellen Abreise des Oheims ihr vor, eben so unzart vertheidigte sie sich; und es entstand eine höchst widerliche Scene.

In Mathildens Brust kämpften die widersprechendsten Gefühle, und der Auftritt, von dem sie Zeuginn seyn mußte, empörte ihr aufgeregtes Herz noch mehr. Welche armseligen, niedrigen Menschen! Unwillig wandte sich ihr Gemüth von ihnen; aber es war ihr nicht möglich, so wie sonst, in der Vorstellung von Falkenbergs moralischer Größe Ersatz und Beruhigung zu finden. Die hohe Gestalt stand nicht mehr in dem glänzenden Lichte vor ihr; sie war irre an ihm geworden. So hätte er sich nicht betragen sollen, so überhaupt nicht, so am allerwenigsten gegen sie, nach dem, was diese Nacht vorgefallen war! Ihr Gemüth war zerrissen, keine Idee gab ihr Ruhe; nirgends war ein fester Punct, auf dem der erschütterte Sinn hätte fest stehen und von dort aus das Chaos ordnen können, das um ihn stürmte.

Zum Glücke für sie war die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf das zankende Ehepaar geheftet; und so gelang es ihr, sich unbemerkt nach dem Frühstücke in ihr Zimmer zu stehlen.

Ein Thränenstrom machte hier dem schwer gepreßten Busen Luft. Es war entschieden, daß ihr allzu verlangendes Herz sie getäuscht hatte. Liebe konnte das nicht gewesen seyn; denn Liebe konnte sich so nicht betragen, so nichtachtend über alle Folgen einer Scene hinweg eilen, deren Bedeutenheit sich auch der kälteste Verstand nicht wegzudemonstriren vermocht hätte.

Und was war es denn? Ein schneller Gedanke fuhr wie ein Blitz durch ihre Seele, und ein grausendes Gefühl, ein Gefühl, das Gluth und Angstschweiß über sie ergoß, erschütterte ihr Wesen. Wie, wenn es nichts als Sinnlichkeit gewesen wäre? Sie erinnerte sich ihres leichten Anzugs, des Sturmwindes, der diesen Anzug verrätherisch um ihre Glieder warf, ihrer eigenen Worte, der unverhohlenen Zuneigung, die sie ihm gezeigt hatte — und sie schauderte bey der Vorstellung, die immer mehr und mehr Wahrscheinlichkeit für sie gewann. In einer empörten Stimmung, gegen sich, gegen Falkenberg, gegen Woltau, gegen die ganze Welt aufgebracht,

te sie peinliche Stunden, bis die Zeit zur Mittagstafel kam. Es war ihr noch mehr Unangenehmes vorbehalten. Bey Tische nähmlich, wo die Vorfälle des gestrigen und heutigen Tages den Stoff des Gesprächs ausmachten, hörte sie, daß des Grafen Leute den Oheim lange im Walde gesucht, und ihn endlich in einer armseligen Köhlerhütte gefunden hatten. Er hatte sich wirklich am Abend verirrt, gab die Hoffnung auf, in's Schloß zurück zu gelangen, und war entschlossen gewesen, die Nacht in dieser Hütte zuzubringen, als die Leute mit den Fackeln und einem Pferde für ihn kamen. Man kannte diese Köhlerleute bereits; es war ein Mann mit mehreren Kindern und einer sehr schönen Frau. Falkenberg hatte sie schon voriges Jahr, als er im Herbste hier war, oft besucht, sie zum Gegenstande seiner Wohlthätigkeit gemacht, und viele Stunden bey ihnen zugebracht. Ein Wettstreit von spöttischen und hämischen Bemerkungen über diese Verirrungsgeschichte, über die schöne Köhlerinn, und Falkenbergs Verhältnisse zu ihr, erhob sich nun in der Gesellschaft. Die Gräfinn war unerschöpflich in beißenden Einfällen. Die Geschichte seiner Heirath, die auf nichts anderem als einer eigensinnigen Anhänglichkeit an ein schönes Weib beruhte, wurde bitter persiflirt; selbst

der Graf, so unmuthig er den Zorn des reichen Oheims ertrug, konnte sich des Lachens nicht enthalten. Nur ein Auge blieb ernst, und zuletzt von einer Zähre des gerechtesten Unwillens, des gekränkten Stolzes befeuchtet. Das war also der Heros ihrer Phantasie! Zu solcher Gewöhnlichkeit war die idealische Gestalt herab gesunken! Wer die schöne Köhlerinn liebte, konnte wohl von dem Anblicke eines jungen, wohlgebildeten Mädchens, das ihm mit offener Theilnahme, in so ungewöhnlicher Stunde, in solchen ungewöhnlichen Verhältnissen entgegen kam, zu lebhaften Äußerungen eines Gefühls hingerissen werden, das — nicht Liebe war, das jetzt statt süßer erhebender Erinnerungen die Stacheln der Reue, der Scham, des Unwillens gegen sich selbst in Mathildens wunde Seele drückte!

Sie überlegte nun alles, was seit Falkenbergs Anwesenheit vorgefallen war. Sie fand endlich, daß ihre gar zu geringe Meinung von der Gesellschaft und ihren Verwandten sie verführt hatte, ihrem Urtheile zu wenig zu trauen. Das plötzliche Wohlgefallen, die Achtung, die ihr Falkenbergs Äußeres und sein Betragen am ersten Tage abdrangen, erklärte sie sich durch die Wirkung des Contrastes mit der übrigen Gesellschaft, und durch ih-

re Überraschung, indem sie sich den Oheim als ganz alt, häßlich und widrig gedacht hatte. Aber sein Anstand, seine Geistesbildung, das Achtunggebiethende seines Betragens? O was kann frühe Gewohnheit und Umgang mit der großen Welt nicht! Ist nicht ein guter Anstand oft Naturgabe, und bürgt Geistesbildung auch für moralische Bildung? Kann man nicht eine Menge Kenntnisse besitzen und unedel seyn? Ist Seltsamkeit und ein schneidendes Abscheiden von der gewöhnlichen Art zu leben und zu seyn nicht oft ein Mittel, den Unerfahrnen zu täuschen? Ach, je weiter sie mit geschärftem Blicke in ihre Gefühle drang, je unglücklicher, je beraubter fühlte sie sich. Jeder schöne Zug, den sie sich an dem edlen Bilde zu verwischen gezwungen sah, jede Tugend, die in Nichts oder wohl gar in ein Vergehen zusammen sank, war ihr ein Raub an ihrem schönsten Besitze, an ihrem geistigen Glücke. Ganz arm stand sie zuletzt da, und ihre Thränen flossen der schönen Täuschung, dem Paradiese, das ihre Phantasie gezaubert und die Wirklichkeit so grell zerstört hatte. Ach, warum war Falkenberg nicht das, was sie glaubte? Wie gern hätte sie ihn verehrt, wie gern wäre sie die Freundinn des edelsten Mannes geblieben! Mehr hatte sie ja ihm weder seyn wollen noch

dürfen. Sie wollte es auch nicht, sie liebte ihn ja nicht; sie hatte ihn nur geschätzt, geehrt und kindliche Zuneigung gegen ihn gefühlt, den seine Jahre und sein Verhältniß von jeder wärmeren Empfindung ausschlossen. Aber daß sie das nicht mehr konnte, das kränkte sie; und eine Art von Schwermuth bemächtigte sich ihrer Brust — bloß wegen des zerstörten Ideals von Freundschaft. So dachte Mathilde, und ahnete nicht, welche Empfindungen in den geheimeren Tiefen ihrer Seele lagen.

Die Jagdgesellschaft verlor sich nun nach und nach. Falkenbergs Abreise hatte das Zeichen zum Aufbruche gegeben; das Schloß wurde wieder einsam, der Winter kam mit seinem traurigen Gefolge, düstere Schwermuth schien über der todten verlassenen Gegend zu ruhen, sogar die Laute der Natur verstummten. Kein Vogel sang mehr im blätterlosen Walde, keine Biene summte über die Schneegefilde, das Rauschen der Bäche erstarrte im Eise, die Menschen hielten sich in ihren Hütten verschlossen, das Gebirge war wie ausgestorben. Mathildens Gemüth entsprach dem Ausdrucke der Natur um sie. Ihre stille Heiterkeit, die sie manche trübe Stelle ihres Schicksals hatte übersehen machen, war entflohen; ungleich, verstimm bald wehmüthig, bald gereizt, trug sie nur mit M

he die Launen ihrer Verwandten. Ach, der Gedanke, daß sie Falkenberg ihre Lage schildern, von ihm Rath, vielleicht Hülfe, oder wenigstens doch den süßen Zauber der Theilnahme erhalten würde, warf jetzt keinen tröstenden Strahl mehr in die trübe Dämmerung ihres Schicksals! Sie fühlte sich ganz verlassen, so verlassen, wie einst am Sterbebette ihrer Mutter. die dem längst voraus gegangenen Vater freudig folgte, und der nur der Blick auf die verwaiste Tochter den Abschied schwer machte.

Es war natürlich, daß in dieser Stimmung der Gemüther tausend Collisionen, tausend unangenehme Auftritte vorfallen mußten, die Mathilden den Aufenthalt in diesem Hause höchst peinlich machten. Nur ihre äußerst beschränkte Lage, die Ungewißheit der Zukunft zwangen sie, auszuhalten, bis der Zufall oder ihre Bemühungen eine Veränderung bewirken würden. Wie sehr überrascht und erfreut war sie daher, als sie ungefähr ein paar Monathe nach jenen Vorfällen von einer ihr nur dem Nahmen nach bekannten Dame einen Brief erhielt, in welchem diese ihr die Stelle einer Gesellschafterinn und Vorleserinn mit sehr vortheilhaften Bedingungen und in einem Style und Tone antrug, der Mathilde sogleich eine gebildete, feinfühlende Frau erkennen ließ. Mathilde erkundigte sich nach ihr bey

ihren Verwandten. Gräfinn Rombach war die Witwe eines angesehenen Mannes, die jetzt von ihrem großen Vermögen, ohne Kinder, ein sehr angenehmes Haus in der Residenz machte. Mathilde errieth nicht, wie die Gräfinn auf sie verfallen konnte; aber der Antrag war lockend, ihre Lage unangenehm. Nach einigem Bedenken und genauen Erkundigungen, die alle zum Vortheile der Frau von Rombach waren, willigte sie endlich ein, und reiste bald darauf nach der Stadt ab.

Sie hoffte keine Heilung der Wunden, die noch immer schmerzten; aber sie rechnete auf Zerstreuung, eine zartere, schonendere Behandlung und die Freuden eines gebildeten Umgangs, die sie so lange vermißt hatte. Die Gräfinn empfing sie mit zuvorkommender Artigkeit. Mathilde trat ihr neues Amt mit Eifer an, und verwaltete es zur großen Zufriedenheit der Gräfinn, die schon längst gewünscht hatte, in ihrer Gesellschafterinn ein gebildetes Mädchen, in ihrer Vorleserinn ein denkendes und fühlendes Wesen zu finden. Vieles von dem, was Mathilde erwartet hatte, fand sie wirklich; manches fehlte indessen noch, und sie sah bald ein, daß das Fehlende sich nie ersetzen würde. Die Gräfinn war eine Dame von feinstem Tone, geistreich, belesen; in ihrem Hause sammelte sich alles, was in der ele-

ganten Welt bedeutend war, lebhafte, sinnvolle Unterhaltungen beflügelten die Stunden, die der Gesellschaft gewidmet waren, Lectüre und angenehme Talente nahmen die einsamen ein. Mathilde wurde mit Feinheit und Anstand behandelt; aber ihr Herz, das von seiner kaum geheilten Wunde noch allzu weich und empfindlich geblieben war, vermißte das Gefühl inniger Anhänglichkeit und herzlicher Güte überall in diesen schimmernden Umgebungen. Ihr Verstand sagte ihr indessen, daß sie sich bescheiden lernen müßte. Sie that es auch; aber diese Überzeugungen vermochten nicht immer, die schmerzlichen Seufzer zurück zu halten, die um den kaum empfundenen und so schnell zerstörten Genuß eines gebildeten, freundschaftlichen und liebevollen Umgangs ihrer Brust entflohen.

Auch hier hörte sie Falkenbergs oft erwähnen. Die glänzende Rolle, die er eine Weile an dem dasigen Hofe, und dann als Gesandter an ein paar andern gespielt hatte, seine Geburt, seine Reichthümer richteten die Augen der großen, müßigen Welt auf ihn. Seine Sonderbarkeiten, seine Heirath, seine Lebensart gaben ihr oft willkommenen Stoff zum Gespräche. Er galt auch hier, wie bey Woltau, für einen Mann, der sich mit niemand vertragen, in kein gesellschaftliches Verhältniß fü-

gen wollte. Aber die große Welt war scharfsichtiger, als der kleine ungebildete Cirkel an Woltau's Tische. Sie konnte nicht zugeben, daß ein Mensch von Falkenbergs Geburt, Vermögen und Geiste aus innerer Stimmung aller Größe, allem Einflusse entsagen, oder um eines zertretenen häuslichen Glückes willen unstät und verzweifelnd in der Welt herum irren könnte. Sie fand mit sehr natürlicher Consequenz in diesem Betragen nichts, als eine schlaue Maske, um sich auszuzeichnen, und einen blendenden Ruf, den man durch wahre Verdienste nur mühsam erringt, auf eine wohlfeilere Art, durch Sonderbarkeit zu erlangen.

Nie hatte Gräfinn Rombach sich in ein solches Gespräch gemischt. Mathilden war das nicht entgangen. Die Gräfinn war in vielem Betrachte eine achtungswürdige Frau; es lag Mathilden daran, ihr Urtheil über Falkenberg zu wissen, und so knüpfte sie einmahl in einer heiteren einsamen Stunde das Gespräch über diesen Gegenstand an.

Kennen Sie Falkenberg näher? hob die Gräfinn lebhaft an.

Das eben nicht. Ich habe den vergangenen Herbst einige Wochen in seiner Gesellschaft zugebracht.

Und was ist Ihr Urtheil über ihn?

Mathilde erröthete: Er scheint ein achtungswerther Mann zu seyn.

Er scheint — ganz recht, mein Kind! Er scheint, und das will er auch —

Sie glauben also, erwiederte Mathilde —

Ich glaube nichts, ich weiß, fiel die Gräfinn schneidend ein: Ich rede nicht gern von solchen Dingen vor den gewöhnlichen Gesellschaftsmenschen; denn Falkenberg ist weitläufig mit uns verwandt, und das Urtheil jener Leute bedeutet mir nichts. Aber Sie, mein Kind, möchte ich gern mit der Welt bekannt machen. Ich möchte Ihnen zeigen, in welchem schimmernden Gewande sich zuweilen das Laster zeigt, und wie schwer es ist, nicht getäuscht zu werden. Ihr klarer einfacher Sinn verdient hell zu sehen, und — lassen Sie sich den Preis nicht reuen, um den Sie eine bedeutende Erfahrung kaufen, sollte es auch Ihre gute Meinung von einem menschlichen Wesen seyn. Es ist sicher nicht die letzte dieser Art, die Sie in der Welt aufgeben lernen müssen. Die Gräfinn schwieg, und sah ernst vor sich nieder; bittere Erinnerungen schienen an ihrer Seele vorbey zu gehen, und Mathildens leise bedeckte Wunden fingen alle an zu bluten. Sie schwieg ebenfalls.

Ich kenne ihn, sagte die Gräfinn, von seiner

Kindheit an. Die Natur hat ihn mit allen Gaben ausgerüstet, um einst ein vorzüglicher Mensch zu werden; Geburt, Reichthümer, eine edle Figur, Talente und große Kräfte des Geistes vereinigten sich bey ihm. Aber ein angeborner Hang zum Bösen und die verkehrte Erziehung eines schwachen Vaters haben allen diesen Anlagen eine falsche Richtung gegeben. Sein Eigensinn war schon in seiner Kindheit unbändig; es war genug, daß etwas ernstlich von ihm verlangt wurde, um ihn sogleich das Gegentheil ergreifen zu machen. Sein Vater hatte ihn zum diplomatischen Fache bestimmt; er ging ihm durch, um Soldat zu werden, und quittirte den Dienst, um Civilbedienung anzunehmen, sobald der Vater ausgesöhnt, und mit dem selbst gewählten Stande des Sohnes zufrieden war. Er war von Jugend auf mit einem der edelsten Mädchen versprochen. Sie ist meine Nichte; und hätte ich sie nicht größten Theils selbst erzogen, so würde ich Ihnen sagen: ich bin stolz auf sie. Er hatte sie nicht geliebt; aber er schien mit dem Plane zufrieden, bis der Zeitpunct zur Verheirathung kam. Es war alles richtig, die ganze Welt davon unterrichtet. Auf einmahl zieht sich Falkenberg zurück, erklärt, daß er das Mädchen durchaus nicht heirathen könnte, und verkup-

pelt sie an einen unbedeutenden Menschen, der sein Waffenbruder gewesen war, und dem das gekränkte, tief beleidigte Mädchen in der ersten Aufwallung von weiblichem Stolz und Trotze die Hand gab, und nie wieder glücklich wurde.

Mathilde seufzte: Aber was konnte ihn zu diesem seltsamen Schritte verleiten?

Mein Gott! Was bewegt eigensinnige, leidenschaftliche Menschen? Und Falkenberg hat wüthende Leidenschaften, die er gar nie zu bezähmen versucht hat, z. B. den Zorn.

Mathilde sah ernst vor sich hin. Der Todesengel fiel ihr ein.

Ich habe ihn im eigentlichen Sinne des Wortes wüthen gesehen, als einst zufälliger Weise seiner Frau erwähnt wurde. Sie werden wohl von der Geschichte wissen?

Ich habe einiges gehört.

Es war die größte Raserey, die er begehen konnte. Alles widerrieth ihm den Schritt; aber die Person war schön, und seine Schwäche gegen weibliche Schönheit übersteigt allen Begriff. Weiß Gott, an welcher verworfenen Creatur er damahls hängen mochte, als er seine Braut verließ!

Mathilde dachte an die Köhlerinn und seufzte: Und hat ihn seine Braut geliebt?

Die Gräfinn hielt einen Augenblick inne. Geliebt? wiederhohlte sie langsam: Nun, das, Gottlob, so eigentlich nicht; aber das Schimmernde in seinen Eigenschaften hatte sie verblendet, und ihr Mann war wohl nicht darnach, um sie Falkenbergs vergessen zu machen.

Mathilde seufzte tiefer. Ihn vergessen! dachte sie. Die Gräfinn fuhr fort: Seine Frau betrug sich so, daß sie ihm und der ganzen Familie Schande machte, kurz, so wie man es erwartet hatte. Alle Welt wußte es schon, nur er allein sah nichts oder wollte nichts sehen. Zuletzt als es nicht mehr möglich war, blind zu bleiben, brach aber auch sein Zorn auf eine Art aus, daß das Leben seiner Frau in Gefahr stand. Es gab einen fürchterlichen Auftritt. Er schickte sie auf der Stelle in ein Kloster, und ließ sich gerichtlich von ihr scheiden. Seit dem trieb er sich eine Weile in Geschäften um; aber er hielt es auf keinem Platze aus, und vertrug sich mit niemanden. Zuletzt legte er plötzlich alle seine Chargen nieder, und nun zieht er, wie Cain, unstät und flüchtig umher, besucht Spitäler und Armenhäuser, und verschwendet sein Geld in Errichtung solcher Anstalten auf seinen Gütern.

Das wäre doch wenigstens ein guter Zweck, sagte Mathilde schüchtern.

sen konnte! Diese Worte waren wie flammende Puncte in dem düsteren Schatten geblieben, den eigene Überzeugung und fremdes Urtheil über Falkenbergs Bild in ihre Seele geworfen hatten. Sie konnte sie nicht vergessen, sie konnte sie nicht zu dem Ganzen fügen; aber sie waren ihr unaussprechlich theuer, um so mehr, als die ganze Welt den Grafen Thornstein als einen Mann achtete, dessen äußere Bildung, dessen Kenntnisse und Denkungsart ihn vor den Meisten seines gleichen auszeichneten. Wie wird diese Frau von ihm sprechen? Was wird ihr Urtheil von ihm seyn? Und wird dieß Herz, das er vorlängst zerrissen hatte, nicht noch den letzten Schimmer von Achtung und unwillkürlicher Neigung in der Brust der jungen Freundinn zernichten, die diesen Rest so gern wie heilige Reliquien zu bewahren strebte?

Zwischen Furcht und leiser Hoffnung schwankend, kam sie an einem schönen Frühlingsmorgen auf dem Schlosse des Grafen an. Er war abwesend; aber als der Wagen unter das Thor fuhr, kam eine schöne Frau von mittleren Jahren mit zwey Kindern eilend die Marmorstufen herab, und empfing die Ankommenden mit ehrfurchtsvoller Herzlichkeit. Mathildens Blick ruhte forschend auf dieser schlanken edlen Gestalt, deren ernstere For-

men durch einen Ausdruck himmlischer Sanftmuth und vielleicht überstandener Leiden schön gemildert waren, und die jetzt noch zeigte, was sie einst gewesen seyn mußte, eine vollendete Schönheit. Unwillkürlich fühlte sie sich zu ihr hingezogen, und ein stolzes, süßes Gefühl erhob sie, als sie sich, gleich in den ersten Stunden, von dieser Frau mit einer Zuvorkommung und Liebe behandelt sah, wie man nur eine wohlbekannte und geschätzte Freundinn behandeln kann.

Sie waren viel beysammen, sie sprachen über hundert Dinge, und eine seltne Übereinstimmung der Gefühle zog das Band der Zuneigung fester. Mathildens Herz öffnete sich wieder angenehmeren Eindrücken, sie fühlte sich hier nicht fremd; sie verstand und wurde verstanden, ihr Trübsinn verlor sich in eine ernste Heiterkeit, und die Gräfinn Rombach sah mit Vergnügen die Veränderung, die sie der Wirkung der Landluft zuschrieb.

Noch war Falkenbergs Nahme nicht genannt worden. Ein geheimer Schauer hielt Mathilden ab; sie fürchtete, alte Wunden zu berühren, sie fürchtete noch mehr, seine Verdammung aus einem Munde zu hören, der schon so viel Gewicht für sie hatte. An einem Nachmittage, wo übles Wetter sie im Zimmer eingeschlossen hielt, si

das Gespräch auf Mahlerey und Zeichnung. Mathilde besaß beyde Fertigkeiten in hohem Grade. Der Graf von Thornstein war Liebhaber und Kenner; er hatte in einem Flügel des Schlosses eine Gallerie von Gemählden angelegt, die man für einen Particulier bedeutend nennen konnte. Rosalie, so hieß die Gräfinn, führte Mathilden hin. Sie gingen durch mehrere Zimmer, in denen viele vorzügliche Gemählde Mathildens Auge auf sich zogen. Schon glaubte sie alles gesehen zu haben, als die Gräfinn noch einen Schlüssel hervorzog und eine Seitenthüre aufschloß, die in ein kleines Cabinett führte. Hier sind die besten Stücke, sagte sie, meistens besondere Lieblinge von meinem Manne und mir; aber es sind wenige, wie sich das von selbst versteht. Mathilde trat in das Cabinett, das sehr schön decorirt und auf eine angenehme Art von oben erleuchtet war. Ihr Blick traf, wo er hinfiel, auf ein Meisterstück; besonders zog sie eine Madonna an, die an der hintern Hauptwand unter einem großen historischen Gemählde hing. Lange stand sie davor und Rosalie schweigend neben ihr, als sich ihr Blick endlich gesättigt erhob, und auf das große Gemählde richtete. Sie erkannte den Gegenstand, den es vorstellte. Es war Scipio, der Afrikaner, in dem Augen-

blicke, wo er dem Celtiberischen Fürsten seine Braut unberührt zurück gibt, deren Schönheit einen mächtigen Eindruck auf den Römischen Helden gemacht hatte.

Auf einmahl überraschte eine auffallende Ähnlichkeit zwischen diesem Scipio und Falkenberg, und zwischen der schönen Gefangenen und Rosalien, wie die beyden in ihrer Jugend gewesen seyn mochten, Mathildens Auge und Herz. Eine hohe Röthe überzog ihr Gesicht; sie versank im Anschauen des Bildes.

Sie bemerken etwas an dem Gemählde? sagte Rosalie endlich, indem sie sie an der Hand faßte, und aus ihrem Staunen weckte.

Mathilde erschrack. Sie wollte etwas sagen; aber die Gräfinn unterbrach sie, indem sie mit feyerlicher Rührung sagte: Lassen Sie uns den schönen Augenblick, wo unsere Seelen sich schwesterlich in einer edlen dritten begegnen, nicht durch Formeln entweihen. Mathilde! Ich weiß, daß Sie meinen Freund kennen, daß Sie zu den Wenigen gehören, die fähig sind, ihn zu fassen. Ich habe mich längst auf Sie gefreuet, denn ich habe Sie durch seine Briefe gekannt; und daß Sie aus Ihren einengenden Verhältnissen erlöset und zu meiner Tante gekommen sind, ist größten Theils

sein Werk. Durch ihn lernte ich Sie, durch mich lernte die Tante Sie kennen.

Mathilde erröthete. Sie wollte etwas von Dank sagen.

„Nichts davon in dieser Stunde. Bey Ihnen ist mir wohl, bey Ihnen kann ich Gefühle laut werden lassen, die ich sonst strenge in meiner Brust verschließen muß. Ja, Falkenberg ist edel, er ist noch mehr als edel, er ist groß. Aber er versteht die Kunst nicht, andere Menschen seine Größe ertragen und sein Verdienst verzeihen zu machen; und hieraus entsprang alles Unglück, das ihn traf. Es wird Ihnen nicht gleichgültig seyn, nähere Beziehungen aus seinem und meinem Leben zu erfahren; morgen werde ich einige Blätter darüber in Ihre Hände geben. Indessen nehmen Sie hier einen zweyten Schlüssel zu diesem Cabinette, das Ihnen nun jeden Augenblick offen steht!“ Als Rosalie diese Worte geendet hatte, drückte sie Mathilden nicht ohne einige Bewegung an die Brust, und verließ sie schnell.

Mathilde blieb noch einige Zeit in dem Cabinette. Ihr Auge verlor sich in den theuern Zügen, die jetzt wieder neue Bedeutung für sie erhalten hatten, ihr Herz in süßen Regungen über die beruhigende Versicherung, die ihr so eben aus einem

Münde ward, aus dem sie sie so wenig erwartet hatte. Falkenberg ist edel, er ist noch mehr als edel, er ist groß! Diese Worte schallten unaufhörlich in ihrer Seele wieder. Und wer sagte das? Das Weib, das er am tiefsten gekränkt, das Herz, das er zerrissen hatte, das jetzt noch für ihn schlug! O, welch ein Mann muß er seyn, und wie unrecht habe ich ihm gethan! rief sie endlich, und näherte sich dem Bilde, und faltete die Hände, auf die ihre Thränen fielen, als wollte sie ihn um Vergebung bitten.

Erst nach einer Weile vermochte sie es, sich von dem Bilde und den Erinnerungen, die sich ihr aufdrangen, loszureissen. Sie schloß das Cabinett ab, und kehrte zur Gesellschaft zurück; aber ihre Seele nahm keinen Antheil an den Gesprächen, denn das Andenken der vergangenen Stunden und die Erwartung dessen, was sie morgen erfahren sollte, beschäftigten jedes Vermögen derselben.

Nach dem Frühstücke am folgenden Morgen legte Rosalie ein kleines Heft in Mathildens Arbeitskörbchen; und diese konnte nur mit Mühe den ersten Augenblick der Einsamkeit erwarten, wo sie die Blätter entfaltete, und mit hochklopfendem Herzen las:

Falkenberg ist der Sohn von einem innigen

Jugendfreunde meines Vaters, und weitläufig mit mir verwandt. Die Freunde wünschten die Neigung, die sie aneinander zog, auch in ihren Kindern fortblühen zu sehen. Falkenberg war mir zum Gemahle bestimmt, ehe ich noch einen Begriff von Liebe oder Ehe haben konnte. Der Wohnort seines Vaters war entfernt, Theodor ein wilder unbändiger Knabe, mit dem weder sein allzu schwacher Vater, noch ein mürrischer pedantischer Abbee, sein Hofmeister, viel ausrichten konnten, und der alles, was er recht machte, aus sich selbst that. Wir sahen uns zuweilen, wir waren uns gut; aber von jener Zuneigung, die unsere Väter so sehr entstehen zu sehen wünschten, zeigte sich keine Spur, vielleicht eben darum, weil man es uns zu leicht machte, uns zu sehr zeigte, was man mit uns vor hatte. Bald, nachdem Theodor, der einige Jahre älter war als ich, auf die Universität geschickt worden war, verlor ich meine beyden Ältern, und wurde der Tante Rombach übergeben. Ihre vernünftige Erziehung, ihre liebevolle Sorgfalt ließ mich diesen Verlust so wenig als möglich fühlen; und so vergingen, nachdem der erste Schmerz vorüber war, einige stille Jahre, in welchen sich mein Charakter entwickelte, mein ganzes Wesen entfaltete. Von Theodor bekam ich zuweilen Briefe, an denen

ich — bereits mit einigen Romanen bekannt. — nichts auszusetzen wußte, als ihre Kälte und Seltenheit. Ein Bräutigam sollte zärtlicher schreiben, dachte ich. Übrigens waren alle Zeugnisse, die er von seinen Lehrern, von dem Hause, dem er übergeben worden war, von allen Freunden erhielt, höchst ehrenvoll. Ich war stolz auf ihn, ohne ihn zu lieben; denn ich kannte ihn kaum. Welch ein Unterschied mußte zwischen dem Knaben, der mich verlassen hatte, und dem Jünglinge, den ich erwartete, seyn! So sah ich unserer Verbindung nicht mit Ungeduld, aber mit Vergnügen entgegen.

Sein Vater hatte ihn zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, auf der er selbst vor Jahren im Sonnenschimmer der Fürstengunst geflattert hatte. Dem kühnaufstrebenden, freyheitliebenden Jünglinge widerte der Zwang der Geschäfte, der Etikette, der umsichtigen Politik. Er wünschte Soldat zu werden, da eben der Krieg begann. Der Vater wollte nichts davon wissen; der Sohn bath, flehte, beschwor — vergebens. Man muß dem störrigen Jungen den Kopf brechen, sagten der Vater und der Abbee; und Theodor sollte noch, ehe er ins väterliche Haus zurück gerufen ward, an dem Orte, wo er studierte, einige Zeit in einer Kanzelley arbeiten. Er unterwarf sich

geduldig, er arbeitete, man überhäufte ihn mit Geschäften, um den unruhigen Geist zu bändigen; er saß den Tag und die halbe Nacht am Schreibtische. Seine Natur erlag, er wurde krank. Er schrieb an seinen Vater, an mich; ich sollte seine Fürsprecherinn werden. Ich that es willig, aber ohne Erfolg. Der Vater hielt alles für Verstellung, weil Theodor, wie sein Mentor schrieb, nicht im Bette blieb. Da ergriff er den einzig übrigen Rettungsweg; er entfloh zu dem Bruder seines Vaters, dem Generalen, der eben mit seinem Regimente Befehl zum Aufbruche erhalten hatte. Der Oheim, der den Abscheu des Jünglings vor Geschäften für Abscheu vor jeder Anstrengung und Ausdauer hielt, machte ihn zum Cadetten, und kündigte ihm an, daß er, um ein tüchtiger Offizier zu werden, den Dienst von unten auf lernen müsse. Zugleich überhäufte er ihn mit mathematischen und anderen Regimentsarbeiten, und schrieb an den Vater, um Verzeihung für den Sohn und freye Hand über ihn zu erhalten. Der Vater wollte nichts von dem ungerathenen Kinde wissen. Auch mir ward sein Schritt unter gehässigen Farben gezeigt; und ich fand dann auch, daß seine Liebe zu mir sehr gering, und sein Charakter äußerst wild und unzähmbar seyn müsse. Die Tante, die mich

für Theodor zu bewahren wünschte, weil unsere Verbindung aus manchen Ursachen damahls noch ein Familiengeheimniß bleiben mußte, suchte mein zu empfindliches Herz vor unzeitigen Eindrücken dadurch zu schützen, daß sie meine Eitelkeit aufregte. So dachte sie mich ihm zu erhalten; und eben diese Eitelkeit entfernte mich von ihm. Ich war hübsch, reich, unabhängig; man glaubte mich frey — kein Wunder, daß ein bedeutender Kreis von Werbern sich um mich sammelte. Ich hatte Romane gelesen; es wurden deren mit mir gespielt. Was konnte ich von der Liebe und Anhänglichkeit eines Menschen erwarten, der, statt nach einer fünfjährigen Abwesenheit in meine Arme zu eilen, dem Vater entfloh, und eine Stadtgeschichte machte, um sich auf lange, vielleicht auf immer von mir zu entfernen? Mein Stolz, eigentlich meine Eitelkeit, war gereizt, und die gefälligen Huldigungen der jungen und alten Herren gaben mir nur zu viel Stoff zu Vergleichungen, die alle zum Nachtheile des wilden, kalten Theodor ausfielen.

Wir hatten bisher größten Theils auf dem Lande oder in einer Provincialhauptstadt gelebt. Tante Rombach fand es nöthig, mir die letzte Ausbildung in der Residenz zu geben. Hier, wo ungewohntes Geräusch und betäubende Freuden

mich erst berauschten, dann eine eckele Leere in meiner Brust zurück ließen, lernte ich, wie eine Erscheinung aus einer besseren Welt, meinen Gemahl kennen. Seine edle, männlich schöne Gestalt, sein Anstand, seine milden Sitten, seine Kenntnisse wirkten in diesen Umgebungen doppelt auf mich. Ich unterschied ihn bald mit reiner Achtung vor dem ganzen Schmetterlingshaufen, der um die Neuangekommene flatterte: aber ich sah leider nur zu bald, daß sein Gefühl weit lebhafter war. Ich sah es, und diese Erkenntniß, anstatt mich zur Besonnenheit zu bringen, raubte mir die Unbefangenheit, machte mein Betragen seltsam, ungleich, und um so gefährlicher für ihn. Ich sah seine Liebe, ich wußte, daß er mich nie besitzen konnte, ich klagte mich als die unschuldige Ursache seines Unglücks an; und der um meinetwillen Gekränkte ward mir noch theurer. Endlich entfloh in einer unseligen Stunde das Geständniß seiner Liebe den bebenden Lippen, und ich mußte den zerschmetternden Strahl ewiger Versagung und Trennung auf das schöne, mir ganz geweihte Herz schleudern. Er ertrug sein Unglück mit Standhaftigkeit, und verließ die Residenz bald darauf, um ebenfalls zu seinem Regimente zu gehen, das sich in Bewegung setzte.

Seine Abwesenheit gab mir einen Theil meiner Ruhe wieder, ich sah ihn wenigstens nicht leiden; aber Falkenberg sank immer tiefer und tiefer in meiner Meinung, denn er schrieb fast gar nicht, oder das trockenste Zeug. O wie ganz anders fühlte Thornstein für mich! Und ich mußte diesem für jenen entsagen!

Der Krieg begann. Einer der romantischen Zufälle im Soldatenleben brachte die beyden Nebenbuhler unerkannt zusammen. Sie wurden Freunde, ohne sich zu kennen; und als Falkenberg sich nannte, hatte Thornstein bereits den Nebenbuhler im Freunde lieben gelernt. Er verschwieg ihm sorgsam das unglückliche Geheimniß, und gab sich alle Mühe, eine hoffnungslose Leidenschaft zu bekämpfen. Theodor, unbekannt mit den Freuden und Qualen der Liebe, widmete sich mit rastloser Thätigkeit jeder Pflicht seines selbstgewählten Berufs; und ein halbes Jahr nach seiner Flucht hielt er sich in seiner ersten Schlacht so brav, daß der Chef seines Regiments, nicht sein Oheim, ihm unaufgefordert eine Fahne übergab. Nun war er Offizier. Das Regiment bezog eine sichere Stellung; er bath um Urlaub [illegible] einige Tage. Der Wohnort seines [illegible] über drey Tagereisen von dem [illegible]

nes Regiments entfernt. Er ritt ununterbrochen fort, gönnte sich kaum einige Stunden Schlaf, und stürzte am vierten Tage bestäubt, athemlos, aber mit dem goldenen Portepee und dem Zeugnisse seines Chefs zu den Füßen seines Vaters. Befriedigter Stolz und väterliche Rührung siegten über jeden Groll. Wie hätte er dem Sohne zürnen können, der, um den Vater zu versöhnen, seine Gesundheit in dem überspannten Ritte auf's Spiel gesetzt hatte! Er wollte nichts, als Verzeihung, und die ward ihm im vollsten Maße.

Seine Zeit war genau zugemessen. Gern hätte er sich auch der Braut gezeigt; aber die Residenz war zu fern; ein Brief vertrat die Stelle des persönlichen Besuches. Ach, warum mußte ich entfernt seyn? Warum sahen wir uns nicht in diesem letzten, in diesem einzigen Momente, der über unser beyderseitiges Schicksal ganz anders hätte entscheiden müssen? Die Tante hatte die Rückreise schon beschlossen gehabt, eine Kleinigkeit verzögerte sie — und Theodor kehrte zum Regimente zurück, ohne mich gesprochen zu haben. Ach Mathilde! Es gibt Lagen und Verkettungen im menschlichen Schicksale, von denen dem resignirenden Geiste nichts zu sagen übrig bleibt, als: Es hat so seyn müssen!

Mich verdroß diese getäuschte Hoffnung sehr. Meine geschäftige Phantasie hatte sich das Bild des schlanken braunen Knaben in der zierlichen Uniform recht hübsch gemahlt. Ich hätte ihn so gern als Offizier gesehen, so gern! War es Ahnung, Vorgefühl dessen, was durch dieses Versäumniß entstehen mußte? Sehnsucht war es nicht; denn ich liebte ihn nicht. Wie dürftig meine Phantasie gemahlt hatte, der immer nur das Bild des sechzehnjährigen Knaben vorschwebte, lernte ich erst später einsehen. Jetzt schmollte ich mit ihm, weil er so gar wenig Ungeduld hatte, seine Braut wieder zu sehen. Er kam beym Regimente an. Thornstein, aus dem eigenen Gefühle überzeugt, der beneidete Glückliche müsse aus meinen Armen zurück kommen, empfing den Freund mit sichtbarer Trauer, und hörte halb mit Erstaunen, halb mit heimlicher Freude das Gegentheil. Dennoch beschloß er, strenge zu schweigen; aber seine Heiterkeit war dahin, seine Gesundheit litt unter dem ewigen Kampfe mit einer hoffnungslosen Leidenschaft. Da errieth und entriß ihm Theodors dringende Freundschaft das unglückliche Geständniß; und schon damahls dämmerte in der trauernden Seele des edlen Jünglings der erste Gedanke von dem Entschlusse, den er später mit so vieler Kraft

ausführte. Die nächste Schlacht entschied das Schicksal der beyden Freunde und meines. Falkenberg sah seinen Freund mit einer Art von Verzweifelung den Tod suchen; er selbst entriß ihn zweymahl der drohenden Gefahr, die jener nicht sehen zu wollen schien. Endlich wurde Theodor selbst umringt, und lag bereits, verwundet und vom Pferde gesunken, am Boden; da hieb sich mein Gemahl wie ein Rasender zu ihm, stellte sich vor den Gefallenen, fing die Streiche auf, die jenen suchten, und sank endlich ohne Bewußtseyn auf seinen Freund nieder, der in der fürchterlichsten Verzweifelung den Geliebten um seinetwillen sterben sah, ohne etwas zu seiner Rettung thun zu können. Aber Thornsteins hartnäckige Gegenwehr hatte den Seinigen Zeit gegeben, heranzudringen; sie zerstreuten den Schwarm der Feinde, und trugen die beyden Verwundeten in ein Zelt. Falkenberg war nicht bedeutend verletzt; er erhohlte sich schnell, und an dem langen, schweren Krankenlager seines Freundes reifte endlich, nicht ohne manchen Kampf mit seiner Pflicht als Sohn, und der jugendlichen Neigung zu der Braut, die man ihm als schön und gut geschildert, und die er so lange als sein Eigenthum zu betrachten gewohnt war, der Plan, mich dem Freunde abzutreten.

Sobald der Feldzug geendet war, nahm er Urlaub und reiste zu mir, um mich und seinen Vater mit seinem Entschlusse bekannt zu machen, und jedes Hinderniß zu überwinden, das seinen Plan hätte zernichten können, der ihm, je schwerer er ihm schien, je werther geworden war. Ach, das Größte, das Schwerste hatte er nicht geahnet!

Er kam an, er ließ sich bey mir melden, mein Herz schlug lebhaft, ich eilte ihm freudig entgegen. O Mathilde! Welche Überraschung! Ich erstarrte, mein Fuß blieb am Boden hängen, glühender Purpur bedeckte mein Gesicht, meine aufgehobenen Arme sanken, und — verwirrt — verlegen — versagte mir jedes Wort des Willkommens. Ich hatte den schmächtigen, blühenden Knaben erwartet, das Gesicht voll kindischer Lebhaftigkeit, das klare helle Auge, den jugendlich aufgeschossenen Wuchs; und jetzt stand eine hohe, edle Gestalt vor mir, näher dem Manne als dem Jünglinge, die meine nicht unbedeutende Länge weit überragte, so, daß ich zu ihm empor sehen mußte. Das sonnenverbrannte Gesicht war bereits mit einer kleinen Narbe geschmückt, im dunkeln Auge glühte gehaltenes Feuer, Kraft und Würde war in jeder Bewegung, selbst in der ruhigen Stellung, in der er vor mir stand. Es war kein

Knabe, es war ein Krieger, ein Held — und er war mein! Daß ich aber den Helden nicht umarmen, ihn nicht so behandeln dürfe, wie jenes Bild meiner Phantasie, das sagte mir ein scheues Gefühl; und so blieb ich stumm mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stehen. Auch er schien betroffen und verwirrt; auch er hatte mehr gefunden, als er erwartet hatte — und er stand im Begriffe, mir auf ewig zu entsagen!

Welche Haltung ihm diese Gewißheit gab, wie sein seltsames, ungleiches, jetzt kaltes, jetzt verrätherisches Betragen auf mich wirkte, auf mich, die nach der Überraschung des ersten Augenblicks im süßen Bewußtseyn schuldloser Neigung sich ohne Zwang, ohne Ziererey ihm ganz hinzugeben bereit war, das brauche ich Ihnen nicht zu schildern. Wir begriffen ihn nicht, weder sein Vater, noch die Tante, noch ich. Nur fühlte ich mit Schmerz, daß er nicht so gegen mich sey, wie er seyn sollte, wie ich es war; und die Tante prophezeyte uns, daß in seinem Herzen etwas vorgehe, und daß dieß nichts Gutes für uns seyn könnte. Wir hatten gehofft, ihn einige Wochen bey uns zu behalten. Kaum waren zehn Tage vergangen, so erklärte er uns, daß er schnell abreisen müsse. Ein Regimentsbefehl — Geschäfte — Gott weiß

was — man sah dem Dinge das Mährchen auf den ersten Blick an. Wir ließen geschehen, was wir nicht ändern konnten. In der Abschiedsstunde nahm er mich allein in ein Zimmer; — es arbeitete sichtlich etwas in seiner Brust, ein Geständniß, das er jetzt zu thun, jetzt mit der größten Anstrengung zurück zu halten schien. Er bath mich, Glauben an ihn zu haben, ihn auch in der Abwesenheit nicht zu vergessen, ihn nicht falsch zu beurtheilen. Er sagte mir, daß ich ihm sehr theuer sey, daß ihm an meiner Meinung von ihm sehr viel läge. — Es war das erste Mahl, daß ein solches Wort über seine Lippen kam. Ich fühlte mich tief bewegt, aber ängstlich. Ich drang in ihn, sich zu entdecken; denn es war mir gewiß, daß er etwas Großes zu sagen habe. Da wurde auf einmahl sein Blick düster und ernst, seine Haltung höchst feyerlich. Nein, Rosalie! sagte er darauf: Fordere das nicht! — es ist unmöglich! — „Und nun“ — Er hob die Arme empor, seine Stimme zitterte, seine Lippen bebten. „Noch bist du mein, meine Verlobte, mein Eigenthum!“ Er umschlang mich fest, drückte mich an seine arbeitende Brust, preßte einen langen, heißen Kuß auf meine Lippen, riß sich los, und verschwand.

Tief und unauslöschlich blieb der Eindruck die-

ser Scene in meinem Gemüthe. Meine Tante, sein Vater schalten auf ihn, man erschöpfte sich in Muthmassungen über sein räthselhaftes Betragen; er war aber kaum zwey Tage fort, so kam ein Brief, der alles aufhellte. Falkenberg schilderte mir darin mit den Farben des freundschaftlichsten Enthusiasmus die Vorzüge seines Freundes und seinen hoffnungslosen Zustand; er erzählte die Geschichte der Schlacht, er sagte mir, daß, da nur der Wille unserer Ältern und nicht eigene Neigung das Band zwischen uns geknüpft habe, da er ferner wisse, daß ich Thornstein bereits kenne, und nicht ganz gleichgültig gegen ihn wäre, er kein Bedenken finde, seine Ansprüche an mich aufzugeben, und mich zu bitten, den edelsten Mann, den er kenne, den Retter seines Lebens aus seiner Hand zum Gemahl anzunehmen, der sonst gewiß ein Raub der Verzweiflung seyn, und meinen Verlust nicht überleben würde. Dieß sollte der einzige Gebrauch seyn, den er von seinen Rechten an mich machte, und zugleich der größte Beweis, wie innig er mich achte, wie sehr er mein Glück wünsche. Er würde sich bestreben, seinen großen Verlust standhaft zu ertragen; wir beyde, mein Gemahl und ich, könnten nur gewinnen, und so bäthe er mich zuletzt, seiner nie ganz zu vergessen, seine Handlung nicht

mißzuverstehen, und keinen Groll gegen ihn zu nähren.

Es ist unmöglich, die streitenden Empfindungen und überhaupt den Zustand, in dem ich während der Lesung dieses Briefes war, zu schildern. Halb bewußtlos sank ich auf einen Stuhl — das unglückliche Blatt entglitt meiner Hand. Jetzt erst fühlte ich, daß — und wie heftig ich Falkenberg liebte. Meine Tante trat ein, sie sah meine Lage; ich konnte ihr nicht antworten, ich konnte nicht einmahl weinen. Sie nahm den Brief. Ihrem Geiste stellte sich die Sache schnell unter einer ganz andern Ansicht dar. Sie war längst unzufrieden mit Falkenbergs Betragen gegen mich gewesen; besonders hatte sie die Art, wie er sich die letzten Tage benahm, und sein schneller, unvorbereiteter Abschied beleidigt. Es war ihr nun ausgemacht, daß er vielleicht schon lange geheime Verhältnisse mit andern Mädchen oder Weibern gehabt habe, daß der Entschluß, eine Verbindung aufzugeben, die ihn drückte, ohne ihm Freuden zu versprechen, bereits in ihm gelegen, als er hier war, und daß die Unschlüssigkeit, ob er sich mündlich entdecken sollte oder nicht, ihm diese Ungleichheit des Benehmens gegeben habe. Es war etwas in meinem Herzen, das diesen Ansichten widersprach; widerlegen aber

konnte ich sie nicht. Dazu fehlte es mir an Gründen; und ich weiß nicht, aus welchem tiefen Gefühle ich mich scheute, ihr die letzte Scene zu schildern. — Es war mir, als würde sie vor solchen Ohren entweiht. Indessen gelang es ihr nach und nach, meine Eitelkeit, die sie so sehr zu nähren beflissen war, und selbst zuletzt meinen Stolz aufzuregen; sie ließ mich in dem Ganzen eine mit Thornstein abgeredete Comödie, und mich als das Opfer des Complotts sehen. Ich war gekränkt, mein Herz zerrissen; aber mein Stolz hielt mich aufrecht. Ich beantwortete Theodors Brief mit der größten Kälte, ich sagte ihm, daß ich seine Entsagung mit Freuden annehme, und sehr zufrieden über meine Freyheit sey. Was meine Verbindung mit Thornstein betreffe, darüber müßten die Zeit und seines Freundes Betragen entscheiden.

Falkenberg fühlte die schneidende Kälte dieses Tones, ein ungeheurer Schmerz zerriß seine Seele; aber er hatte geschworen, den Freund zu retten, und er hielt den Schwur. In einem wahrscheinlich erdachten Geschichtchen entdeckte er ihm, daß seine Verbindung mit mir ganz aufgehoben, und meine Hand so frey sey als mein Herz. Thornstein, der keine Ahnung von dem Eindrucke gehabt hatte, den ich beym letzten Besuche auf den un-

glücklichen Freund machte, und der Falkenbergs Verhältniß zu mir nie anders als wie ein Familienarrangement ansah, lebte bey dieser Nachricht auf; und dieser Anblick war die erste und einzige angenehme Empfindung, die Theodors edles Opfer vergalt. Die Ärzte fanden es nothwendig, daß Thornstein nach der Residenz gehe, um ganz geheilt zu werden: denn tiefe Wunden des Körpers und mehr noch der Seele hatten seine Gesundheit so herunter gebracht, daß ein schleichendes Fieber seinem Leben zu drohen schien. Freudig nahm er diesen Rath an, von dem er so vieles hoffte; und ich sah ihn wieder.

Im ersten Augenblicke wandte eine widrige Empfindung mein Herz um; aber die Todtenbläße seines Gesichts, die sichtbare Erschöpfung seiner Kräfte, das gänzliche Hinwelken dieser einst so schönen, edlen Gestalt sprachen laut für ihn, und widerlegten jeden kleinherzigen Zweifel meiner Tante. Ich war geliebt, ich war es unstreitig, heiß, treu und ewig. So viel Liebe verfehlte auch ihr Ziel nicht; meine Achtung vermehrte sich durch die Berichte anderer Offiziere und Zeugen jener Schlacht sowohl, als der innigen Freundschaft zwischen ihm und Theodor. Ganz unverdächtige Beweise der Reinheit seiner Absichten, und der Gedanke, der nie noch ein Mädchenherz verfehlt hat, daß alle die-

se Schmerzen, diese Wunden, diese Verzweifelung, die den Tod suchte, um meinetwillen entstanden waren, das alles rührte endlich mein Herz; vielleicht mischte sich auch heimlicher Trotz gegen Theodor ein. Thornstein nahm seinen Abschied; denn seine Gesundheit erlaubte ihm nicht mehr zu dienen; und in sechs Monathen ward ich sein Weib.

Fünfzehn Jahre sind seit dem verflossen. Noch nie, noch keine Stunde lang habe ich Ursache gehabt, meine Wahl zu bereuen; aber Mathilde, die Theodorn kennt, wird mich nicht mißdeuten, wenn ich ihr sage, daß das Gefühl, welches mich sanft und innig an Thornstein zog und jetzt noch fest hält, und jener Blitz, der bey Theodors Wiedersehen mein Innerstes durchzuckte — zwey ganz verschiedene Wirkungen desselben Strahles gewesen sind.

Hier endigte das Manuscript. Mathilde hatte schon lange zu lesen aufgehört. Leise Thränen flossen ihr unbewußt über die Wangen, sie saß bewegungslos auf dem Sopha zurück gesunken; aber was in ihrer Seele vorging, war ganz das Gegentheil dieser scheinbaren Ruhe. Da trat Rosalie ein. Mathilde eilte ihr entgegen; sie sank ihr weinend in die Arme. Die Gräfinn sah betroffen

die Spuren der tiefen Erschütterung, die jene Blätter in ihrer jungen Freundinn hervorgebracht hatten. Beynahe bereuete sie die allzu große Wärme, mit der sie von dem Jugendgeliebten gesprochen hatte; aber es war zu spät, sie konnte nicht auf dem Abhange stehen bleiben. Mathilden blieb noch viel zu fragen übrig, und sie säumte nicht, in Rosalien zu dringen; diese mußte antworten, und so erfuhr sie Falkenbergs ganze Geschichte.

Sobald Falkenberg allein war, fuhr die Gräfinn fort, und der Anblick des geretteten Freundes ihn nicht mehr zu hohen lohnenden Gefühlen entzückte, fielen die Größe seines Verlustes und alle Folgen davon lastend auf sein Herz. Jetzt sah er erst ein, was er gethan, was er unternommen hatte; und es brauchte weit mehr Kraft, das Opfer zu vollenden, als es zu bringen. Sein Vater war äußerst gegen ihn aufgebracht; das härteste Urtheil, der Tadel der ganzen Welt, traf ihn um der vermeinten Treulosigkeit willen. Er trug alles, ohne nur mit einem Laute zu verrathen, was die Triebfeder seiner Handlung gewesen war. Aber sein zerrissenes Herz, sein unterliegender Geist bedurften Erhohlung, Nachlassung von so vielen Kämpfen und Anstrengungen. Er suchte sie in den wilden Zerstreuungen des Lagers; er

spielte, er verlor ungeheuer, stürzte sich in böse Händel, duellirte mehr als Ein Mahl. Sein Vater, seine Angehörigen jammerten über die Verwilderung, über die Zügellosigkeit des verkannten Unglücklichen; man pries mich glücklich, seinen Händen entgangen zu seyn. Mein Verstand stimmte diesen Tröstungen bey, und mein noch blutendes Herz fühlte sich auf's neue davon zerrissen; denn es war eine Stimme in mir, die allen diesen Vernünftigkeiten laut widersprach.

So vergingen zwey Jahre. Am Ende derselben wurde Falkenbergs Vater gefährlich krank; man sah seinem Ende entgegen. Thornstein schrieb an den Sohn; dieser eilte, von Reue und Liebe getrieben, an das Sterbebett seines Vaters. Er wollte ihn nicht vor sich lassen; ich und mein Gemahl bewirkten so viel, daß er ihn zu sehen einwilligte. Der Anblick des sterbenden, noch nicht versöhnten Vaters, der Gedanke, ihn mit einer unrichtigen, schmerzenden Vorstellung scheiden zu lassen, erschütterte Theodorn. Seine Vorsätze stürzten zusammen, er bekannte alles. Der gerührte Greis vergab ihm gern und schnell; ihm war's, als wäre ihm auf dem Todbette der geliebte, einzige Sohn noch ein Mahl geboren worden — und aller Bitten desselben ungeachtet mußten ich und Thornstein gerufen,

und uns das Geheimniß der Tugend, der Großmuth mitgetheilt werden.

Rosalie hielt hier inne. Es schien, als wollte sie sich sammeln, um das, was jetzt kam, zu erzählen. Endlich, indem sie die schönen Augen zum Himmel hob, in denen jetzt noch Thränen zitterten, sagte sie: O mein Gott, welche Zusammenkunft! Falkenberg stand vor mir, wie ein Halbgott, mein Mann sank zu seinen Füßen. Das vollendete die schmerzliche Empfindung dieses Auftrittes. Ich fühlte meine Sinne schwinden. Als ich zu mir selbst kam, sah ich mich in einem andern Zimmer unter den Händen meiner Frauen. Meines Mannes Zartgefühl hieß ihn meinen Anblick in diesen Augenblicken meiden, ich sah ihn erst am folgenden Morgen wieder, als der alte Falkenberg todt, und sein Sohn auf dem Wege zu seinem Regimente war. Die feine Schonung, das edelmüthige Schweigen meines Mannes würden ihm jetzt mein Herz gewonnen haben, wenn ich ihn nicht schon früher hätte innig achten und lieben müssen. Das Andenken des edlen Freundes ewig zu ehren, wurde nun das Bild gemahlt, das Sie gestern so überrascht hat, und dieser neue Beweis der Dankbarkeit, der tiefen Empfänglichkeit für alles Schö-

ne und Gute in Thornsteins Herzen sicherte mir mein häusliches Glück auf immer.

Mein Freund hatte dem Vater geschworen, keine Karte mehr anzurühren. Er hielt diesen Schwur wie jeden; aber um dem Spotte seiner Cameraden auszuweichen, verließ er, da der Krieg ohne dieß zu Ende war, den Dienst, und ging nach Frankreich, wo eben ein schimmerndes Phantom von bürgerlicher Freyheit und einem verbesserten Zustande des Menschengeschlechts die edleren Geister und Herzen electrisirte. Er fand nicht, was er gesucht hatte, und verließ Europa, um in einem andern Welttheile sein Ideal verwirklicht zu sehen. Nach vier Jahren kam er zurück. Sein erster Weg war zu uns. Heiter und froh, wie in den glücklichen Tagen unserer früheren Jugend, sank er in meines Mannes Arme. Sein Herz hatte einen Gegenstand gefunden, der es nun und immer lebendiger beschäftigte. Eine junge Emigrirte, die Witwe eines Marquis, der unter der Condéschen Armee gefallen war, und die Falkenberg auf eine romantische Art hatte kennen lernen, hatte durch ihre blendende Schönheit seine Augen bezaubert, durch ihr Betragen, durch ihr Unglück, durch tausend Künste seine Phantasie umstrickt. Er liebte mit eben der glühenden Leidenschaft, mit der er

alles ergriff, und war entschlossen, Emilien, so hieß die Witwe, zu heirathen. Seine Familie, alle seine alten Freunde widerriethen ihm diesen Schritt; man hatte Erkundigungen über sie eingezogen, die gar nicht günstig lauteten. Ihr Ruf war mehr als zweydeutig. Man zweifelte, ob sie je mit dem Marquis verheirathet gewesen war. Es war unmöglich, Falkenberg zu überzeugen; Emilie wußte mit schlauer Kunst jeden Verdacht zu entkräften, jeden bedenklichen Umstand zu ihrem Vortheile zu kehren.

Und Sie, Gräfinn? fiel Mathilde schüchtern ein.

Ach! antwortete diese: Hier kann ich mich nicht von aller Schuld frey sprechen! Zu mir flüchtete Falkenberg, wenn die Andern ihn schonungslos verfolgten; mir allein vertraute er, indeß sein Herz sich allen seinen Freunden verschloß. War es Schwäche, war es Eitelkeit; ich betrachtete die Sache aus einem andern Gesichtspuncte. Ich wußte nur zu gut, wie viel Macht Falkenbergs fester Sinn über ein junges, liebendes Gemüth haben konnte, und überzeugt, welch einen Schatz er in seinem reichen Herzen trug, war es mir mehr als wahrscheinlich, es war mir gewiß, daß ihn Emilie aufrichtig liebe, und aus Liebe zu

ihm manchen Fehler, manche Schwäche, die vielleicht die Welt in einem zu schwarzen Lichte sah, ablegen würde. Ich rieth ihm nicht ernstlich genug ab, ich ließ mich von meinem und seinem Herzen hinreissen; und er heirathete Emilien, um sich in zwey Jahren darauf, als ihm die Augen schrecklich geöffnet, und ihre Ehre unwiederbringlich zernichtet war, öffentlich von ihr scheiden zu lassen. Seitdem haßt er sie eben so heftig, als er sie einst liebte; er hat ihr ausdrücklich verbothen, seinen Nahmen zu führen, und man darf ihrer nicht in seiner Gegenwart erwähnen. Wenn ich Ihnen aber auch alle die Ränke, womit sie sein edles, keines Mißtrauens fähiges Herz umstrickte, und die Niedrigkeiten erzählen wollte, zu welchen sie aus seinen Armen herab sank — so würde selbst die Wuth, in die ihn die bloße Erwähnung dieser Person versetzt, Ihnen nicht so anstößig scheinen.

Er hat ja eine Tochter von ihr, sagte Mathilde: Ist es wahr, daß er sie von einem Dorfschulmeister erziehen läßt?

Ach! antwortete die Gräfinn: Haben Sie das Mährchen auch gehört?

Ihre Tante —

Daran erkenne ich sie. Meine Tante, liebe Gräfinn, ist verständig, sie ist auch gut; denn sie sieht

ein, daß man gut seyn müsse, um nicht geflohen und gefürchtet zu werden. Aber sie ist eine von jenen Personen, die ihre Vernunft so gern zur Richtschnur für die ganze Welt machen möchten und es nicht verzeihen können, wenn man einer andern Überzeugung folgt, als der ihrigen. Falkenberg hatte sie schon schwer durch den Bruch mit mir beleidigt; aber daß er wider ihren ausdrücklichen Rath, Trotz einiger Briefe, die sie ihm, ihres Grolles vergessend, in Rücksicht Emiliens schrieb, dieser doch seine Hand gab, das hat sie ihm nie verzeihen können, und nun glaubte sie auch das albernste Zeug, wenn es nur zu seinem Nachtheile ist. Albertine ist ein liebenswürdiges Geschöpf, und ihr Erzieher ein alter, bewährter Freund Falkenbergs, der auf einem von seinen Gütern mit seiner Familie und Falkenbergs Tochter lebt; denn der Vater wollte sie nach den traurigen Erfahrungen, die er gemacht hatte, fern von der Ansteckung und Verführung der Stadt erziehen lassen. Übrigens war dieser Freund einst Director oder Vorsteher einer Erziehungsanstalt. Da haben Sie also nun das Wahre von der ganzen Sache.

Und wie lebt denn Falkenberg selbst?

Nach der Trennung von Emilien warf er sich in den Strudel der Welt, er suchte Geschäfte, be-

trieb sie mit Eifer und Auszeichnung, und bekleidete sogar ein paar Gesandtschaftsposten; aber nirgends fühlte er sich an seiner Stelle. Er lernte die Menschen immer näher kennen, und achtete sie immer geringer. Sein Leben hatte keinen Zweck, keine Einheit mehr. Er riß sich aus dem Wirbel heraus, und machte große Reisen. Das Gute, was er hier und dort fand, ahmte er auf seinen Gütern mit Kraft und Erfolg nach. Das ist jetzt sein Geschäft. Er reiset beständig umher, bringt bald hier, bald dort einige Wochen zu, am meisten auf Falkenberg selbst, wo seine Tochter lebt, erscheint plötzlich wie ein Blitz auf einem seiner zahlreichen Güter, wo man ihn am wenigsten vermuthet, sieht überall selbst nach, betreibt Öconomie und Schulen, Armen- und andere Anstalten mit rastlosem Fleiße, lohnt fürstlich, aber straft auch mit unerbittlicher Gerechtigkeit. Diese Art zu leben, so zerreissend sie für sein Herz ist, das so warm und innig fühlt, und manches Bedürfniß hätte, das ihm sein Schicksal grausam versagt hat, erhält seine Beamten und Untergebenen in stäter Thätigkeit und Furcht, weil sie nie vor einem Überfalle sicher sind. So wird unter seinem gewaltigen Geiste alles gut, was er beginnt; nur in seiner Brust wohnt kein Friede.

Hier endigte Rosalie ihre Geschichte, an deren Schlusse sie ihres ersten Vorsatzes wieder vergessen und mit steigender Wärme von ihrem Freunde gesprochen hatte. Das, was sie besorgt hatte, war längst schon geschehen. Der Eindruck in Mathildens Seele stand fest und unauslöschlich. Diese Festigkeit des Sinnes, diese Willenskraft, selbst das Stürmische, Gewaltsame in Falkenbergs Handlungsweise reizte sie unwiderstehlich, und vollendete, was der erste Anblick begonnen hatte. Sie liebte ihn, und sie war es sich deutlich bewußt, daß sie nur mit ihm allein glücklich seyn würde. Aber sie verbarg ihr Gefühl sorgfältig; denn sie bemerkte wohl, daß Rosalie seit dieser Unterredung jeder Gelegenheit auswich, wo Falkenbergs Nahme hätte genannt werden können. Rosalie sah nun das Unheil, das sie gestiftet zu haben glaubte, und erschreckt durch Mathildens Leidenschaft für einen Mann, der nie der ihrige werden konnte, und der — das hatte Rosalie aus seinen Briefen geschlossen — sie, Trotz seiner Jahre, mit allem Feuer seiner stürmischen Jugend zu lieben schien, nahm sie sich vor, ihrerseits nicht das Geringste mehr zu thun, was die unselige Empfindung nähren könnte.

Mathildens Herz bedurfte dieses Behelfes nich

es fand in seinen Tiefen, in seinen Erinnerungen und in dem Schlüssel, der ihr den Eingang zum Cabinette öffnete, alles, was sie bedurfte, um die heilige Flamme zu nähren, an der sie ihr Leben sich gern verzehren sah. Täglich saß sie nun, unter dem Vorwande, das Madonnenbild zu copiren, vor Falkenbergs Bild; ihr Blick verlor sich in den geliebten Zügen, er faßte sie heiß und fest auf, und die Hand zauberte sie auf's Pergament. So besaß sie bald sein Porträt, und verwahrte es in geheim als den kostbarsten Schatz, indeßen das Madonnenbild, das sie auch daneben gezeichnet hatte, gezeigt wurde, und vollen Beyfall erhielt.

Die Zeit zur Abreise kam nun heran; Gräfinn Rombach kehrte in die Stadt zurück. Mathilde schied ungern von Rosalien; sie versprachen sich zu schreiben. Eine schöne Periode in Mathildens Leben war nun vorbey; es kamen düsterere Tage. Sie waren kaum in der Stadt angekommen, als zwey junge Männer, die schon vorher Mathilden ausgezeichnet hatten, sich jetzt bestimmt um sie bewarben. Es waren artige, gesittete Leute, und beyde konnten für ein ganz armes adeliches Fräulein, dem keine Aussicht, als Heirath oder ewige Dienstbarkeit bevorstand, sehr vortheilhafte Partien genannt werden. Der Erste wandte sich un-

mittelbar an Mathilden selbst. Ein Grauen überfiel sie bey seinem Antrage; sie überlegte nicht lange, und sagte bestimmt ihr unwiderrufliches Nein.

Der Zweyte war klüger, er kannte die Verhältnisse besser, und machte Gräfinn Rombach selbst zu seiner Freywerberinn. Geschmeichelt durch das Zutrauen des jungen Mannes, und froh, in dem Schicksale zweyer anderer Personen die schaffenden Hände zu haben, ergriff sie den Vorschlag mit Vergnügen, und zweifelte nicht an einem günstigen Erfolge, wenn sie diese glänzende Versorgung, angebothen von der Hand eines hübschen Mannes, und unterstützt durch ihr Ansehen, in die Augen des armen Mädchens schimmern lassen würde. Aber die stolze Rechnung betrog sie. Mathilde bath sich Bedenkzeit aus. Sie prüfte vorsichtig, sie überlegte genau; aber sie fand zuletzt, daß es unredlich wäre, die Hand und die Reichthümer eines Mannes anzunehmen, den man nie lieben zu können schon im voraus gewiß war.

Die Gräfinn war äußerst aufgebracht; sie forderte die strengste Rechenschaft von Mathilden über die wahren Ursachen ihrer Weigerung. Diese blieb standhaft und gelassen bey diesem einzigen, allumfassenden Grunde. Die Gräfinn wollte auch hiervon eine Ursache wissen, Mathilde konnte keine angeben, sie berief sich auf ihr Gefühl. Nie bekannt

mit dieser leisen Sprache des Herzens und seinen stillen Bedürfnissen, verwarf die Gräfinn streng eine solche Antwort, die ihr nichts als eine leere Ausrede schien. Mathilde hatte nun einen harten Stand, täglich mußte sie eine Art von Examen ausstehen; und obwohl die Gräfinn nichts erfuhr, hatte sich doch die Meinung unumstößlich bey ihr fest gesetzt, daß eine ältere Verbindung, die sich Mathilde zu bekennen scheute, die wahre Ursache dieser hartnäckigen Weigerung sey.

Ihr Leben wurde ihr jetzt sehr unangenehm. Beleidigt durch Mathildens Eigensinn und Unverstand, wie sie's nannte, behandelte die Gräfinn sie erst kalt, dann geringschätzig, dann beynahe unartig. Mathildens Stolz ertrug das nicht länger; sie schämte sich vor ihrem eigenen Bewußtseyn, vor Falkenbergs Andenken, daß sie um besserer Nahrung und einiger Gemächlichkeiten willen solche Begegnung dulden könnte. Sie war sich mancher Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten, mancher künstlerischen Fertigkeit bewußt, und fühlte Muth und Kraft genug, für sich allein zu bestehen, und alles zu ertragen, was eine beschränkte Lage Schweres haben könnte, wenn sie ihr nur Freyheit gab. Sie beschloß, das Haus der Gräfinn zu verlassen, zu einer alten Bekannten aufs Land zu gehen, und

dort, still und abgeschieden, von ihrer Arbeit zu leben. Dieser Entschluß gab ihr eine Freudigkeit, die sie lange nicht gefühlt hatte — sie dachte an Falkenberg; sie war überzeugt, daß er ihn billigen würde, er, der, um das Gute zu erreichen, das seinem begeisterten Sinne vorgeschwebt hatte, so viel zu entbehren und zu ertragen fähig gewesen war, und — sie kündigte ihn der Gräfinn an.

Man war erstaunt und beleidigt, aber man ließ sie unaufgehalten gehen; und mit heiterem Sinne, mit fester Zuversicht auf eigene Kraft und die lenkende Vorsicht, kam sie in ihrem neuen Wohnorte an. Es war ein stilles Dorf in einem anmuthigen Thale; die Amtmänninn, Madame Wende, war bey der alten Gräfinn von Netting Kammerjungfer gewesen, und nahm die Tochter ihrer ehemahligen Gebietherinn und Wohlthäterinn mit Freuden auf. Hier richtete sich Mathilde in einem netten Stübchen, das die Aussicht auf Berg und Wald hatte, ein, und ward bald einheimisch in der einfachen, treuen Familie.

Von Falkenberg hörte sie gar nichts mehr. Überzeugt von dem Werthe seines Charakters, war jene Idee, die sie einst so schmerzlich empört hatte, der Verdacht wilder, unedler Leidenschaft, verschwunden; daß es aber Liebe zu ihr war, die damahls

aus seiner Brust hervor brach, — das — wagte sie nicht zu glauben. Wie konnte Liebe so kalt, so schnell, so ganz verlassen, ohne ein freundliches Zeichen, ohne eine wenn auch noch so leise Erinnerung? Mehr als ein Jahr war verflossen, seit sie ihn das letzte Mahl gesehen hatte, und dieß letzte Mahl in welchem bedeutenden Momente! Entweder also war es nur Dankgefühl, Wohlwollen, Überraschung, was ihn so stürmend zu bewegen schien, oder er hatte sie geliebt und die Kraft besessen, sich ihr auf ewig zu entziehen. In beyden Fällen war er für sie verloren. Sie glaubte völlig ruhig darüber zu seyn, weil sie nie eine Hoffnung genährt hatte; aber sie wußte eben so bestimmt, daß nie wieder ein Mann diesen Eindruck auf sie machen würde, daß das Loos über ihr Leben gefallen war.

Ihre liebste Beschäftigung, wenn sie bey ihrem angestrengten Fleiße Zeit zum Vergnügen für sich erobern konnte, war das Zeichnen. Sie hatte Falkenbergs Porträt copirt, sie führte es in mehreren Situationen aus, die sie aus seiner Geschichte nahm. Besonders war ihr die Scene in der Schlacht gelungen; und überzeugt, daß hier kein Mensch den Grafen persönlich kenne, wagte sie es, dieses Stück nebst noch ein paar anderen in ihrem Cabinette aufzuhängen. Übrigens arbeitete sie mit der größ-

ten Anstrengung; denn sie sah bald nicht ohne Kummer ein, daß der Entschluß, von ihrer Hände Arbeit zu leben, wie so mancher andere, leichter zu fassen als auszuführen sey. Nur kärglich nährte sie ihr Fleiß, und nur ihre Genügsamkeit, ihre heitere Ergebung hielten ihren Muth aufrecht. Oft dachte sie mit Kummer an die Zukunft; aber so dunkel auch diese ihr entgegen starrte, stand doch der Entschluß fest, lieber alles zu entbehren, oder selbst das Joch der Dienstbarkeit wieder auf sich zu nehmen, als einem Manne die Hand zu geben, den sie nicht über alles achten konnte. Und wen konnte sie das, seit sie Falkenberg hatte kennen lernen?

So einsam sie lebte, hatte selbst diese Zurückgezogenheit, ihr Fleiß, noch mehr aber ihre Gestalt Aufmerksamkeit erregt. Ein reicher Pächter, der keine Vorstellung von ihrem Stande hatte, und sie nur für ein armes, emsiges Mädchen hielt, die er recht gut als oberste Dienstmagd in seiner Wirthschaft brauchen könnte, hielt um ihre Hand an. Sie schlug ihn aus; und der Korb, den der reichste Mann in der Gegend von einem Mädchen, das sich durch ihre Arbeit erhielt, bekommen hatte, machte Aufsehen. Ein junger Edelmann, der in der Nähe auf seinen Gütern lebte, hörte davon; er wollte das Mädchen kennen lernen, das so viel höher das

te, als die andern ihres Geschlechts. Er sah Mathilden, und fühlte, daß auch er höher als seines Gleichen denken, und das arme Mädchen zu seiner Frau machen könnte, wenn sein Vater einwilligte. Ein Zufall entdeckte ihm ihren Stand. Nun war das größte Hinderniß gehoben. Er bewarb sich um sie ziemlich öffentlich und gerade, man sprach mit Mathilden darüber; sie hörte nichts als Gutes von dem jungen Baron von Mitterau. Er war wohl gebildet, verständig, gut, reich, er liebte sie; alle Menschen, selbst ihre eigene Vernunft sagten ihr, wie vortheilhaft diese Verbindung wäre. Er war fast täglich bey dem Amtmanne im Hause; die ganze Gegend sah die Heirath als eine ausgemachte Sache an. Mathilde zitterte, wenn sie daran dachte, daß sie sich bald und bestimmt werde erklären müssen. Sie konnte nichts gegen den Baron einwenden, als daß er nicht das Ideal ihrer Brust war, und sie dachte mit Schauer und Grauen an die Möglichkeit, seine Frau zu werden. Sie kämpfte mit sich selbst, sie schalt sich eine Thörinn, eine Schwärmerinn; aber aus allem diesem Streite ging doch kein Sieg hervor. Zuletzt erlag ihre Gesundheit, die schon lange von stiller Sehnsucht und mancher nagenden Sorge für die Zukunft untergraben worden war; sie wurde ernstlich krank, und

des Arztes bedenkliche Mienen ließen sie errathen, daß er eine Auszehrung fürchte. Begierig ergriff sie diese Ansicht, und nun, alles Kummers für die Zukunft überhoben, schlug sie Mitterau's Bewerbung bestimmt aus. Er zog sich höchst beleidigt zurück; aber überzeugt, daß der Grund von Mathildens Abneigung nicht in ihm liegen könne, suchte er sehr emsig außer sich darnach, und glaubte ihn endlich gefunden zu haben. Er war im Anfange von Mathildens Kränklichkeit ein paar Mahl in ihrem Zimmer gewesen, er hatte ein Schlachtstück, und ein anderes gesehen, wo ein junger Offizier am Bette eines kranken Greisen steht, während ein anderer junger Mann ihm zu Füßen fällt, und ein Frauenzimmer neben dem Bette in Ohnmacht sinkt. Der stehende Offizier, unstreitig die Hauptperson in beyden Zeichnungen, eine edle, bedeutende Figur, glich ganz dem einen Verwundeten, der in der andern Zeichnung neben seinem Pferde auf der Erde lag. Mitterau hielt es also für ausgemacht, daß Mathilde eine heimliche Liebe nähre, und sein Nebenbuhler Offizier sey. Diese Neuigkeit lief bald in der Gegend umher; der reiche Pächter hörte sie ebenfalls, und fand seinen Korb, den er vorher gar nicht hatte begreifen können, jetzt sehr erklärbar. Alles, was man von dieser Entdeckung hörte, ver-

einigte sich, um Mathilden eine Romanenheldinn, eine Närrinn zu nennen, die um einer ungewissen Aussicht willen so vortheilhafte Anträge ausschlug; denn daß der Offizier so arm sey, wie sie, oder nicht im Stande zu heirathen, das setzte jedermann als ausgemacht voraus.

Nach und nach erhohlte sich Mathilde wieder gegen alle Aussprüche des Arztes; aber ihre Lage wurde immer bedenklicher. Die Krankheit hatte ihre kleine Casse erschöpft, die Schwäche, die sie zurück ließ, hinderte sie am Arbeiten; sie sah einer traurigen Zukunft entgegen. Da siegte die Vernunft über ihren Stolz; sie entdeckte ihre hülflose Lage dem Arzte, der viele Bekanntschaften hatte, und bath ihn, ihr in einem anständigen Hause eine Unterkunft, wenn auch als Kammermädchen oder Wirthschafterinn, zu verschaffen. Der Arzt schien verwundert, er sprach mit ihr von Mitterau's Liebe; sie erklärte bestimmt, daß ihr Entschluß gefaßt sey, und die Dienstbarkeit keine so schreckende Vorstellung für sie wäre, als der Gedanke, unauflöslich mit einem Manne verbunden zu seyn, gegen den sie nicht die innigste Liebe und die unbegrenzteste Achtung fühlen könnte. Der Arzt zuckte die Achseln über diese Äußerung, er glaubte hierin nichts als die Sprache eines Romans und die Wir-

kung eines thörichten Eigensinnes zu sehen; indessen versprach er ihr, sich ihre Bitte angelegen seyn zu lassen, und er hielt Wort.

In Mathildens Nähe, in der kleinen Stadt, wo der Arzt lebte, hatte sich seit einem Jahre eine Dame nieder gelassen, deren ganze Existenz etwas Räthselhaftes schien. Sie nannte sich Gräfinn St. Marc, zeigte in ihren vorgerückten Jahren noch Reste einer außerordentlichen Schönheit, und in ihrem Innern ein seltsames Gemisch von Eitelkeit, Gefallsucht und Bigotterie, hinter welchen allen ein von Gram und Reue zerrissenes Herz durchblickte. Übrigens war sie dem Ansehen nach reich; sie lebte auf einem sehr anständigen Fuße, machte das erste Haus in dem Städtchen, und da sie sehr kränklich war, ging der Arzt täglich bey ihr aus und ein. Die Gräfinn war ihm sogleich eingefallen; sie brauchte Zerstreuung, Gesellschaft. Er sprach mit ihr von Mathilden, und sie schien nicht abgeneigt, das sehr gebildete, artige, bescheidene und unglückliche Mädchen, wie es geschildert wurde, zu sich zu nehmen. Aber ihr Zustand verschlimmerte sich plötzlich so sehr, daß keine Rede mehr von einem solchen Projecte seyn konnte; der Arzt, der wirklich Theil an Mathilden nahm, sah mit Verdruß den Plan, den er für sie gemacht hatte, seinem

Scheitern nahe, und war froh, daß er dieser noch nichts davon gesagt, und keine Hoffnungen erregt hatte.

Ein paar Wochen darauf bekam Mathilde einen Brief von Rosalien, worin sie ihr meldete, daß die Gräfinn von Falkenberg vor kurzem gestorben sey. Die Unglückliche, schrieb Rosalie, erkannte in ihren letzten Stunden ihr Unrecht, sie verlangte sehnlich, ihren Gemahl und ihre Tochter noch ein Mahl zu sehen; und ich mußte ihm den Wunsch der Sterbenden vortragen. Glühender Haß und Mitleid kämpften lange in seiner Seele; endlich siegte das bessere Gefühl. Er reisete mit Albertinen auf der Stelle zu ihr; und sie starb zerknirscht von Reue, aber ruhig in seinen Armen. Ernster und düsterer als je, setzte sie am Schlusse des Briefes hinzu, kam mein unglücklicher Freund von dem Sterbebette seiner Gemahlinn zu uns zurück. Unmöglich kann Trauer um sie, die er im eigentlichen Sinne haßte, sein Herz bewegen, noch weniger ein Gedanke von Reue oder ein Vorwurf über sein Betragen gegen sie ihn quälen. Trotz seines gerechten Zornes gegen sie hat er sie mit Edelmuth behandelt; und überhaupt ist Falkenberg nicht fähig, irgend jemanden unwürdig zu begegnen. Daher ist mir sein Tiefsinn unerklärbar; und wir sinnen ver-

gebens darauf, ihn zu zerstreuen, da wir seine Quelle nicht kennen, und Fragen bey ihm vergeblich sind. Von Ihnen, geliebtes Mädchen, hoffe ich die einzige Aufklärung, die wir erhalten können. Die Gräfinn Falkenberg hat unter dem Nahmen Gräfinn St. Marc in Ihrer Gegend gelebt. Der Arzt oder Geistliche, der ihr in ihren letzten Stunden beystand, ist Ihnen gewiß bekannt; es wird Ihnen nicht schwer seyn, zu erfahren, ob und was vielleicht an ihrem Todbette vorging, das diesen Eindruck auf unsern Freund gemacht hat u. s. w.

Zitternd, tief erschüttert hielt Mathilde den inhaltvollen Brief in der Hand. Falkenberg war frey! Er war in ihrer Nähe gewesen, er mußte um ihren Aufenthalt wissen — und er war fort, ohne sie gesehen zu haben! Das fiel mit zermalmender Kraft auf ihr wundes Herz. So bin ich ganz — ganz vergessen! rief sie: Er ist frey, und vermeidet mich doch! Sie versank in dumpfes Nachsinnen. Als sie nach langer Zeit daraus erwachte, stand sie schwankend auf, löste sein Porträt, das sie stets im Busen trug, langsam ab, nahm die Gemählde von der Wand, und verschloß schweigend, ohne Thräne, ohne Klage alles in einen Schrank, den sie selten zu öffnen pflegte.

Drey trübe Tage schlichen bleyern und lang-

sam dahin. Mathilde hoffte und fürchtete nichts mehr. Falkenberg hatte sie vergessen, oder er hatte sie nie geliebt! Sie beantwortete Rosaliens Brief kurz und ernst, indem sie ihr schrieb, daß sie nie eine Ahnung davon gehabt hatte, wer diese Gräfinn St. Marc gewesen wäre, daß sie sie kaum gekannt habe, und daß es ihr beynahe unmöglich seyn würde, etwas von den Umständen ihres Todes zu erfahren. Von Falkenberg, von seiner Anwesenheit, von ihren Empfindungen schwieg sie ganz. Der Brief ging ab. Mathilde nahm sich vor, nicht Einen Schritt zu thun; sie betrachtete die Sache wie etwas, das ganz und auf immer abgethan seyn müßte, und ergab sich in ihr Schicksal. Am dritten Tage kam ein Brief; es konnte keine Antwort von Rosalien seyn. Die Hand war ihr unbekannt; ein prächtiges Siegel mit einer Grafenkrone machte sie aufmerksam. Ihr ward bange, ohne daß sie wußte, warum; sie schlug den Brief aus einander, sah nach der Unterschrift, und sank mit einem Schrey, Falkenberg! auf einen Stuhl. Der Brief war von ihm.

Es bedurfte einiger Zeit, bis sie sich gefaßt und auf alles vorbereitet hatte — auf alles, auch das Schlimmste, was der Brief enthalten konnte. Sie las.

Falkenberg meldete ihr mit anständigem Ernste den Tod seiner Frau; dann kam er auf seine jetzige Lage. Er äußerte den Wunsch, für den Herbst seines Lebens einen Schatten jener Freuden zu genießen, die ihm sein Schicksal im Frühlinge und Sommer desselben mißgönnt hatte. Er wollte seine Tochter zu sich nehmen, er wollte das einzige Wesen, das er auf Erden sein nennen konnte, mit festen Banden an sich binden, und in ihrer kindlichen Liebe das Glück zu finden suchen, das ihm auf keine andere Art werden konnte. Albertine war neun Jahre alt; sie bedurfte einer ausgebildeten Erziehung, einer Leitung von weiblicher Hand, und vor allen eines Beyspiels von weiblicher Würde und Vollendung, wornach ihr jugendlicher Geist sich unbemerkt bilden könne. In Mathilde glaubte er alles vereinigt zu finden, was er seiner Albertine wünschte. Wenn sie sich nun entschließen könnte, die Erziehung des Kindes zu übernehmen, so würde es ganz von ihrer Willkür abhängen, ob sie mit dem Kinde in seinem oder in einem abgesonderten Hause, ob sie in der Stadt oder auf dem Lande, und auf welchem seiner Schlösser sie wohnen wollte; nur bedinge er sich's aus, seine Tochter täglich einige Stunden sehen zu können. Die Wahl der Lehrmeister, die Einrichtung des ganzen Haus-

wesens, das Schicksal und die Zahl der Bedienten, alles blieb ihr überlassen. Die Summe, über die sie jährlich für sich und ihre Eleve zu gebiethen haben sollte, war mit fürstlicher Großmuth bestimmt, so wie jene, die ihr, wenn die Erziehung vollendet seyn würde, lebenslänglich bleiben sollte. Am Schlusse war noch die Bitte beygefügt, wenn sie allenfalls bald gesonnen seyn sollte, über ihre Hand zu entscheiden, so sollten diese Arrangements dennoch bestehen bleiben, wenn sie wollte, und die Umstände ihres künftigen Gemahls es erlaubten. Der ganze Brief trug das Gepräge einer tiefen Schwermuth und eines lebenssatten, zerrissenen Herzens.

Lange hielt sie ihn in der Hand, nachdem sie gelesen hatte. Sonderbare, halb wehmüthige, halb frohe Empfindungen drängten sich in ihrer Brust; der Zusatz — „wenn sie über ihre Hand, entscheiden wollte“ — dieser bedeutende und doch so kalt berührte Punct regte ihre Gefühle am tiefsten auf. Er glaubte, daß sie gesonnen wäre, zu heirathen, er sprach dem Anscheine nach ruhig davon, er trug ihr ein glänzendes Loos an; — seines Herzens, seiner Gefühle wurde gar nicht erwähnt. Das Schicksal seines Kindes, des einzigen Wesens, an dem sein Herz hing, legte er vertrauensvoll in

ihre Hand, in ihr hoffte er das Urbild zu finden, nach dem er seine Tochter gebildet wünschte; aber er machte keine Ansprüche an sie, er wollte sie nur versorgen, nur beschenken, und ihre Hand willig einem Andern überlassen. Thränen des Verdrußes, der gekränkten Liebe flossen aus ihren Augen; ihr Gefühl war unendlich bitter. Sie überlas den Brief noch ein Mahl. Jetzt erst fiel ihr der schwermüthige Ton desselben auf, und der Gedanke, wie wenig beglückt der Mann seyn müsse, der diesen Brief geschrieben hatte, die düstere Ansicht aller Dinge, diese lebenssatte Stimmung entwaffneten ihren Unmuth. Unglücklicher Falkenberg! sagte sie leise: O wem es vergönnt wäre, deinem edlen Herzen Frieden und Freude zu geben! Sie versank in Nachdenken; sie wußte nicht, was sie thun, ob sie den Antrag ihres Freundes annehmen oder ausschlagen sollte. Wenn hier Liebe, Sehnsucht, Dankbarkeit, alle weichen, schönen Gefühle für sie sprachen, so erhoben auf der andern Seite Stolz, Mißtrauen und Furcht vor Mißdeutung ihre Stimme. Das Urtheil der Welt legte sein schweres Gewicht in die verneinende Schale; eine schlaflose Nacht ging unter Zweifeln und streitenden Entschlüssen hin. Am andern Morgen hatten die letzten Gründe gesiegt. Sie hat

beschlossen, den Antrag abzulehnen, sie wollte dem Manne, der sie vielleicht nie geliebt hatte, oder doch gewiß jetzt nicht mehr liebte, ihr Glück nicht verdanken; und ungeachtet dieses stolzen Gefühls blutete ihr Herz bey der Vorstellung, daß dieser Entschluß ihren Freund noch tiefer verwunden könne.

Diese widersprechenden Ansichten gaben ihr eine sonderbare Haltung beym Entwurfe des Briefes. Sie war unzufrieden mit dem, was sie geschrieben hatte; sie zerriß ihn zehn Mahl, und brachte doch nichts Besseres hervor. Endlich beschloß sie, sich bloß an das Äußere zu halten, und ihre Furcht vor dem Tadel der Welt, die Sorge, daß man ihr diesen Schritt verdenken, und über ihre Verhältnisse falsch urtheilen möchte, als einzige oder wenigstens als Hauptursache anzugeben, warum sie sein Anerbiethen, so sehr es sie zur Dankbarkeit aufforderte, nicht annehmen könne. Der Brief war seltsam, unzusammenhängend, er sprach ziemlich deutlich den kämpfenden Zustand ihrer Seele aus. Sie fühlte das wohl, als sie ihn überlas, aber sie fühlte eben so bestimmt, daß sie keinen besseren schreiben könne; und Antwort mußte Falkenberg haben. Mag er doch wissen, rief sie endlich, wie seltsam mich sein Brief be-

wegt hat! Mag er vermuthen, daß jene Ursachen nur Vorwand sind, und die wahren errathen, oder auch nicht! Mein Herz darf von nun an keine Stimme mehr in dieser Sache haben, und die Vernunft allein muß entscheiden. So ging der Brief fort.

Drey Tage vergingen unter sehr wechselnden Gefühlen; am vierten konnte sie Antwort haben, wenn die Post ordentlich ging und Falkenberg sogleich schrieb. Sie harrte mit einer Art von fieberhafter Unruhe des Bothen, der das Packet aus dem Städtchen zu bringen pflegte. Hundert Mahl hatte sie in diesen drey Tagen ihren Entschluß bereuet, und eben so oft ihn wieder gebilligt. Der Bothe kam. Er hatte keinen Brief für Mathilden. Es war möglich, daß eine Unordnung auf der Post vorgegangen war, sie hoffte auf morgen. Der folgende Morgen kam, und kein Brief! Unmöglich konnte Falkenberg sie ohne Antwort lassen. Und wenn er es that, wenn er, beleidigt durch ihre abschlägige Antwort, ihr gar nicht mehr schrieb? Es war etwas in ihr, eine geheime Stimme, welche diesen Ausspruch der strengen Vernunft nicht gelten ließ. Er schreibt gewiß — oder — hier schwoll ihr so lange gedrücktes Herz von einer süßen Hoffnung empor — oder er kommt selbst! Wie ein

heiterer Morgen nach trüber Regennacht verbreite-
te dieser Gedanke Leben und Licht in ihrer düsteren
Seele. Sie konnte ihn nicht aufgeben, er ward zur
Hoffnung, zur Ahnung, zur Wahrscheinlichkeit;
und mit scheuer Zuversicht dachte sie sich's möglich,
daß sie doch nicht geirrt, daß er sie geliebt, daß er,
um sie zu prüfen, so geschrieben, und jetzt schon
in ihrer Nähe sey, um sich zu überzeugen! O nur
die Nähe des Geliebten, das Vorgefühl, ihn wie-
der zu sehen, konnte diese Freudenschauer über ihr
Wesen gießen! Ihre Geister berührten sich in so
vielen Puncten, ihre Herzen hatten so übereinstim-
mend gefühlt, sollte es nicht möglich seyn, daß sich
ihre Seelen in dem Gedanken, in dem Wunsche,
sich wieder zu sehen, begegneten?

So stand sie am Fenster, und sah halb froh
halb wehmüthig in die Gegend hinaus. Da erblick-
te sie mehrere Reiter, die aus dem Walde gegen-
über der Straße über den Berg herab sprengten.
Die Erscheinung war nicht gewöhnlich; sie fesselte
ihre Blicke; ihr Herz schlug, sie schalt ihre Leicht-
gläubigkeit, sie sah schärfer hin, sie glaubte eine
theure Gestalt zu erkennen, die Farben an den
Kleidern der Reitknechte ließen ihr keinen Zweifel
mehr, — er war es!

Sie hatte gerade nur so viel Zeit, um sich zu

sammeln; denn Falkenberg war schon am Hause. Sie eilte hinaus; er kam ihr im Vorsaale entgegen, und sie stand sprachlos vor ihm, vor ihm, der, eben so von der Fülle seiner Empfindungen überwältigt, ihr die Hand both, ohne sprechen zu können! Sie fühlte, daß diese Hand zitterte, sie sah die Blitze seiner leuchtenden Augen, und ein Strom süßer Gefühle drang in ihre Brust. Als er sich gefaßt zu haben schien, versuchte er zu sprechen; aber es gelang ihm nicht. Sie bemerkte die Gewalt, mit der er den Sturm in seinem Innern zu beherrschen strebte; und daß er fruchtlos strebte, erfüllte sie mit Entzücken. Sie sah es deutlich, sie war geliebt. Dieses Bewußtseyn gab ihr einige Freyheit des Geistes und leidliche Fassung. Graf Falkenberg! sagte sie, indem sie mit beyden Händen die seine faßte und herzlich drückte: Ich bin Ihnen so viel Dank schuldig. Ihr Anerbiethen — Sie haben es verworfen! rief er hastig: Sie haben meine Bitte, Sie haben mich von sich gestoßen. Mathilde! Warum? Was haben Sie wider mich? Sein Auge flammte, eine dunkle Röthe überzog sein Gesicht. Mathilde dachte an den Todesengel. Falkenberg schien ihr noch liebenswürdiger in seinem Zorne. Mit gerührter Stimme sagte sie: Ich

hoffe, Sie werden mich nicht mißdeuten. Glauben Sie mir, Falkenberg, ich fühle alles, was Sie mir Gutes und Liebes zu erweisen dachten; ich werde es niemahls vergessen — niemahls! Ihre Stimme zitterte bey diesen Worten, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge. Auch sein Blick wurde sanfter; er zog ihre Hand, die noch immer die seinige fest hielt, an die Brust: Warum haben Sie mir eine Freude gestört, die seit mehr als einem Jahre der einzige helle Punct war, auf dem mein Blick gern verweilte, wenn ich in meine trübe Zukunft schaute? Ich wollte Sie glücklich wissen. — Sie drückte seine Hand: Mein Brief wird Sie von meinen Gründen unterrichtet haben. „Ihr Brief? Mathilde! Was war das für ein Brief? Eben der ists, der mich bestimmt hat, einen heiligen Vorsatz zu brechen, den ich in der Stunde that, als ich Sie das letztemahl in Woltau sah, den Vorsatz, Sie nimmer zu sehen, — bis — wenn — —“

Mich nie wieder zu sehen! rief sie beynahe erschrocken: Und das haben Sie gelobt? Darum habe ich mehr als ein Jahr hindurch Sie nicht mehr gesehen, kein Lebenszeichen, keine Spur einer Erinnerung von Ihnen erhalten! O Falkenberg, das war sehr unfreundlich!

Ich mußte, und ich glaube, ich hätte wohl gethan, den Vorsatz auch jetzt nicht zu brechen; aber Ihr Brief war so seltsam, so widersprechend — es schien ein Mißverständniß — — Mathilde! Ihr Herz muß verlernt haben, mich zu begreifen. Es gab eine Zeit, wo es nicht so war, eine Zeit —

Er hielt inne. Mathilde wollte ihn nicht unterbrechen; ihr Herz genoß in stiller Freude seines Glücks. Lassen Sie uns gelassen und zusammenhängend sprechen, fuhr er fort: Kommen Sie! Sie setzten sich. Er legte ihr nochmahls seinen Antrag vor. Sie suchte alle Gründe hervor, die ihr die Convenienz, das Urtheil der Welt an die Hand gaben; sie fühlte wohl, daß das nicht die wahren waren, und daß sie ihm nichts oder nicht viel gelten konnten, auch sah sie deutlich, wie er endlich zurück wich, in sie zu dringen aufhörte, und, überzeugt, daß andere Ursachen hier verborgen wären, immer stiller und ernster wurde. Endlich stand er auf. Er ging schweigend und hastig im Zimmer umher; ein Entschluß schien in seiner Seele zu kämpfen. Auch Mathilde war aufgestanden, und näherte sich ihm besorgt. Plötzlich stand er vor ihr still. Sie haben meinen Antrag ausgeschlagen, hob er an, und sie sah die Anstrengung, die ihm jedes Wort kostete: Die Gründe,

die Sie mir angegeben haben, gelten so viel wie nichts, auch Ihnen selbst; — denn ich kenne Sie. Sie haben also noch andere, die Sie mir nicht entdecken wollen. Ich kann Ihre Zurückhaltung nicht tadeln; denn ich habe kein Recht, Ihr Vertrauen zu fordern. Ich bitte Sie nur, das, was ich gesagt habe und noch sagen werde, nicht zu verkennen. Ich wünschte Sie recht glücklich zu sehen — so glücklich — er hielt wieder inne. Mathilde sah ihn mit inniger Liebe an.

„Es war eine Zeit, wo ich andere Hoffnungen nährte. Das ist vorbey.“ — Er schwieg wieder, der Kampf in seinem Innern schien heftiger zu werden. „Was seit dem Augenblicke, als ich Sie zum letztenmahl sah, in mir vorgegangen ist, das — Mathilde, sey das Geheimniß meiner Brust. Daß ich nicht glücklich war, das werden Sie errathen, ohne daß ich es sage. Ein unvermuthetes Ereigniß warf plötzlich einen Strahl von Hoffnung in meine Brust; ich hielt mich daran mit jeder meiner Kräfte. Er ist wieder verschwunden! —“

Verschwunden? sagte Mathilde; und sah ihn befremdet an. Sie verstand ihn jetzt wirklich nicht, so wohl sie sich auch das Vorhergehende zu deuten wußte.

Sollten Sie mich nicht errathen, Mathilde?

O gewiß, Sie können mich nicht mißverstehen. Ich wünsche Ihr Glück — ich wünsche es heftig, leidenschaftlich. Kann es auf eine andere Art gemacht werden, als die ich Ihnen anboth, so sprechen Sie! Entscheiden Sie! — Er fuhr fort, da sie nichts antwortete; aber seine Stimme wurde dumpf, und er zitterte so, daß er sich an dem Schranke, der neben ihm stand, hielt: Es scheint seit unserer Trennung eine große Veränderung vorgegangen zu seyn. — Es scheint — Ihr Herz ist nicht mehr frey. — — Sie haben mehrere vortheilhafte Anträge abgewiesen. — — Unterbrechen Sie mich nicht! Ich habe bald geendet. Ausflüchte kann ich hier nicht gelten lassen. Mitterau ist reich, angenehm, gut, noch mehr — er hat sie aufrichtig geliebt. Ich kann keine andere Ursache seiner Abweisung erdenken, als die, welche die ganze Gegend dafür annimmt. Sie lieben — Ein junger Offizier — —

Mein Gott! rief Mathilde heftig, und ihre Thränen brachen hervor: Wer hat Ihnen dieß Mährchen — — Mathilde! unterbrach sie Falkenberg ernst, und es mischte sich etwas Bitteres in seinen Ton: Wenn auch keine lebhafte Empfindung in Ihrer Brust für mich spricht, so glaube ich doch, daß Sie mir das mittheilen konnten, was bereits

die ganze Gegend weiß. Man spricht überall von Ihrer geheimen Liebe. Der Arzt, der Sie in Ihren Gemüthskrankheit behandelte, und den ich bey der Gräfinn St. Marco antraf, bey der er einen Platz für Sie suchte — Sie sehen, ich weiß so ziemlich alles, was Sie betrifft — die Verstorbene, die Sie zwar nur dem Nahmen nach kannte, — Mitterdu, den ich deßwegen gesprochen habe — kurz, jedermann sagt dasselbe. Sie haben sein Bild in Ihrem Zimmer. — Ich sehe es jetzt nicht — indem er finster umher sah — Sie tragen ein Porträt, vermuthlich von ihm, auf Ihrem Herzen. — Bey meinem Neffen war der Lieutenant Eglingen sehr um sie beschäftigt. Er ist ein schöner, artiger Mann.

O mein Gott! rief Mathilde schmerzlich: Sich so verkannt zu sehen! Falkenberg nahm ihren Ausruf für eine ausbrechende Empfindung. Er fuhr fort:

Aller Wahrscheinlichkeit nach lieben Sie unglücklich; irgend ein Hinderniß trennt Sie von dem Manne Ihrer Wahl. — Kann ich, kann meine Familie — Sie wissen, unser Einfluß ist bedeutend — etwas beytragen, Ihre langen Leiden zu endigen, Sie mit dem Geliebten zu vereinigen, so sprechen Sie!

Falkenberg schwieg. Sein Beben hatte so zu-

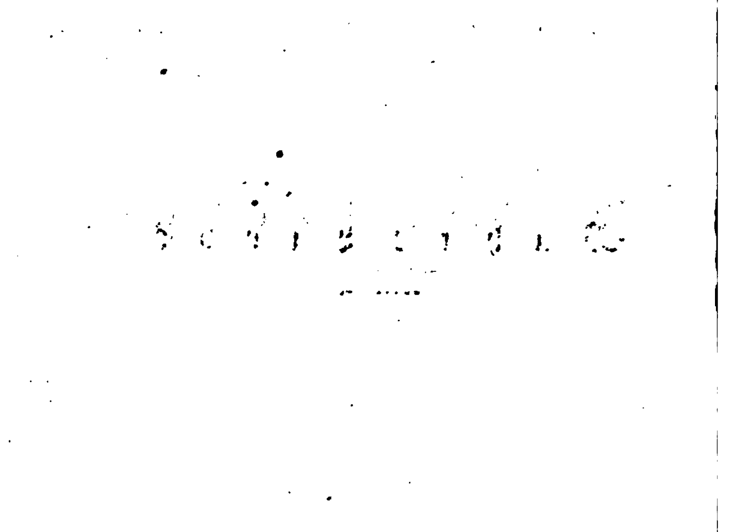
genommen, daß die Tassen auf dem Schranke klirrten, auf den er sich stützte.

Jetzt war Mathildens Stolz vollkommen gebrochen, kein Zweifel blieb mehr übrig; dieser Edelmuth, diese Liebe überwältigte jede Zurückhaltung. Hastig flog sie an das Kästchen, brachte sein Bild, und unter sanften Thränen sagte sie: Hier ist das Bild des Mannes, den ich seit beynahe zwey Jahren liebe, um dessentwillen ich jeden Antrag ausgeschlagen habe, und lieber kümmerlich von meiner Hände Arbeit leben, als ihm entsagen wollte. Sie reichte es ihm. Er empfing es zitternd. Ein Blick darauf sagte ihm alles; aber er war zu erschüttert. Sprachlos sank er in einen Stuhl, sprachlos lehnte er sich an die Wand zurück, und hielt das Bild in seiner Hand, indeß sein Auge starr an Mathilden hing. So blieben sie beyde einige Secunden stumm.

Endlich streckte er, noch immer ohne zu reden, seine Arme nach ihr aus; sie sank an seine Brust. Scipio! flüsterte sie. Er verstand sie in seligem Bewußtseyn seines Glückes. Der Wunsch, der seit mehr als einem Jahre, zwar beherrscht und unterdrückt, dennoch ausschließend und verzehrend, in seiner Brust gelodert hatte, war erfüllt, das Mädchen, das ihn auf den ersten Blick entzückte,

das er späterhin innig geliebt, und sich ihr aus Pflichtgefühl entrissen hatte, war sein. In ihrer Liebe, in ihrem Anblicke ging seine schönere Jugend wieder vor ihm auf, und alle Wärme seines starken Gemüths erwachte, und umschloß beseligend den geliebten Gegenstand. Jetzt erst, da sein Gefühl unverhüllt aus allen Tiefen seines Herzens hervorbrach, lernte Mathilde ihn und ihr Glück an diesem Herzen ganz kennen. In drey Tagen war sie vor dem Altare sein; und dann eilten die Glücklichen in Rosaliens und Thornsteins Arme, um im Wiederscheine der Freundschaft ihre Freuden doppelt zu genießen.

Wahre Liebe.



Emilie an Friederiken.

** den 10. März 18**

Du wirst mir wohl zürnen, liebe Friederike, daß ich so selten schreibe, und deinen letzten Brief, der nun schon über einen Monath alt ist, erst jetzt beantworte. Aber bedenke, daß ich Braut bin, Braut eines theuren trefflichen Mannes, daß ich alle Hände voll mit Einkaufen und Anordnen zu thun habe, und daß meine freyen Stunden auch wieder auf so angenehme Art besetzt sind, daß ich wohl deine Nachsicht verdiene, wenn ich unsere Correspondenz jetzt nicht mehr so pünctlich führe, als in früherer Zeit, wo Briefe an meine Freundinnen zu schreiben, der höchste Genuß für meinen Geist war, und ich noch wie im Traume von Gefühlen und Ansichten sprach, die ich jetzt erst klar und in ihrem wahren Lichte erkenne.

Ja, meine geliebte Freundinn, es ist ein gro=

ßes Glück, einem edlen, uns liebenden Wesen anzugehören, uns in jeder Minute unsers Lebens von ihm geachtet, beschützt zu fühlen, und unsere schöne Bestimmung in der Erfüllung nahgelegner süßer und heiliger Pflichten zu finden. Noch weiß ich nicht recht, wie es gekommen ist, daß ich Dorvals Geliebte und seit vierzehn Tagen seine glückliche Braut bin. Du weißt, er war der innige Freund und Schulgefährte meines Bruders. Schon als heranwachsender Jüngling besuchte er unser Haus oft. Die Mutter war ihm gut; und sie pries sich glücklich, daß die oft gefährliche Wahl ihres Sohnes auf einen Freund von so trefflichem Character gefallen; denn Fleiß und Anlagen, strenge Sitten und höhere Bildung zeichneten Dorval vor allen seinen Kameraden aus. Dann entzogen ihn seine Reisen und meines Bruders angetretne Kriegsdienste für einige Jahre unsern Augen. Jetzt vor etwa einem halben Jahre kam er zurück; einer seiner ersten Gänge war zu uns, er hatte zwar seinen alten Freund nicht hier zu suchen, aber er suchte seine treuen Freundinnen auf. Er kam wieder, und abermahl, er gefiel meiner Mutter, und was bey uns noch mehr sagen will, auch meiner Tante sehr wohl; er gewohnte sich, uns oft zu besuchen, bald war ihm diese Gewohnheit Bedürfniß,

so daß selten ein Tag verging, an welchem wir ihn nicht sahen, und nach Verlauf einiger Zeit wollte die Tante bemerken, und machte auch meine Mutter darauf aufmerksam, daß Dorvals Betragen gegen mich nicht mehr so ruhig und unbefangen sey, wie sonst. Die Frauen nahmen mich in eine Art von Verhör, sie befragten mich, sie theilten mir ihre Bemerkungen mit, und hierdurch erfuhr ich, was mir selbst entgangen war, daß ich einen tieferen Eindruck auf Dorvals Herz gemacht haben mußte, als ich je gedacht oder beabsichtigt hatte. Aber nun wurden auch meine Augen geschärft, und nun — du verzeihst mir gewiß diese kleine Eitelkeit — nun bemerkte ich auch mit großem Wohlgefallen, und nicht ohne dankbare Rührung, wie oft sein Auge mit Vergnügen auf mir verweilte, wenn er sich unbemerkt glaubte, wie er mir, gleichsam willenlos fortgezogen, überall folgte, wie er ganz Auge und Ohr war, wenn ich Clavier spielte und sang, wie unruhig er meine Bewegungen bewachte, wenn ein anderer junger Mann sich mir etwas angelegentlicher näherte, wie verstimmt, ja verdrießlich er dann zu werden pflegte; und diese kleinen Bemerkungen verfehlten denn ihre Wirkung auf mein Herz auch nicht. Hierzu kamen noch die warmen Empfehlungen der Tante,

die in Dorval einen der ausgezeichnetsten Männer sieht, eine Ausnahme des von ihr sonst ziemlich streng beurtheilten Geschlechtes, die Billigung meiner Mutter, der Gedanke an die Freude meines geliebten Bruders, die eigne Überzeugung von Dorvals Trefflichkeit. Auch ich betrachtete ihn fortan mit andern Augen als bisher. Ich fand ihn hübsch, er schien mir angenehmer als sonst; bald kam es dahin, daß ich die Tage berechnete, wann ich ihn gesehn, oder zu sehen hoffen durfte, daß ich seinen Eintritt nicht mehr ruhig erwartete, daß jeder Abend zu Hause oder anders wo, jeder Spaziergang, jeder Besuch im Schauspielhause, wenn er zugegen war, ein ganz anderes Interesse, ein viel lebhafteres Colorit, wenn ich so sagen darf, annahm, und wenn er fehlte, mich alles wie leblos und aschgrau dünkte. Diese Stimmung — die Tante nannte es Verliebtheit, und zog mich so oft damit auf, daß ich es am Ende wohl selbst glauben mußte — diese Stimmung nun brachte bald eine merkliche Veränderung in Dorvals Betragen hervor, er wurde belebter, liebenswürdiger, ja immer unwiderstehlicher; und so geschah es denn vor etwa sechs Wochen, daß er mir eine förmliche Liebeserklärung machte. Wie es damit zuging, weiß ich nicht so recht; genug ich merkte, daß er mir

gesagt habe, er liebe mich, und daß ich es auf eine Art beantwortet haben mußte, die seine Hoffnungen nicht niederschlug. Ich war entsetzlich verlegen und verwirrt, und schloß seine Zuversicht nur daraus, weil er mich fragte, ob er denn auch mit Mama reden dürfe? Das erlaubte ich nun natürlich sehr gerne; mir wäre es lieber gewesen, wenn er der Mama auch die Erklärung gemacht hätte, so ängstlich hatte ich mich dabey gefühlt.

Das that er nun am dritten Tage. Den Tag inzwischen hatten wir Gäste gehabt, es war lärmend und unruhig bey uns gewesen. Dorval liebt dergleichen nicht, und ich brachte die acht und vierzig Stunden in wunderlicher Spannung zu. Endlich am Morgen des Begehrens sah ich ihn sehr elegant gekleidet in unser Haus gehen; mir schlug das Herz bis an den Hals, in großer Unruhe ging ich in meinem Cabinette auf und ab, fing zehnerley Dinge an, und legte sie alle zehn wieder aus der Hand. Es war wunderbar! Angst vor der Entscheidung meines Schicksals konnte es nicht seyn; ich wußte, daß die Mutter Ja sagen würde, ich hatte sie auf Dorvals Besuch vorbereitet, und die Tante, die den Tag vorher noch bis spät Abends bey uns war, hatte mit ihr und mir alle

Vortheile dieser Verbindung besprochen. Warum war ich denn so bange? Warum erschrack ich, als die Jungfer mich rief, und fühlte mich unangenehm durch ihr schalkhaftes Lächeln berührt? Warum ergriff eine verlegne scheue Empfindung mein Herz, als Dorval in meiner Mutter Zimmer auf mich zutrat, machte mir ihn so steif erscheinen, und erregte in mir den Gedanken: Ich möchte lieber hundert Meilen weit weg seyn! Doch er hielt meine Hand mit so schönem Ausdruck in den zärtlichen Blicken, was er sagte, war so bewegt, klang so innig, die Mutter, die Tante kamen auf uns zu, sie umarmten und segneten uns. Meine Thränen begannen zu fließen, und nun umschloß mich auch Dorval, und seine Lippen berührten zum erstenmahl die meinigen.

Seitdem hat ein köstliches Leben begonnen, ich lerne täglich Dorvals edles Herz besser kennen, täglich erfreut mich ein anderer schöner oder feiner Zug seines Charakters. Er ist so bieder, er hat so strenge Begriffe von Recht und Pflicht, daß mich wirklich zuweilen ein Gefühl von Scheu überfällt, wenn ich bedenke, um wie viel ernster er vom Leben denkt, um wie viel er besser ist als ich, besonders wenn ich wohl fühle, daß er meine Fehler und Schwächen klar erkennt und sie freundlich rügt.

Daraus entsteht nun manchmahl ein kleiner Zank, der aber nur dazu dient, durch eine herzliche Versöhnung unser Band fester zu knüpfen, und in mir den festen Vorsatz zu erzeugen, meine Unvollkommenheiten immer mehr zu bekämpfen, daß, wenn einst das erste Feuer der Leidenschaft bey ihm vorbey seyn, und keine verliebte Verblendung ihn mehr bethören würde, ich dann seinen prüfenden Blick soll aushalten dürfen.

Er ist auch voll feiner Aufmerksamkeiten für mich. Eine Menge nützlicher Bücher und interessanter Kunstwerke verdanke ich, seit ich seine Braut heiße, seiner freundlichen Güte, und er schenkt mir die Sachen nicht allein, er lehrt mich auch ihren Werth einsehen und würdigen. Du weißt, er war lange Zeit in Italien und Frankreich, und hat in Deutschland die bedeutendsten Sammlungen mit Kennerblick durchgangen. Ich lerne jetzt von ihm die Bilder sehen, vorher beschaute ich sie nur wie eine Rarität; er lehrt mich ihre Vorzüge, Fehler, Eigenheiten, den Charakter der Schulen, das Zeitalter bemerken. Es ist erstaunlich interessant, mit ihm durch die Gallerien zu wandern. Die Tante begleitet uns meistens, und diese Stunden gehören zu meinen genußreichsten. Ich fühl wohl, daß Dorval mich für sich zu bilden, n



was ihm an mir nicht gefällt, von mir abzustreifen sucht. Ich will auch recht gelehrig seyn, und mich in seine Ansichten fügen.

Wann unsere Vermählung seyn wird, kann noch nicht bestimmt werden; es hängt von Dorvals Erbschaftsangelegenheit ab, die noch in L.. anhängig ist, und wohl vor ein Paar Monathen nicht entschieden werden kann. Dann erst, wenn ihm sein bedeutendes väterliches Vermögen eingehändigt seyn wird, kann er auf seine häusliche Einrichtung denken, und so könnte sich jener Zeitpunct wohl noch an die vier bis fünf Monathe verziehn. Ich kann nicht sagen, daß mich das betrübte; denn der Brautstand hat gar zu viele Annehmlichkeiten, und seine Verlängerung kann einem Mädchen wohl nicht anders als erwünscht seyn. Spannung und Zweifel haben aufgehört, wir genießen bloß, wir sehen so manchen Wunsch unserer Eitelkeit, unseres Schönheitssinnes befriedigt, wir erhalten eine Menge niedliche und nützliche Sachen; ein zärtlicher Freund späht aufmerksam nach unsern Winken, alles ist Ruhe und innige Zufriedenheit in uns, um uns, und selbst die Freude, welche wir auf den Gesichtern unserer Verwandten über die glückliche Feststellung unseres Schicksals sich spiegeln sehn, vermehrt

die unsrige. Kurz, es ist eine so schöne Periode, daß ich glaube, es gibt keine schönere im menschlichen oder wenigstens im weiblichen Leben.

Dieselbe an dieselbe.

Den 30. März.

Nicht so schnell glaubte ich, daß meinem vorigen Briefe ein zweyter folgen sollte; aber ich habe dir was seltsames zu berichten, was dich unmittelbar angeht, und dich gewiß überraschen wird. Heut vor acht Tagen war ich mit der Tante in's Theater gegangen, man gab Romeo und Julie. Ich hatte das Stück nie gesehn, und war durch einen Streit, der den Abend zuvor zwischen der Tante und Dorval eben über dieß Trauerspiel Statt gehabt hatte, und worin die Tante Juliens plötzliche Vergaffung als eine bloße Wirkung der Sinnlichkeit verdammte, Dorval aber das Stück in Schutz nahm, und mit großem Scharfsinn seine Schönheiten entwickelte, um so neugieriger geworden. Mit großer Aufmerksamkeit bemühte ich mich, den unsichtbaren Faden seiner psychologischen Entwickelung, den mir Dorvals Bemerkungen an



die Hand gaben, während des ersten Aufzuges zu verfolgen, als am Schluße desselben ein kleines Geräusch mich umzusehen bewog, und ich zurück fuhr — denn dicht neben der Tante, die am Ende der Bank saß, stand ein junger Mensch, dessen, ich mag wohl sagen, fast furchtbares Ansehen ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Nein wahrlich, so muß Romeo Julien auf dem Balle nicht erschienen seyn! Stelle dir einen Mann von kaum mittlerer Größe vor, in einen etwas fremdartig zugeschnittenen Rock geknöpft, mit halb entblößtem Halse, den kein Musselintuch verbarg, das lichtbraune überaus reiche Haar wild gelockt und bis auf die Schultern verstreut, der, mit einem wunderbaren Ausdruck in den blassen, nicht schönen Zügen sein Auge starr und düster auf mich geheftet hielt. Erschrocken sah ich weg; aber das Wunderbare der Erscheinung zwang mich doch von Zeit zu Zeit verstohlen hinzublicken, und allemahl begegnete ich zu meiner größten Verlegenheit den Blicken des Fremden, die mit einem wilden verworrenen Wesen auf mir lagen; ich wagte zuletzt gar nicht mehr hinzusehn, auch zog der Gang des Stückes und die unglückliche Liebe des edlen Paares meine ganze Aufmerksamkeit an sich. Jetzt näherte sich uns Dorval, und trat dicht

neben den Fremden. Seine Blicke commentirten mir manche Stelle des Stückes auf eine recht verbindliche zärtliche Weise. Hatte der Fremde unser Mienenspiel bemerkt? War es Zufall? Genug ich sah ihn sich rasch umwenden, und Dorval mit einem Blicke messen; der mir ganz entsetzlich widerwärtig vorkam. Bald darauf verlor er sich, Dorval kam neben der Tante zu stehn. Nun konnten wir uns unsere Bemerkungen mündlich mittheilen, aber jedes blieb wie gewöhnlich auf seinem Sinne, nur war ich heut, nachdem ich das Stück gesehn, viel geneigter, Dorvaln Recht zu geben als früher. Am Ende des Stückes gab Dorval der Tante den Arm, ich folgte; draußen im Corridor war es sehr gedrängt, und in dem Augenblick gewahrte ich den Fremden an meiner Seite. Er hatte eine dunkle flache Mütze tief in die wilden Augen gedrückt, die reichen Haare quollen verworren darunter hervor, und beschatteten sein Gesicht auf eine Art, die den unheimlichen Eindruck des Ganzen noch vermehrte. Ganz ängstlich zog ich meinen Shawl fest um die Schultern und drängte mich, so nahe ich konnte, an die Tante. Lächle immer über mich! Ich fürchtete mich vor dem Menschen, denn auch jetzt lagen seine Blicke so starr und düster auf mir, und ver-

sah mich wenig Gutes von ihm. Die Menge trennte uns endlich, und ich dankte Gott, als der freyere Raum mir verstattete, mich an Dorvals linken Arm zu hängen. Zu Hause erzählte ich mein Abenteuer, und wurde tüchtig ausgelacht und gefragt, ob ich etwa gemeint, der Fremde wolle mich entführen oder bestehlen?

Zwey Tage darauf — ich hatte die ganze Sache fast vergessen, nur daß zuweilen jenes Gesicht mit seinem halb wilden, halb melancholischen Ausdruck vor meinem Geiste erschien — gingen wir mit Dorval in die fürstliche Gallerie. Schon hatten wir einige Säle durchwandert, in welchen hier und da Künstler saßen, die Gemählde copirten. Dorval kannte die meisten, wir sprachen mit ihnen, mich unterhielt das sehr. Jetzt traten wir in den Saal der altdeutschen Schule. Hier stand ein gar liebliches Madonnenbild von dem berühmten Van Eyk, eine wahre Himmelsköniginn und demüthige Jungfrau zugleich auf einer Staffeley herunter, und daneben saß, mit dem Rücken gegen uns gewendet, vor einer zweyten — der furchtbare Fremde! Ich kann sagen, daß ich wirklich erschrack. Er hatte uns nicht kommen gehört, denn er war in seine Arbeit vertieft; aber Tante theilte Dorvaln ihre Bemerkungen mit, der Mahler hörte

sprechen, sah sich um, eine hohe Purpurgluth überzog sein Gesicht, er sprang vom Stuhle auf, und stotterte etwas, was wir Alle nicht verstanden. Dorval suchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen; es ging eine Weile nicht, so verstört schien der Mensch durch die Unterbrechung seiner Arbeit. Ich wäre gern fortgegangen, denn ich meinte, wir wären ihm lästig; aber die Tante hatte den Gegenstand des Gesprächs ergriffen. Du kennst ihre Lebhaftigkeit. Die Unterhaltung machte sich endlich, des Fremden wilde Zerstreuung verlor sich, er ordnete seine Gedanken, und mit einer schönen Wärme, mit einer sanften — Kindlichkeit möchte ich sagen, die ich dem wilden Menschen gar nicht zugetraut hätte, entwickelte er seine Ansichten über die alte Kunst, und besonders über sein gewähltes Original.

Der Verlauf der Unterredung berührte mehrere andere Bilder dieser Sammlung; der Fremde führte uns hin, und erklärte und sprach, und riß wirklich mit seiner einfach frommen Ansicht die Hörer hin. Wie wir den Saal verlassen wollten, legte er geschäftig Pallete und Mahlerstock, die er noch immer in der Hand gehalten, auf seinen verlassenen Sitz, und begleitete uns oder vielmehr Dorval auch in die andern Säle. Die Tante gi[ng] mit mir, und wir mengten uns nicht viel in's [...]

spräch der Männer. Endlich war es Zeit fortzugehen. Dorval und der junge Mahler trennten sich sehr herzlich; wir hatten schon früher von ihm erfahren, daß er aus den Rheingegenden gebürtig, und vor einigen Wochen auf seiner Reise, die er, um sich in seiner Kunst auszubilden, unternommen, hier angekommen sey. Jetzt beym Abschied ersuchte ihn Dorval um seine Addresse, und da erfuhren wir, daß er Gustav Ehrhart heiße, und niemand anderer sey als jener Gustav, der Neffe deines Mannes, von dessen sonderbarem aber achtungswürdigen Charakter du uns schon öfter geschrieben.

Mit froher Überraschung wurde diese Entdeckung von beyden Seiten aufgenommen. Seitdem hat uns Ehrhart schon mehrmahls besucht, und ich muß heimlich lächeln, wenn ich ihn jetzt ansehe, und daran denke, wie ich mich im Theater vor ihm gefürchtet. Auch du wirst lachen, du wirst mich auslachen; aber ich versichere dich — du kennst Tantens entschloßnen Muth und ihre Abneigung gegen alles, was nach Vorurtheil schmeckt — dennoch fühlte auch sie sich vom ersten Anblick des Unbekannten seltsam berührt. Obwohl er mir nun jetzt schon eine gewohnte Erscheinung ist, muß ich doch gestehen, daß er sich zwischen unseren übrigen jungen Leuten seltsam ausnimmt, und dieß Seltsame liegt

nicht bloß in seiner Art sich zu kleiden, sondern wohl auch in seiner Ansicht von der Welt und den Menschen, die vom gewöhnlichen Maßstabe sehr abzuweichen scheint. Mit Dorval kommt er noch am besten daraus. Der sieht nicht viel auf's Äußerliche, und findet an seinem Innern viel Behagen, er kann mit ihm von Ländern, Kunstschätzen, Gegenden reden; und so waltet zwischen ihnen eine sehr lebhafte Unterhaltung, an der die Tante regen Antheil nimmt, während Mutter und ich uns ziemlich still verhalten. Leb wohl! Ich höre Ehrharts Stimme, der kommt, uns in die **Gallerie abzuhohlen.

Dieselbe an dieselbe.

Den 24. April.

So warst du schon von unserer neuen Bekanntschaft unterrichtet, noch ehe mein Brief ankam, und zwar, wie du mir schreibst, auf eine sehr poetische völlig romanhafte Weise, wie denn in einem Gemüthe, gleich dem unsers künstlerischen Freundes, wohl nicht leicht der alltäglichste Vorfall sich abspiegeln kann, ohne einen dichterischen Anstrich zu erhalten? Das will ich wohl glauben. Er [illegible]

ein eigner Mensch, dieser Ehrhart, und durchaus nicht mit dem gewöhnlichen Maaße zu messen. Das fühlst du wohl auch, und hast gewiß, um seiner trefflichen Anlagen wegen, gern mit manchen seiner Schwächen und Unvollkommenheiten Nachsicht; das spricht aus deinem Briefe, und der Art, wie du und dein Mann ihn von jeher behandelten. Alle Leute denken nicht so, und es ist eine niederschlagende Bemerkung, daß eben kein menschliches Verhältniß, wie kein irdisches Loos überhaupt, sich in freundlicher Stille, und genügender Heiterkeit erhalten könne. Seit ich dir das letztemahl geschrieben, ist allerhand Störendes über mich, über uns Alle gekommen. Dorval hat eine kleine Reise von ein Paar Wochen in seiner Erbschaftsangelegenheit nach L.. machen müssen, und uns während dieser Zeit recht einsam zurück gelassen.

Ich fühlte seine Abwesenheit am tiefsten, aber auch die Tante schien etwas verstimmt. Ehrhart besuchte uns fleißig, seine Gegenwart diente dazu mich angenehm zu zerstreuen; so sah ich ihn gern kommen, und auch er war heiter und vergnügt. Aber noch ehe Dorval zurück kam, verlor sich diese Heiterkeit, und er gab sich einer wunderlichen Ungleichheit hin, die mich wechselsweise von ihm entfernte und wieder anzog. Es ist ein höchst in-

teressanter Mensch. Liebenswürdig möchte ich ihn nicht gerade nennen, denn er hat manche sehr schroffe Seiten; aber der Grund seines Gemüthes ist gewiß trefflich. Die Welt spricht ihn auf eine von andern Menschen ganz verschiedene Art an; was uns fast allen willkommen wäre, ist ihm widerlich, und er kann sich an Dingen freuen, die den Meisten entweder geringfügig oder ganz ungenießbar scheinen. So ist er im Stande, sich halbe, ja ganze Tage auf den nahe gelegenen Dörfern herumzutreiben, mit allen schmutzigen Bauernkindern Bekanntschaft zu machen, die Alten in ihren Schenken zu besuchen, sich an ihren Volksgesängen, an ihren Gesprächen zu ergötzen, ihre Gestalten mit Wahrheit und Lebendigkeit in sein Portefeuille zu zeichnen, und sich aus einem so verlebten Tage Kraft zu hohlen, wie er sagt, um wieder auf einige Zeit den Zwang und die Schaalheit der conventionellen Welt zu ertragen. Manchmahl auch streift er ohne eigentlichen Zweck in der Gegend umher, liegt stundenlang am Ufer eines Baches, und lauscht dem Gesang der Vögel oder der Wirkung der einfallenden Sonnenstrahlen durch's Gebüsch. Überfällt ihn die Nacht auf seinen Wanderungen, so ist ihm die nächste beste Bauerhütte als Unterkunft willkommen, oder er

übernachtet auch wohl unter freyem Himmel. Das Alles gibt nun seinem Innern und Äußern einen seltsamen Zuschnitt, aber auch eine Einfalt und Kindlichkeit des Gefühls, eine Wärme der Auffassung und eine Neuheit in allen Weltverhältnissen, die ihn zugleich achtungs- und tadelnswürdig macht, wie die Tante sagt. Ungeschickter als Er, in allem was Form heißt, kann man nicht seyn, aber man kann auch nicht leicht für's Schöne reizbarer, und für's Gute beweglicher seyn. Das ist nun aber in Tantens Augen kein Ersatz für jenen Mangel; sie hat allerley an ihm auszusetzen, sieht seine Eigenheiten in grellem, seine Schwächen im strengsten Lichte, tadelt beynahe alles, was er thut, und fängt an, es ihm selbst, freylich auf eine feine Art, zu sagen. Sie meint, das sey Freundespflicht, und ein wahrer Dienst, welchen wir denen schuldig sind, die wir lieben. Dann solltest du sehen, wie gut, wie wahrhaft kindlich er diese Zurechtweisungen aufnimmt, wie er sich bald selbst anklagt, bald reuig, aber für die Tante ungenügend, mit einem unüberwindlichen Hange und alter Gewohnheit entschuldigt. Aber es stört ihn doch, ich sehe es wohl; er ist seit einigen Tagen verstimmt, trübe. Ob bloß die Ermahnungen der Tante Schuld sind, ob sonst

eine leise Anregung das leichtbewegte Saitenspiel dieses Herzens verstimmt, weiß ich nicht; aber es ist, und es quält mich, daß es ist, und ich muß ihn seitdem mit einer Art von Mitleid ansehen, besonders wenn ich denke, daß die Tante diese düstern Nebel aufgeregt hat. Sie ist auch mit mir nicht recht zufrieden, sie tadelt mich viel öfter als sonst. Dorval, der seit acht Tagen wieder hier ist, kam auch durch den verworrenen und ränkevollen Gang seiner Angelegenheit verstört zurück. Er scheint verdrießlich, ich bin nicht im Stande ihn aufzuheitern wie einst, er hat mir manche Lehre zu geben, mich auf Manches, was ich versehe, aufmerksam zu machen. Ich danke ihm das im Grunde meines Herzens, und wenn ich Zeit habe nachzudenken, dann sehe ich wohl ein, daß er es gut mit mir meint, und meine Vervollkommnung der Zweck seiner edlen Liebe ist. Dennoch ärgert und reizt es mich, besonders wenn ich die freylich übertriebene und schwärmerische Ansicht, die Andere von mir haben, und zuweilen wie willenlos äußern, mit dieser zergliedernden Strenge vergleiche. So plagt mich alles. Ich muß Ehrhart bedauern, der mir wie ein verirrter Fremdling aus einem andern Planeten vorkömmt, dessen Sprache Niemand versteht, ich fürchte mich vor Dorvals strengen Bemerkun-

gen, ich ärgere mich über die Tante, die Ehrhart quält und auch mich nicht in Ruhe läßt; und so ist denn eingetreten, was ich im Anfange meines Briefes sagte: unser freundliches Verhältniß ist gestört, und das Schöne kann nicht bleiben.

Dieselbe an dieselbe.

15. May.

Friederike, Friederike! Was habe ich dir zu berichten! Ein gäher Blitz hat mir den Abgrund gezeigt, an dessen Rand ich sorglos wandelte, und ich fürchte, ich fürchte, das Glück meiner Gegenwart, der Frieden meiner Zukunft, ist schon zum Theil darin begraben. Höre, was sich in den letzten Tagen zugetragen!

Ich erinnere mich, dir vor drey Wochen von den Störungen geschrieben zu haben, die unsern kleinen Kreis verstimmten, und den Genuß frohen Zusammenseyns größten Theils aufhoben. Mich betrübte das, es wollte mir mit dem besten Willen nicht gelingen, wieder Alles in sein altes freundliches Geleise zu bringen, und diese drey Personen mit sich selbst und mir zufrieden zu stellen; denn

das konnte ich leise empfinden, daß sie nicht bloß Jedes für sich verstimmt, sondern auch in ihren Ansichten von mir verändert waren. Da wurde eines Abends von der Schönheit der nahen Auen in dieser Jahreszeit gesprochen, und Dorval und die Tante, die gern und weit gehn, beschlossen den folgenden Nachmittag diesen Spaziergang mit mir zu machen. Ich fand den Weg, an fünfviertel Stunden, für eine Promenade sehr weit, und wäre lieber gefahren; aber da die Mutter nie mit uns geht, so entschieden Dorval und die Tante, und meine Einwendungen wurden, als einer übermäßig bequemen Person, nicht gehört. Auch hätte ich es freundlich und in der Ordnung gefunden, Ehrhart, der so manchen Gang in wohlbekannte Gallerien mit uns gemacht, und der diesen Abend kam, von unserem Projecte zu unterrichten. Ich schlug es vor, Dorval runzelte die Stirn, die Tante wies mich kurz ab, ich mußte schweigen, aber es war mir nicht recht. So brachen denn wir drey am folgenden Tage gegen Abend auf, und wanderten bey ziemlicher Hitze und Staub durch's Thor den Auen zu. Schon hatten uns die freundlich grünen Schatten aufgenommen, und ich ging, durch die Kühle der Au erfrischt, und durch die Anmuth der Umgebung ziemlich mit dem

ausgestandenen Beschwerden versöhnt, neben Dorval her, der uns, wie von Zeit zu Zeit der breite herrliche Strom durch die Bäume sichtbar ward, sehr anziehende Beschreibungen von den Rheingegenden machte, und uns bald ihre Ähnlichkeit, bald ihre Verschiedenheit von der vorliegenden anschaulich machte. Auf einmahl erblickten wir draußen am Wasser einen Mann, der vor einer sehr mahlerischen Ansicht gerade den Wassermühlen gegenüber saß und zeichnete. Dorval erblickte und erkannte ihn zuerst, es war Ehrhart, und wie er ihn nannte, glaubte ich — o ich hatte nur zu gut bemerkt! — eine widrige Empfindung über sein Gesicht gleiten zu sehen. Die Tante sah mich in demselben Augenblicke scharf an, eine dunkle Ahnung von dem, was mir bevorstand, berührte mich ängstlich; der Gedanke: sie meinen, du hast ihn hierher bestellt, durchzuckte mein Inneres, und goß, so schuldlos ich war, eine hohe Purpurgluth über meine Wangen, die natürlich dazu dienen mußte, jenen unseligen Verdacht zu bestärken. Hatte Ehrhart seinen Nahmen nennen gehört? Hatte er das Geräusch wandelnder Spaziergänger vernommen? Rief eine unglückliche Empfindung ihm unsre Nähe zu? — Gott weiß! — Er wandte sich um, erkannte uns,

und kam sogleich eilfertig auf uns zu. Vielleicht bildete ich mir's ein, aber sein Empfang war von Seite meiner Begleiter steif und so kalt, wie ihn der gute Jüngling gewiß nicht verdient hatte; doch sein kindlich reines Gemüth, keiner Schuld bewußt, ahnete nichts davon, er schloß sich an uns an, und da Dorval die Tante führte, die beyde nicht sehr redelustig schienen, ging Ehrhart neben mir, und riß mich bald durch die lebhafte Schilderung seiner Empfindung hin, wie ein armer Fischerjunge, den er in sein Portefeuille gezeichnet, sich mühvoll mit den schweren Netzen geschleppt, wie dann eine bleiche aber sehr hübsche Frau, ein Kind auf dem Arm, so müde und langsam aus der Hütte getreten, der Fischerjunge bey ihrem Anblick die Netze hingeworfen, und die Frau freundlich zu einem Sitz am Ufer geleitet habe, wo sie der erquickenden Sonnenstrahlen genießen konnte, indeß er hülfreich aus Brettern und Hölzern, die am Ufer gelegen, eine Art von Lehne und Schutz gegen den Wind hinter ihr erbaut hatte. Ach, sagte Ehrhart, da findet man noch Herzen, noch Liebe unter diesen armen, am Busen der Natur liegenden Menschen, indeß wir in unsern conventionellen Kreisen das Alles längst nur mehr dem Nahmen nach

kennen, oder als zierliche Redensarten brauchen! Wir kamen tief in den Gegenstand hinein, Ehrhart sprach so warm, so wehmüthig von seiner Vereinzelung in der fremden Welt, von seiner Sehnsucht nach Mitgefühl. Wir waren indeß durch eine Krümmung des Weges aus dem Gehölze getreten, und standen am Strome, der untergehenden Sonne gegenüber, die ihr volles Gold über die Gegend und uns ausgoß. Ich blickte zufällig auf meinen Begleiter. Ach Gott! Wie wäre es möglich, den Ausdruck zu beschreiben, mit dem er seine Augen auf mich geheftet hielt! Er faßte meine Hand, er schien so bewegt, in seinen Blicken, auf seinen Lippen schien ein Geständniß zu schweben. Ich erschrack, ich erröthete, ich wollte ihm meine Hand entziehen; er schaute mich so bittend an, seine Brust arbeitete, und ich fühlte, daß ich zitterte. In dem Augenblick wandte sich Dorval, dem ein dicker Baumstamm bis jetzt unsern Anblick entzogen hatte, hervortretend mit einer Frage an Ehrhart. Dieser Ton weckte ihn aus seiner verführerischen Vergessenheit; er ließ meine Hand schnell fahren, ich sah ihn erbleichen, zurückbeben. Dorval wiederhohlte seine Frage. Ehrhart raffte sich zusammen, und trat zu ihm hin, ich aber blieb, das Herz von tausend

nahmenlosen Gefühlen bestürmt, am Ufer stehn; ich spürte, daß meine Thränen hervorbrachen, mir war unbeschreiblich wehe, und doch wohl und still und ängstlich.

Die Tante näherte sich mir. Was hast du mit Ehrhart vorgehabt? fragte sie, und sah mich scharf an: Er kam so verstört zu uns, daß er eine Weile keine zusammenhängende Rede vorbringen konnte. Ich weiß nicht, erwiederte ich: Wir sprachen von gleichgültigen Dingen, von der Gegend, von seinem Wunsche, wieder bey den Seinigen zu seyn. So? — antwortete sie gezogen, und blickte mir in die Augen, die wohl noch feucht seyn mochten: So? — wiederhohlte sie, stand eine Weile still, und trat dann zu den Männern.

Mir war sehr bange, ohne daß ich eigentlich hätte sagen können, warum? Denn was war denn geschehn, was auch nur die geringste Schuld auf uns laden konnte! Dennoch fühlte ich mich gepreßt. Es war Zeit nach Hause zu gehen. Dorval gab der Tante den Einen Arm, den andern mir; die Tante beurlaubte sich von Ehrhart, ich sah aus allem, daß man seine Begleitung verbitten wolle, und alles dieß, mit dem, was schon vorgefallen, ließ mich nicht viel Gutes erwarten. Unser Heimgang ward meist schweigend vollbracht, keines hat-

te Lust zu reden, und ich war froh, als ich in die Einsamkeit meines Zimmers kam. Mit trüben Gedanken legte ich mich zu Bette, und wunderliche Träume setzten die Bangigkeit des Abends fort. Am andern Morgen gegen eilf Uhr ließ mich die Mutter rufen, die Tante war bey ihr, und Beyder Gesichter so streng, so feyerlich! Mir lief es eiskalt über den Rücken.

Komm her, mein Kind, sagte die Mutter, und laß ein vernünftig Wort mir dir reden!

Ja, fiel die Tante ein, es ist um deines eigenen Glückes, und um des eines edlen Mannes willen, daß wir mit dir reden, und dich auf etwas aufmerksam machen wollen, das nun schlechterdings nicht länger unbesprochen bleiben darf.

Du kannst versichert seyn, setzte die gute Mutter hinzu, die überhaupt das Ganze milder behandelte, daß es nur Liebe zu dir ist, was uns zu reden bewegt.

Mir ward bald heiß bald kalt bey dieser Einleitung, die Haare kribbelten mir auf dem Scheitel, und mit unendlicher Bangigkeit erwartete ich zu hören, was man von mir wollte. Die Tante führte das Wort, und fing an von meinen Verpflichtungen gegen Dorval, von dem, was ich meiner Würde überhaupt, und meinem Verhält-

wisse als Braut eines edlen Mannes schuldig sey, zu sprechen, erwähnte darauf eines Hanges zur Coquetterie, den sie an mir bemerkt haben wollte, von dem ich aber, Gott ist mein Zeuge, nie Etwas gewußt, und schloß endlich damit, daß es ihr schon längst aufgefallen sey, welches Betragen ich mir gegen den Mahler Ehrhart erlaubt, und welche — für jedes junge Mädchen — ungeziemende Annäherung ich ihm gestattet, besonders da ich doch deutlich hätte merken müssen, daß er in mich verliebt sey.

Ich erschrack, all mein Blut trat in meine Wangen, und wich wieder schnell zum Herzen zurück. Tante! rief ich: Was fällt Ihnen ein! Ehrhart in mich verliebt?

Wir sagen nicht, verbesserte die Mutter, daß er eben das für dich fühle, was man eine Leidenschaft nennet; aber du gefällst ihm sehr, das ist sicher —

Das möchte hingehn, fiel die Tante ein: Aber ich weiß nicht, warum du die Sache verkleinern willst? Ich halte sie für sehr schlimm, sehr gefährlich, und bin überzeugt, daß nur ernste Mittel — —

Mein Gott! rief ich, erschreckt durch diese Worte: Was meinen Sie denn? Was ist denn so schlimm?

Hier fing die Tante nun an, Ehrharts Betra-



gen gegen mich, und meines gegen ihn, von dem ersten Tage an, wo wir ihn im Theater und in der Gallerie getroffen, und wo er eine Madonna copirt, welche, wie Dorval damahls noch scherzend gegen sie bemerkt, eine flüchtige Ähnlichkeit mit mir hatte, bis auf den gestrigen Abend, wo er, von mir in die Aue bestellt, mir unläugbar eine Erklärung gemacht habe — . . . . . .

Diese Anklage war zu hart. Ich fuhr unwillkürlich auf, und protestirte feyerlich gegen Beydes; ich betheuerte, daß ich mich nie zu einem solchen Schritte, einem jungen Manne, wider den Willen meiner Verwandten, ein Rendezvous zu geben, herunterlassen würde, und daß sich Ehrhart zufällig, um zu zeichnen, wie er öfters pflegte, in der Au eingefunden. Die Tante schwieg ungläubig, die Mutter sagte für mich gut, sie war überzeugt, daß ich einer Lüge unfähig sey. Auch gegen die sogenannte Erklärung sträubte ich mich, und versicherte, Ehrhart habe mir kein Wort gesagt, das auch nur von fern einen Bezug auf Liebe gehabt. Aber die Tante war nicht zu bedeuten, sie hatte ihn vor mir stehn, meine Hand lange halten, und mit sehr bewegter Stimme etwas sagen hören, das sie nicht verstanden. Ich hätte dann ganz erhitzt ausgesehn, meine Augen hätten voll Thränen gestanden, und

wenn es auch keine Erklärung in Worten war, so wäre es doch ein sehr bewegter Auftritt, und kurz, eine Annäherung gewesen, welche kein Mädchen überhaupt, aber am wenigsten die Verlobte eines Andern, einem jungen Menschen erlauben sollte.

Da hatte ich nun mein Urtheil! Es beleidigte, es erschreckte, aber es überzeugte mich nicht; und meiner Treue gegen Dorval mir bewußt, antwortete ich fest und entschlossen, daß man mir Unrecht thäte, und daß ich durchaus nichts gethan oder empfunden, was meinen Verpflichtungen gegen den mir unendlich theuern Mann nachtheilig seyn könnte.

Die Mutter unterstützte meine Ansicht; aber die Tante blieb unbeweglich, und statt unsern Gründen zu weichen, entwickelte sie mein Verhältniß zu dem sonderbaren leidenschaftlichen Jüngling, dessen überspannte Einbildungskraft wie sein Mangel an Weltkenntniß das seltsamste, ja das Unseligste von ihm erwarten lassen konnte, und erregte mir dadurch unbeschreibliche Angst. Auf der andern Seite stellte sie mir meine Schuld gegen Dorval, die Leiden, die ich ihm bereitet hätte, und die Zartheit, den Edelmuth seines Betragens gegen mich vor, und zerriß so mein Herz vollends. Ich brach in heftiges Weinen aus. Die Mutter suchte mich zu beruhigen, ihr schien die Sache weder so strafbar,

noch so gefährlich; aber die Tante beharrte auf ihrer Meinung, und nachdem sie mir noch einmahl meinen unverzeihlichen Leichtsinn, und die Verantwortung, die ich mir zugezogen, indem ich gedankenlos in eines Unglücklichen Brust eine unselige Leidenschaft entzündet, vorgehalten, entließ sie mich ganz betäubt und in meinem Innersten zerstört.

Erst nach einer Weile war ich im Stande, meine Gedanken zu sammeln, und die Verwirrung, die jenes Gespräch in mir angerichtet, zu überblicken. Ach Gott! So hatte ich einen liebenswürdigen Jüngling, der sich mir arglos genähert, unglücklich gemacht, und einen theuern Freund tief betrübt, der mir in seiner schönen Seele verziehen hatte, und, wie die Tante sagte, noch jetzt mein Glück gern mit dem Opfer des seinigen erkaufen würde. Ich kam mir in dem Augenblicke ganz abscheulich und verworfen vor. Ich hätte zu Dorval eilen, und seine Verzeihung erflehen mögen. Ein längeres Nachdenken fing an, mich über diesen Punct einigermassen zu beruhigen. Offenbar hatte die Tante ihre Partheylichkeit für Dorval, den sie ganz außerordentlich schätzt, zu weit geführt. War ich ihm denn ungetreu, oder auch nur mit Einem Gefühle meines Herzens von ihm abgewendet gewesen? Mein Gewissen gab mir das Zeugniß, daß

er noch jetzt, eben so wie vor Ehrhards Ankunft, in meiner Seele herrsche, die noch immer in dem Gedanken, ihm anzugehören, eine beseligende Ruhe fand. Er hatte nichts von dem armen Jüngling zu fürchten. Aber hier — hier war es, wo mein Bewußtseyn mich mit stechendem Schmerze aus dem trügerischem Schlummer weckte! Hier hatte ich schwer gefehlt! Ich hatte den unverkennbaren Antheil gesehn, den der Unglückliche, von dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an, an mir genommen; ich wußte von ihm selbst, daß mein Anblick im Theater ihn so wunderbar, so unvergeßlich berührt, daß jedes Wort des Trauerspiels, das auf ein plötzliches Erkennen verwandter Seelen Bezug hatte, ihm tiefen Eindruck gemacht; ich kannte die leidenschaftliche Heftigkeit seines Charakters, den reizbaren Flug seiner Einbildungskraft, und ich konnte das so hingehen lassen, ja, meine Eitelkeit weidete sich noch insgeheim an der Wirkung, die mein Wesen auf diesen interessanten jungen Mann gemacht. Ich, ich hatte eine hoffnungslose Leidenschaft mit sträflichem Leichtsinn wachsen lassen, und wenn er nun, jetzt wo es galt, sich mit Ernst von ihm loszureissen, unglücklich wurde, so war es meine Schuld!

Das fiel mir mit Centnerlast auf's Herz, das drückt und quält mich noch. Es quält mich um so mehr, da ich nicht vermeiden kann, Ehrhart oft zu sehn, und nicht weiß, wie ich mich gegen ihn benehmen, und jetzt auf einmahl einen Ernst gegen ihn behaupten soll, den ich eigentlich gleich vom Anfange an hätte haben sollen. Armer, armer Jüngling! O Friederike, wenn es dir oder deinem Manne möglich wäre, auf ihn zu wirken, ihn von einer unglückbringenden Empfindung zu heilen, wenn ihr veranlassen könntet, daß er sich von hier entfernte, es wäre gewiß das Beste für ihn und mich! Ich weiß mir nicht zu helfen.

Dieselbe an dieselbe.

30. May.

Es geht nicht! Es geht nicht! Diese Aufgabe ist über meine Kräfte. Hier die Geschichte der letzten Tage. Ich hatte neulich meinen Brief an dich kaum fort gesandt, so trat Dorval ein. In seinen ernsten Zügen lag etwas Zurückgedrängtes, Gezwungenes möchte ich sagen; doch sah ich, daß er, was in ihm vorging, mir schonend zu verbergen

suchte. Ich dankte ihm diese Zartheit, ich fühlte ihren ganzen Werth, und bemühte mich ebenfalls unbefangen zu scheinen. Es gelang mir nicht, ja es kam mir vor — lache immer über mich wenn du willst! — als würde mir Dorval besser gefallen haben, wenn er recht düster gewesen wäre, oder mir geradezu Vorwürfe gemacht hätte. So schleppte sich unser Gespräch eine Weile hin, er stand mir mit schonender Überlegenheit gegenüber, ich fühlte mich in einer Art von Unrecht gegen ihn, ohne daß ich gleichwohl dieß Unrecht klar einsehen konnte, und so kam es dahin, daß ich mich am Schluße einer Stunde für den gekränkten Theil hielt, da alle meine Bemühungen, ein leidliches Verhältniß zwischen uns herzustellen, an Dorvals gemeßner Artigkeit abglitschten. Jetzt trat die Tante ein, jetzt wußte ich, daß ich beobachtet, daß jedes meiner Worte gewogen werden würde, und nun erstarrten mir die Gedanken im Gehirne, und nicht Eine natürliche Rede fand den Weg über meine Lippen. Auch Dorval war verdrießlich geworden. Die Tante mußte noch das Beste thun, und sie that es auch. Du kennst ihre Lebhaftigkeit im Gespräche, es machte sich endlich doch etwas zwischen uns wie eine leidliche Unterhaltung, als — die Thüre aufging und mit meiner Mutter Ehrhart ein

trat. Ich hatte das schon immer gefürchtet, so oft ich im Vorzimmer gehen hörte. Nun war das Unglück da! Der Tante Gesicht verlängerte sich merklich, Dorval behauptete sich zur Noth, ich fühlte mich in peinlicher Verlegenheit, nur die Mutter war freundlich wie immer. Ach sie ist noch die Einzige, die mich versteht, aber die Meinung der Tante übt zu viel Einfluß auf sie.

Ehrhart näherte sich uns Allen mit seiner gewohnten kindlichen Offenheit. Eine Weile mochte er vielleicht nichts bemerkt oder das Bemerkte übersehen haben. Endlich empfand sein zartes Gemüth die Veränderung unsers Benehmens, er wurde nach und nach stiller, er schrumpfte in sich zusammen, möchte ich sagen. Noch Einen Versuch wollte er machen, sich mir zu nähern, es war, als suche sein heisses, durch der Andern Kälte verletztes, Herz bey mir Schutz. Ich war unbeschreiblich bange, der Arme dauerte mich in der tiefsten Seele, und doch war es mir nicht erlaubt, ihm die innere Wehmuth meiner Brust zu zeigen. Mein Benehmen mußte diesen zwangvollen Zwiespalt aussprechen, und diese Befangenheit vermehrte seine Bestürzung, seinen Schmerz. Sein Blick wurde von Minute zu Minute starrer, seine Züge verstörter, er sprach zuletzt gar nichts mehr, nur hing

zuweilen sein Auge mit Angst an mir, als sollte ich ihm das schmerzliche Räthsel lösen. Ich hielt es nicht mehr aus; Ehrharts sichtbares Leiden, der Tante scharfes Beobachten, Dorvals gemeßnes Benehmen, alles ängstigte mich, und ich verließ das Zimmer, um nur in einer einsamen Minute mich ein Bißchen sammeln zu können. Wie ich nach höchstens einer halben Viertelstunde wieder in's Zimmer kam, fand ich Ehrhart nicht mehr, und in dieser schnellen Entfernung neuen Stoff zur Sorge. Auch schwiegen Dorval und die Tante plötzlich bey meinem Eintritt, wahrscheinlich waren wir der Gegenstand ihrer Bemerkungen gewesen. Ich setzte mich mit der Arbeit an's Fenster, es herrschte eine allgemeine Stille. Endlich kam Dorval auf mich zu, Mutter und Tante verließen das Zimmer, und ich sah nicht ohne banges Gefühl einer unangenehmen Erklärung entgegen. Er bemühte sich anfänglich unbefangen zu scheinen, er sprach von gleichgültigen Dingen, er behandelte mich gütig, wie man ein fehlendes Kind behandelt, das man mit guter Art zur Erkenntniß seines Vergehens bringen möchte. Das that mir weh, eine peinliche Vergleichung drängte sich mir auf. Mit Ehrhart stand ich auf gleich und gleich, ja des guten Jünglings schwärmeri-

scher Geist sah mich in zu hohem, in verklärendem Lichte; hier mußte ich alle Augenblicke erwarten, zurecht gewiesen zu werden. Das geschah auch sogleich bey einer unbedeutenden Veranlassung, wo denn wieder, wie schon öfters, die gänzliche Verschiedenheit in unserer Art, die Dinge aufzufassen, kund wurde. Diese Bemerkung fiel mir schmerzlich auf's Herz; denn sie ließ mich auch für die Zukunft an keine wahre Übereinstimmung unserer Gemüther glauben. Ich wurde gereizt, mich kränkte Dorvals übersehende Behandlung, und diese Verstimmung zeigte sich in meinem ganzen Wesen. Er fühlte es zuletzt, er mochte einsehen, daß er zu streng gewesen war, und sein Zartgefühl, sein Edelmuth bewogen ihn freundlich einzulenken. Er both mir die Hand zur Versöhnung. Eine heiße sonderbare Empfindung übermannte mich, ich sank weinend an seine Brust. Ach mir war so wehe! Ihn schien meine heftige Rührung zu befremden, doch theilte er sie herzlich, und wir schieden versöhnt und vergnügt auseinander.

Am Abend ward ich zur Mutter gerufen. Sie und die Tante saßen beysammen, und die letzte fing sogleich wieder ihre Ermahnungen wegen Ehrharts an, indem sie von seinem heutigen Be-

such die Veranlassung nahm, mir anzukünden, daß das nun einmahl nicht länger so fortdauern könne, daß sie sich eben heut wieder überzeugt habe, wie leidenschaftlich der Mensch fühle, daß ich sein Unglück auf der Seele haben würde, wenn ich nicht alles Ernstes dahin strebte, ihn von mir zu entfernen, und ihm mit Bestimmtheit zu zeigen, daß hier jede Hoffnung Thorheit sey. Ach Gott! erwiederte ich: Das weiß er ja ohnedieß. Mein Verhältniß zu Dorval ist ihm, so gut wie Jedermann, bekannt. Aber dein Betragen, fiel sie streng ein, widerspricht diesem Verhältnisse. Du munterst einen Nebenbuhler auf, du beträgst dich gegen deinen Bräutigam nicht, wie du solltest; und nun zählte sie mir alles her, was sie heut an Ehrhart und mir bemerkt haben wollte, und ich versuchte umsonst, ihr das Gleichgültige oder Absichtslose in allen diesen Kleinigkeiten zu beweisen. Sie widersprach mir lebhaft, und wandte sich zuletzt mit der Äußerung an meine Mutter, daß ein entscheidender Schritt gethan, und Ehrhart entweder durch eine offene und freundliche Erklärung, oder durch höfliche Kälte, Verläugnenlassen u. s. w., dahin gebracht werden müßte, unser Haus nicht mehr zu besuchen. Ich erschrack tödtlich; die Mutter schüttelte

den Kopf, sie war nicht dahin zu bewegen, ihre Einwilligung zu dem Einen oder Andern zu geben. Sie hielt das erste für gefährlich, weil gerade dadurch etwas zur Sprache kommen müßte, was am besten mit ewigem Stillschweigen übergangen würde, das zweyte für höchst unzart. Die Tante widersprach, ich war unvermögend mit zu reden, mein Herz war bis zum Zerspringen voll; Ehrharts Bild in seinem Schmerz, mit seinen starren erloschenen Blicken stand vor mir. Er hatte mir noch nie so unglücklich, so mitleidswerth, so liebenswürdig geschienen.

Der Mutter Weigerung drang endlich durch, sie erklärte bestimmt, daß sie in einen so auffallenden Schritt nie willigen würde, und nun suchte die Tante auf Umwegen zu erhalten, was sie nicht geradezu durchsetzen konnte. Schon zweymahl veranlaßte sie mich, mit ihr auszugehn, wenn sie vermuthete, daß Ehrhart kommen würde; und so geschah es auch. An den Abenden, wo er uns zuweilen allein traf, wußte sie es zu veranstalten, daß fremder Besuch da war; kurz, es ward ihm beynahe unmöglich gemacht, mich zu sehen oder zu sprechen, ich will nicht sagen allein, sondern auch nur in Gesellschaft, wie sonst geschehen war, wenn er sich unbefangen des

Stuhls neben mir bemächtigte, den halben Abend nicht wieder aufstand, und immer so viel Angelegentliches mit mir zu reden hatte.

Das fühlte er nun sehr, er war tief betrübt, er sprach kaum mit Jemand, mit mir gar nicht; denn die conventionellen Floskeln gleichgültiger Gesellschaftsgespräche mit mir zu wechseln, ist ihm, ich weiß es, unerträglich. Aber ein unendlicher Schmerz, ich fürchte zu sagen, eine Art Verzweiflung, spricht aus seinen Zügen. Ich konnte ihn beynahe nicht mehr ohne Thränen ansehn, und in diesem Gefühle des Mitleids, der Selbstanklage riß mich der heiße Wunsch, ihm etwas Freundliches zu erweisen, gestern zu einer Unbesonnenheit hin. Ach warum quälen sie mich auch so, und zwingen mich gleichsam zu falschen Schritten, die ich hinterher bereuen muß!

Gestern Abends waren mehrere Personen bey meiner Mutter, auch Dorval, und es kam die Rede auf einige Kupferstiche, die in der Tante Zimmer lagen. Ich ging, sie zu hohlen, und wie ich damit zurück komme, begegne ich im Vorsaale Ehrhart, der so eben eintritt. Er macht mir stumm ein fremdes, scheues Compliment. Ich trete auf ihn zu, er sieht mich mit unbeschreiblichem Blicke an, mir war so wehmüthig zu Sinn, ich

ergreife seine Hand. Was ist Ihnen, lieber Ehrhart? sage ich thörichter Weise: Was haben Sie? Sie sind seit einigen Tagen so trübe? Er sieht mich an, seine Augen stehen voll Wasser, aber er kann nicht reden. Emilie! Emilie! ist alles, was er herausbringt. Lieber Ehrhart! erwiederte ich, und — Gott weiß, was in meiner Stimme gelegen haben muß — er stürzt mir zu Füßen, und birgt schluchzend sein Gesicht in meine Kleider. Ich war heftig erschrocken, ich beuge mich nieder, will ihn aufheben. In dem Augenblicke höre ich gehen. Fort! rief ich: Um Gotteswillen, fort! Man kömmt! Er springt auf — in dem Moment öffnet Dorval, dem ich vermuthlich zu lange weggeblieben, die Thüre des Gesellschaftszimmers. Ehrhart schießt einen furchtbaren Blick auf ihn, und stürzt fort gegen die Treppe hinaus.

Was war das? sagte Dorval, indem er sich mir näherte: Ehrhart bey Ihnen? Und warum entfernt er sich so schnell?

Ich erstarrte. Ein eiskalter Schauer rieselte durch mich hin.

Wollen Sie wohl so gütig seyn, mir zu antworten, mein Fräulein?

Ich war in der schrecklichsten Verlegenheit. Lügen ist meiner Natur zuwider, und die Wahrheit

konnt' ich doch nicht sagen; ich stotterte etwas von Ehrharts Verstimmung und von seinem stürmischen Forteilen, wie er mich erblickte. Dorval sah mich scharf an, eine sehr bittere Empfindung spiegelte sich in seinen Zügen. Er nahm alles, was ich sagte, mit einer höflichen aber ungläubigen Kälte auf; ich wollte einlenken, verbessern, Dorval that einige schneidende Fragen, die mein ganzes Gewebe von Ausflüchten mitten durch rissen.

Wo bleibst du denn so lange? schallte jetzt die Stimme meiner Tante. Ach Ihr seyd beysammen? sagte sie lächelnd: ja darum mußten wir so lange auf die Blätter warten. Sie näherte sich mir, um sie mir aus der Hand zu nehmen. Wie sie mich und Dorval ansah, stockte ihr Scherz; sie merkte wohl, daß hier nicht Alles stand, wie es sollte. Schweigend wandte sie sich um, ich folgte ihr auf der Stelle. Dorval blieb im Vorsaal, und kam nicht, und kam ewig nicht. Mir fiel tausenderley Schreckendes ein, er konnte ja wohl Ehrhart noch zu meinen Füßen gesehen haben, er konnte ihm nachgeeilt, ihn zur Rechenschaft gezogen haben, vielleicht — o mein Gott! — was ketteten sich für Vermuthungen an dieß Vielleicht! Ich hüthete die Thüre mit meinen Augen. Ach seit ich Braut bin, erinnere ich mich nicht, Dorval mit so viel Unged-

erwartet zu haben! Auch die Tante schien verlegen; endlich rief sie mich bey Seite, und fragte mich, was es zwischen uns gegeben. Ich sagte ihr Einiges; ihr die ganze Scene mit Ehrhart zu erzählen, hätte mir die Kehle zugeschnürt. Sie wurde sehr böse und schalt meine verderbliche Coquetterie; dann ging sie hinaus, um nach Dorval zu sehen. Er war wirklich fort, und kam den ganzen Abend nicht wieder.

Als die Besuche fort waren, mußte ich noch eine große Strafpredigt von der Tante anhören; aber über meine Furcht wegen eines Duells lachte sie mich geradezu aus. Ihre Gründe beruhigten mich zwar, aber sie erfreuten mich nicht, und sonderbar, sie verstimmten mich in Etwas gegen Dorval, für den ich mit Angst, aber doch mit Lust gezittert hatte. — — Bin ich nicht thöricht! Bin ich nicht unausstehlich?

Wie gesagt, liebe Friederike, es geht nicht! Ich kann mich nicht mitten zwischen diesen streitenden Forderungen und Rücksichten durchfinden. Ich will ja, Gott weiß es, Dorval nicht zu nahe treten, aber ich kann den armen Ehrhart nicht so trostlos verzweifeln lassen. Denn welche Schuld hat der Unglückliche gegen mich? Sie sollen auch menschlich seyn, und Menschliches von mir fordern, oder

sie sollen in des Himmels Nahmen mit einem raschen Schnitt den verworrenen Knoten zerschneiden, den sachte zu lösen, mir es nun einmahl entweder an Klugheit — oder an Härte fehlt.

Dieselbe an dieselbe.

Den 29. Juny.

Da sitze ich, noch ganz betäubt von den verwirrenden Ereignissen der letzten Tage, weinend, unfähig zu fassen, wie es eigentlich gekommen, und was aus mir werden soll? Was wirst du sagen, wenn du liesest: Dorval hat sich von mir losgesagt, unsere Verbindung ist aufgehoben, und er geht heut Abends nach Italien ab, wo er wenigstens ein Jahr zu bleiben gedenkt!

Niemand, Niemand versteht mich, nur die Mutter hat Mitleid mit mir; aber sie kann mir nicht helfen. Die Tante zürnt, Dorval hat mich verlassen, und Ehrhart faßt jetzt unbesonnene Hoffnungen, und gibt sich gleich darauf der Verzweiflung hin. Ach Gott! Was hat sich Alles verändert in der kurzen Zeit von drey Wochen!

Ich weiß nicht mehr bestimmt, was ich dir in meinem letzten Briefe geschrieben. Mein Kopf ist

zu verwirrt. Nach jenem unseligen Abend, wo mich Dorval im Gespräche mit Ehrhart überrascht hatte, sah ich durch zwey Tage weder den Einen noch den Andern. Es kränkte mich, aber es gab so viele Ursachen, das Wegbleiben von beyden Seiten zu erklären, daß es mich nicht befremden konnte. Endlich am dritten saß ich eben am Klavier, und versuchte es, durch Klänge die trüben Gedanken, welche mich unabläßig verfolgten, für einige Zeit zu zerstreuen, als Dorval zu mir eintrat. Auf dem ernsten Gesichte, in den scharf gespannten Blicken, las ich mein Gericht, noch ehe er sprach, und bereitete mich, gerechten Tadel mit Sanftmuth anzuhören, Unbilliges aber, wie es die Tante mir oft vorwirft, durchaus nicht zu dulden. Er nahm einen Stuhl, setzte sich zu mir, und fing damit an, daß es ihm sehr leid thäte, wenn er mir jetzt etwas sagen müßte, was mich kränken könnte, er bäthe mich im Voraus, an seinen besten Willen, an seine Liebe zu glauben, und versichert zu seyn, daß nur die Sorge für mein Glück, ohne welches das seinige nicht bestehen könne, ihn dazu vermögen kann, u. s. w. Es waren die gewöhnlichen Redensarten, der soave liquor, womit, wie Tasso sagt, der Rand des Glases bestrichen wird, in welchem wir dem kranken Kinde den succo amaro zu trin-

ken geben. Mir wurde ganz eiskalt dabey, und ich antwortete wenig oder nichts.

Hierauf kam er nun auf das Thema — auf Ehrhart und sein Benehmen gegen mich. Die neuliche sonderbare Begegnung — zum Glück hatte er den Fußfall doch nicht gesehen — gab die schickliche Einleitung, und er sagte mir, es sey ganz unzweifelhaft, daß der junge Mensch eine Leidenschaft für mich nähre, die zwar überhaupt sehr begreiflich und sehr verzeihlich sey; (wieder ein Bißchen vom soave liquor) aber gegen eine Verlobte, gegen das bis jetzt anerkannte Eigenthum eines Andern, wenigstens keine Achtung verdiene, da sie, auf's gelindeste betrachtet, ein Beweis großer Schwäche und Nachgiebigkeit gegen erste Eindrücke sey. Hierauf folgten eine Menge freundliche Entschuldigungen für den armen Ehrhart, die von der wenigen Weltkenntniß des jungen Menschen, seinen kindlichen, beynahe kindischen Gefühlen, und seinem noch unausgebildetem Charakter hergenommen waren, die mir aber alle tief und spitz in's Herz griffen, und es auf's Unangenehmste aufregten, besonders da ein ganz eigener Ton auf die unterstrichenen Worte gelegt wurde. Ich ließ ihn reden. Ich hätte Vieles dagegen sagen können, aber es widersetzte sich etwas in mei-

nem Innersten, wie ein stiller Trost. Endlich kam die Reihe an mein Betragen. Ich wurde gefragt, ob Ehrharts Liebe Eindruck auf mich gemacht habe? ob dieser nicht geeignet wäre, Dorvals lebhafteste Besorgnisse aufzuregen, und ihn für mein künftiges Glück an seiner Seite fürchten zu machen? und ob ich auch dann wohl bey ihm jene Befriedigung aller Bedürfnisse meines Geistes und Herzens finden würde, die nach seiner Überzeugung zum Glück einer guten Ehe nothwendig wären? Bey diesen Worten erweichten sich doch seine strengen Züge, und der beynahe scharfe Ton seiner Rede milderte sich. Das ergriff mich, ich fühlte, daß Dorval edel empfand und handelte, es lag etwas Achtung gebiethendes in seinem Benehmen, mein Gefühl wurde erregt, ich erkannte meine Schuld. Ehrharts Bild schwand im Schatten zurück vor dem männlichen Ernste, der hohen Geisteswürde meines ältern Freundes. Ich betheuerte ihm, und, weiß Gott, damahls mit voller Seele, daß ich nichts als Wohlwollen und höchstens jetzt einiges Mitleid für Ehrhart fühlte, daß ich zwar gestände, mich ungeschickt benommen zu haben, und bereit wäre, meinen Fehler gut zu machen, wenn man mir einen anständigen und passenden Weg dazu zeigen würde. Ich hatte hierbey der Tante harte und un-

ausführbare Mittel in Gedanken. Sonderbar! Diese herzliche Erklärung wirkte nicht so, wie ich gehofft hatte. Dorval nahm sie freundlich auf, aber er blieb in seiner Unzugänglichkeit, er war, so schien es, von meiner Aufrichtigkeit nicht recht überzeugt. Das erkältete auch mich wieder. Unser Gespräch war zu Ende, und es war für unseren Zweck wenig oder nichts gethan! Doch ich glaube, ich würde mich zurecht gefunden, ich würde auf den halb verlassenen Weg wieder eingelenkt haben, und Alles wäre still und ruhig in sein gutes Geleise gekommen, wenn man mich nur hätte gehen, wenn man mein Gefühl nach seiner natürlichen Richtung hätte walten lassen, und nicht fremde Einwirkungen mich gewaltsam aus meiner Bahn gedrängt hätten.

Bald nach jener Unterredung mit Dorval, hatte eine mit der Tante Statt, und diese trieb mich dann auf ein Äußerstes, von welchem die gänzliche Rückkehr in's Alte unmöglich war. War ihr in meiner Erklärung von dem neulichen Vorfalle etwas unbefriedigend gewesen? Hatte sie nachgeforscht? Hatte sie mit Dorval gesprochen? Gott weiß es! Genug, sie nahm mich vor der Mutter noch einmahl scharf in's Examen, und forderte mich wie zu einem pflichtmäßigen Geständniß auf, ihr

und der Mutter zu berichten, was zwischen mir und Ehrhart an jenem Abend im Vorsaal vorgefallen. Zum Läugnen war ich zu stolz, auch glaubte ich meiner Mutter volle Offenherzigkeit schuldig zu seyn; so gestand ich Alles, und nun schienen die Ansichten der Tante plötzlich verändert. Sie sagte mir geradezu, daß ich Ehrhart liebte, und mich eine Empfindung zu ihm ziehen müße, die mit meiner Pflicht gegen Dorval durchaus unverträglich sey; ich solle mich also bedenken, und alles Ernstes überlegen, ob bey dieser Stellung meines Herzens gegen Ehrhart meine Verbindung mit Dorval noch fort bestehen könne. Ich erschrack über diese Äußerung, denn ich fühlte, daß ich Dorval recht herzlich liebte und achtete; ich bath die Tante weinend, dieß harte Wort nicht mehr auszusprechen. Sie gab mir selbst zu bedenken, ob wohl mein Herz in der ruhigen ungetheilten Fassung wäre, die der Braut eines geliebten und liebenden Mannes zieme? ob Ehrhart nicht in manchen Dingen Dorvaln in meiner Erinnerung verdunkele? Sie stieg, ich kann es wohl sagen, in alle Tiefen meines Herzens hinab, und entwickelte mir Dinge, über die ich erschrack, und endlich zu begreifen anfing, daß mir Ehrhart mehr geworden war, als er sollte. Die Tante

drang nun darauf, daß ich selbst meinen Entschluß fassen, und meiner Verbindung mit Dorval, oder Ehrharts fernerem Umgange entsagen, und mein Herz wieder in die gehörige Verfassung setzen sollte.

Beydes kam mir schrecklich vor; ich konnte den Gedanken, Dorvaln zu entsagen, nicht fassen, und Ehrharts Gestalt, wie er mit starrem trübem Blicke sein Todesurtheil anhörte — denn das mußte nach seinen Gefühlen, wie selbst die Tante zugestand, jene Erklärung, uns nicht mehr zu sehn, für ihn seyn — stand in aller seiner Lebendigkeit vor mir. Ich war zerrissen, zerspaltet; ich konnte keinen Entschluß fassen, aber nicht ohne Angst bemerkte ich, welche Gewalt der Gedanke an Ehrharts Schmerz über mich hatte. Die Mutter begriff mich, sie meinte, wir wollten noch zusehen, warten; sie sah die Sache weder für so dringend noch so gefährlich an, die Tante schien endlich nachzugeben, und ich fühlte mich in Etwas beruhigt.

So blieb es bis zum dritten Tage, wo ich nicht ohne banges Herzklopfen Ehrharts Besuch erwartete, der mir eine Zeichnung zum copiren versprochen hatte. Er kam nicht. Das war noch nie geschehen, noch nie hatte er eine Gelegenheit mir

zu sehen außer Acht gelassen; in der Lage aber, in welcher sich mein Gemüth damahls befand, schreckte mich alles Ungewöhnliche ängstlich auf, und tausend quälende Vorstellungen liefen mir durch den Sinn. Abends kam Dorval. Er war in sich gekehrt, und seine finstere Laune sprach sich, wie schon öfters, in unzufriednem Tadel über die Verkehrtheit der Menschen aus. Mir begegnete er höflich, aber mancher Pfeil versteckter Rüge fuhr doch aus seinen Redensarten in mein Herz, und tief, indem er mich an die von der Tante vorgeschlagene Wahl erinnerte, mich zu einem Vergleich auf — zu einem Vergleich, der — ach, wirst du mich nicht leichtsinnig schelten? — der beynahe zu Ehrharts Gunsten ausfiel. Mich fing Dorvals Betragen zu ärgern an, ich widersprach ihm öfter, als ich sonst wohl gethan haben würde; denn ich war gereizt, und eine getäuschte Erwartung trug ebenfalls das ihrige zu meiner Verstimmung bey. Ich hatte sicher darauf gerechnet, Ehrhart am Abend zu sehen, da er Vormittag seinem Versprechen untreu geworden war, ich hatte gehofft, er würde sich entschuldigen, ich hatte mich auf ihn gefreut, mein verletztes Gemüth sollte am wohlthätigen Hauche seiner kindlich warmen Neigung heilen. Er kam wieder nicht. Mei-

ne Augen hingen an der Thüre, allerley gleichgültige Menschen traten ein. — Er erschien nicht!

Auf diese Art vergingen mehrere Tage, binnen welchen ich mit der ängstlichsten Spannung Ehrhart zu sehen erwartete, und mit großer Bestürzung an der Sehnsucht, an der quälenden Sorge um ihn, an den tausenderley Vorstellungen von Krankheit, Entfernung, Erbitterung gegen mich, erkannte, wie theuer, wie unentbehrlich zu meiner Zufriedenheit er mir geworden war.

Am Schluße der Woche war ich zu Mühlberg gebethen; Mutter und Tante waren anderswo bey einer Spielparthie versagt. Ich wäre wohl am liebsten allein zu Hause geblieben, das Reden und Treiben der Menschen wirkt so störend auf mich, wenn ich verstimmt bin; aber ich hatte diese Einladung schon ein Paarmahl ausgeschlagen, und mußte nun wohl gehen. Doch hatte ich Herz und Kopf voll Gedanken, und mochte eine schlechte Gesellschafterinn seyn. Gegen neun Uhr, als es schon dunkelte, trat Mühlbergs Bedienter ein, um mir leise zu sagen, es sey Jemand da, der mir etwas von Herrn Dorval zu melden habe. Ich erschrack. Mein Gott, was konnte das wieder seyn? Ein neuer Verdruß vielleicht. So ging ich zögernd. Der Mensch, hieß es, warte vor der Thüre der

Wohnung. Ich trete hinaus. — Gerechter Gott! Es war Ehrhart, und so tief es schon dämmerte, erschrack ich doch über die Blässe, über die Verstörung seines Gesichts.

Was ist das? Was wollen Sie?

Sie sehen! rief er mit schmerzlichem Ton! Sie noch einmahl sehen, und dann fort, fort!

Fort? sagte ich, und fühlte, wie ein eiskalter Schauer mich durchrieselte. Mir erstarb das Wort auf der Zunge, ich konnte nicht fragen: Wohin?

Er stand eine Weile wie im Anschaun meiner Gestalt verloren, seine Brust arbeitete, unter den wildverworrenen Locken starrten mich seine erloschenen Augen an.

Aber warum denn? Und wohin denn? fragte ich endlich, und drängte gewaltsam die Thränen zurück, die bey dem Gedanken, ihn zu verlieren, hervorbrechen wollten.

„Es ist nothwendig, es ist Pflicht des redlichen Mannes, zu gehn, wenn unser Bleiben heilige Bande stört. Sie sind verlobt. — Ich — ich liebe Sie! — Ja, Sie müssen es wissen, diese unglückliche Stunde entreißt mir das Geständniß. Ja, ich liebe Sie; ich habe nie eine Andere geliebt, ich werde nie eine Andere lieben, wie Sie.“

— Aber Sie gehören Dorval, fuhr er fort, und seine Stimme wurde immer dumpfer, und seine Hand, mit der er die meine hielt, zitterte immer fühlbarer: Ich muß hinweg. Ihre Tante hat mir die Augen geöffnet, es ist Pflicht. Seyen Sie glücklich! Leben Sie wohl! Er sagte das letzte kaum hörbar, ein unendlicher Schmerz drückte sich in seiner ganzen Haltung aus. Mich überwältigte mein Gefühl. Tadle mich, ich verdiene es, aber verurtheile mich nicht! Und Sie können mich verlassen? rief ich aus. Er sah mich an, eine plötzliche Verwandlung ging in seinem Wesen vor. Emilie! Emilie! rief er und breitete die Arme aus. Kopflos, hingerissen sank ich an seine Brust. Da erschallten Tritte auf der Treppe, ich riß mich los. Alles Unschickliche, Gefährliche meiner Lage stand schreckend vor mir. Lassen Sie mich, rief ich, ich muß fort! Wann sehen wir uns wieder? sagte er schmerzlich. „Kommen Sie morgen!“ Ich kann nicht, ich werde Ihr Haus nicht wieder betreten. „Wie soll ich das verstehen?“ Die Tante wünscht es. „Ha, das ist zu viel! Hinter meinem Rücken! Man behandelt mich wie ein Kind! Ich komme um acht Uhr in die Augustinerkirche. Seyn Sie dort!“ Mit diesem Worte, ein Chaos von Gefühlen, Freude und Angst, Zorn und Liebe in der

Brust, kehrte ich, nachdem ich mich einige Augenblicke im Vorzimmer gesammelt hatte, zur Gesellschaft zurück, wo zum Glück Niemand einigen Verdacht schöpfen konnte, da ich im Ganzen nur einige Minuten ausgeblieben war, und eine ziemlich wahrscheinliche Ursache meines Hinausrufens erzählte.

Erst zu Hause, in der Einsamkeit der Nacht fingen die verworrenen Bilder und Empfindungen an, sich zu sondern und zu ordnen. Was hatte ich gethan! Ich hatte Ehrharts Geständniß angehört, angenommen, ich hatte es zum Theil erwiedert; ja ich war in meiner Kopflosigkeit und im Gefühle eines überwallenden Mitleids so weit gegangen, ihm ein Rendezvous zu geben! Ich kannte sein Gemüth, ich wußte, welche Wirkung das auf ihn machen, welche Hoffnungen, welche Gluthen es anfachen mußte. Ich beschloß, nicht in die Kirche zu kommen. — So sollte ich ihn vergebens warten lassen? Und seine Leidenschaftlichkeit? Seine ungestüme Hitze? Es konnte das Schlimmste erfolgen. — Ein Paarmahl fiel mir ein, mich meiner Mutter zu entdecken, ihren Rath in dieser schwierigen Sache, in welcher ich mir allein nicht zu helfen wußte, anzuflehen. Die Betrachtung, wie sehr sie ihre Schwester liebt, wie sie

nichts vor ihr zu verbergen im Stande ist, hielt mich ab. Doch bildete sich nach und nach der Entschluß, nicht zu den Augustinern zu gehn, aus, dafür aber, um den Unglücklichen nicht ganz in Verzweifelung zu stürzen, und zugleich, um ihm zu sagen, daß ich mich übereilt, daß eine solche Art, uns zu sehn, nie Statt haben könne, ihm durch unsern gemeinschaftlichen Guitarremeister, unter dem Vorwande, ihn um Musikalien zu bitten, zu schreiben.

Als ich den Brief abgesendet hatte, fühlte ich mich ruhiger, und das Gefühl, recht gehandelt zu haben, gab mir die nöthige Fassung, den kommenden Dingen entgegen zu sehen.

Am folgenden Tage brachte mir der Guitarremeister mit einer Rolle Musikalien ein Blatt von Ehrhart. Nein! Das war nicht mit einer menschlichen Feder, es war mit dem Pfeile der Liebe, in Gluth und Feuer getaucht, geschrieben. Dieses Entzücken, und diese Verzweifelung! Dieser Sturm, und diese kindliche Hingebung in meinen Willen! Er war zu allem bereit, was ich heischte, was ich ihm auferlegen würde; aber nur sehen, nur sehen sollte er mich dürfen, wenn er mich auch nicht sprechen könnte, und darum sollte ich ihm versprechen, wenigstens zuweilen in's Theater oder auf die Pro-

menade zu kommen, er würde meiner harren, er würde stundenlang dort verweilen, um mich auch nur auf einen Augenblick zu sehen; und sich unbeschreiblich glücklich fühlen, wenn ihm ein Blick von mir sagen würde, ich sey ihm gut, es sey meine Lage, und nicht mein Herz, was mich von ihm entferne. Ich las den Brief wohl dreymahl durch, und verglich ihn mit Dorvals kühlen Schreiben von seiner letzten Reise nach L.., die mehr unterrichtende Beschreibungen als Spuren zärtlicher Sehnsucht enthielten.

Zwischen diesem und mir schleppte sich das gestörte Verhältniß mühsam fort. Es schien, als halte er nach dem Vorfall im Speisesaale, oder vielmehr nach dem Gespräche, welches er darüber mit mir gehabt, jede weitere Erklärung für überflüßig, oder unter seiner Würde, und erwarte vielleicht, daß ich einen annähernden Schritt thun würde. Ach Gott! Es wäre wohl vielleicht auch an mir gewesen, dieses zu versuchen! Manchmahl, wenn ich mir Dorvals Trefflichkeit, seine Liebe, den Vorzug, den er mir durch seine Wahl vor allen andern Mädchen gegeben, recht lebhaft vorstellte, drängte es mich, das gestörte Verhältniß wieder hergestellt zu sehn, und wenigstens von meiner Seite zu thun, was ich vermöchte. Aber dann stand die Er-

innerung an Ehrhart mit entgegen. Ich empfand mit innerer Beschämung, daß der Jüngling mir schon mehr geworden war, als ich vor meinem Gewissen rechtfertigen konnte, der Inhalt meiner Träume, der Begleiter meiner einsamen Stunden; dann fiel es mir schreckend aufs Herz, daß ich nicht mehr so gegen Dorval empfand, wie vor zwey Monathen, daß, wenn ich Schritte gegen ihn thun, und unsere gestörte Verbindung wieder hergestellt werden sollte, Aufrichtigkeit meine erste Pflicht, und gänzliche Trennung von Ehrhart, auch in Gedanken und Wünschen, die erste Folge seyn würde. Mir graute vor dem Gedanken, das Bekenntniß meiner Schwäche einem so strengen Richter, wie Dorval, abzulegen. Ich zitterte vor dem Bilde der Verzweifelung Ehrharts, und ich wußte doch am Ende nicht, wie Dorval die Reuige aufnehmen, und ob sich das verletzte Verhältniß je wieder befriedigend knüpfen lassen würde? So schwankte ich zwischen Wollen und Nichtwollen, und einige Tage gingen abermahls hin, ohne daß etwas Entscheidendes geschehen wäre.

Unterdessen hatte ich Ehrhart bald auf der Promenade, bald im Theater von fern gesehen, und dieß Sehen, bey dieser Entfremdung, bey dieser Unmöglichkeit, sich zu sprechen, machte ein jedes

solches Zusammentreffen mehr peinlich als süß. Unglücklicher — oder soll ich sagen, glücklicher? — Weise fügte es der Zufall, daß in der Menschenmenge, die sich mit uns zugleich aus dem Theater drängte, Ehrhart ganz nahe an die Mutter zu stehen kam, und sie, die schon öfters nach ihm gefragt, und von der Tante die Auskunft erhalten hatte, daß er sehr fleißig auf der ***schen Gallerie mahle, und die Künstler alle ihren Raptus hätten, grüßte ihn freundlich, und fragte ihn, warum er sich so lange nicht sehen hätte lassen? Er starrte sie an, eine dunkle Röthe ergoß sich über sein Gesicht, und mit bebender Stimme sagte er: Darf ich? Darf ich denn? Warum sollten Sie nicht dürfen? antwortete die Mutter verwundert aber freundlich: Sie sind uns immer willkommen gewesen. Ich darf! rief er beynahe jauchzend, und vergessend, wo er war: Ich komme morgen! Morgen, sagte er, und wandte sich zu mir, morgen sehe und spreche ich Sie, mein Fräulein! Er war außer sich, ich fürchtete einen Auftritt, und eilte, mich ihm im Gedränge zu entziehen, nicht ohne die lebhafteste Besorgniß, was aus dieser Verwirrung werden würde. Im nach Hause gehen sprach die Mutter über Ehrharts wunderliche Art, ihre Anfrage aufzunehmen, mit mir.

O wie drängte mich mein Herz, der gütigen theuern Mutter Alles zu sagen! Wie bereute ich, es nicht früher gethan zu haben! Jetzt lag schon so Viel, so Störendes dazwischen; die Rolle der Unwissenden, die ich einmahl übernommen, mußte fort gespielt werden. Ich schien mich mit ihr zu wundern, heimlich blutete mein Herz, und ich verwünschte die unselige Verkettung der Umstände, die mich zu dieser Falschheit zwang.

Gleich den nächsten Vormittag kam Ehrhart. Ich fühlte mich verlegen; aber er war so rücksichtslos glücklich, daß ich nicht wußte, ob ich mich seiner Liebe freuen, oder über unsere gemeinsame Lage trauern sollte. Bald nach ihm trat die Tante ein, ich sah Befremdung und Unmuth auf ihrem Gesichte. Sie grüßte Ehrhart kalt, beynahe unartig. Das Gespräch ging nicht von der Stelle, wir fühlten uns Alle gedrückt. Ehrharts schönes Feuer, mit dem er sich mir wieder genaht hatte, erlosch unter diesem eisigen Hauche, er ging bald, und nun brach das Gewitter los. Tante und Mutter erklärten sich über das Mißverständniß, diese äußerte ihre Empfindlichkeit darüber, daß jene sich erlaubt hatte, einem ihrer Bekannten hinter ihrem Rücken ihr Haus zu verbiethen; die Tante vertheidigte ihren Schritt als etwas höchst Noth-

Wir sind nicht für einander geschaffen. Das ist ein Unglück, aber weder ihre Schuld, noch die meine. Leben Sie wohl! Er wollte gehn, ich schlang meine Arme um ihn, ich bath ihn mir zu verzeihen, Geduld zu haben, ich würde mich finden, es würde Alles gut werden. Er wand sich sanft aus meinen Armen. Keine Betheurungen! Keine Übereilung, mein Fräulein! sagte er: Ihr weiches Gefühl, ihr Mitleid verführt Sie in dem Augenblick; aber dem Mitleid darf ich Ihre Hand nicht zu danken haben. Er riß sich los, und war fort. Ich stand versteinert; diese letzten Worte hatten mich ganz durchgekältet, er hatte mich durchaus mißverstanden. Das gab mir für den Augenblick eine gefaßtere Haltung. Ich ging zur Mutter und erzählte ihr Alles. Sie erschrack, aber sie tröstete mich mit der Hoffnung, daß Dorval sich eines Bessern besinnen, daß er wieder einlenken werde, wenn seine Liebe rechter Art sey; denn die könne ja nicht so leicht verlassen. Das war wohl wahr, aber ich fühlte wohl, es war ein schwerer Punct zu überwinden. Indessen warten, warten sollte er können.

Er konnte es nicht. Am folgenden Tage bekam ich mit einem artigen Billet alle meine Briefe, mein Porträt und einige kleine Andenken, die ich

ihm gegeben, zurück. Ich war sehr niedergeschlagen, ich bin es noch; ich wollte ihm noch einmahl schreiben, die Mutter war dagegen. Sie ließ die Tante rufen, sprach mit ihr, und diese nahm es über sich, mit Dorval zu reden. Sie hatten nicht Eine, sondern mehrere lange Unterredungen; das Resultat blieb das alte, und Dorval unerschütterlich. Ja, er brachte auch die Tante, die früher über seinen Entschluß sehr betroffen, und entschlossen war, alles aufzubiethen, um ihn davon abzubringen, endlich zu seiner Ansicht hinüber. Nun ist auch sie gegen mich. Sie gibt mir alle Schuld, sie beklagt mein Unglück, einen solchen Mann zu verlieren, und macht mir das Herz erst recht schwer. Zuweilen freylich, wenn ich für mich nachdenke, oder mit der Mutter spreche, scheint es mir, als sey doch wirklich eine Liebe, die so schnell, so reuelos verläßt, nicht von der rechten Art, und mehr die Frucht der Überlegung als des Gefühls gewesen. Dann könnte ich ruhiger werden; aber dann kommt die Tante wieder, und wirft mir vor, ich hätte seinen Frieden zerstört, ihn unglücklich gemacht. O ich bin sehr betrübt und verwirrt!

Dieselbe an dieselbe.

Den 10. August.

Mein letzter Brief enthielt eine schmerzliche Trennung, deren Erschütterungen noch lange Zeit in mir nachbebten; nun habe ich dir eine zweyte zu melden. Ehrhart verläßt uns, ich werde ihn schwerlich je wieder sehen. Noch weiß ich kaum, wie mir geschieht, und wie ich dir melden soll, was diese letzten Wochen hier vorgegangen.

Dorvals Abreise war für unser Haus das Signal zum Unfrieden. Die Tante zürnte mir, und machte der Mutter Vorwürfe; bey dieser hielt die Liebe für ihr Kind, welches sie unter allen diesen verwirrenden Ereignissen leiden sah, der Rücksicht für ihre Schwester das Gleichgewicht. Sie nahm meine Parthie, es gab sehr unangenehme Auftritte, und das Schlimmste für mich war, daß ich mich selbst nicht recht verstand, daß ich zwar deutlich fühlte, ich habe Dorval nie geliebt, aber auch, was ich für Ehrhart empfand, war mir in manchen Augenblicken nicht befriedigend. Indessen hatte die Mutter liebevoll für mein Bestes gesorgt, sie hatte sich allenthalben, und ich glaube auch bey deinem Manne, nach Ehrharts Familien- und Vermögensumständen erkundigt, und eine Menge Schritte ge-

than, von denen ich damahls kaum eine Ahnung hatte. Auch erlaubte sie ihm zu kommen, nur wußte sie es klug zu verhindern, daß es nicht zu oft geschah, daß er sich nicht auffallend betrug, und daß wir uns nicht viel allein sahen. Mit mir sprach sie oft von diesem Verhältnisse, und suchte meine Gesinnungen zu erforschen. Ich öffnete ihr mein Herz ohne Rückhalt; ich schilderte ihr das Ideal, das ich mir von dem Manne entworfen, den ich innig lieben, an den ich mit allen meinen Wünschen und Kräften hängen könnte. Das war Dorval nicht gewesen; ob es Ehrhart seyn würde, wußte ich nicht. Eben die glühende Leidenschaft, die Hingabe seines ganzen Wesens an mich, das aus den Augen Verlieren aller übrigen Rücksichten und Beobachtungen, so schmeichelhaft es für mich war, wirkten zuweilen störend auf meine innere Überzeugung. Ich konnte Gustav innig gut seyn, seine Begeisterung riß mich hin; dann schien es mir wieder, als müsse ein Mann höhere Zwecke des Lebens haben, als nur zu lieben, und überhaupt glaubte ich Mangel an Einheit und Festigkeit in seinem Charakter zu finden. Er wünschte, ich sollte ihn lieben, wie er mich, ich sollte ihm Treue geloben, und versprechen, zu warten, bis er nach vier bis fünf Jahren von seinen Reisen zurückgekehrt, und als vollende-

ter Künstler im Stande seyn würde, mir die Hand zu biethen. Hierzu fühlte ich mir in dem Augenblick nicht Kraft genug. Ich sagte es ihm, so schonend ich konnte; er nahm meine Erklärung heftig auf, war erzürnt, und warf mir Leichtsinn, Flatterhaftigkeit vor. Ich berief mich auf unsere kurze Bekanntschaft, die Wichtigkeit dieses Schrittes, die Pflichten gegen meine Mutter. Er schalt meine Äußerungen Kälte, Herzlosigkeit, schmollte mehrere Tage mit mir, und kam endlich vor Schmerz und Sehnsucht ganz außer sich wieder; denn er hätte es nicht mehr aushalten können, ohne mich zu sehen. Er war oft vor unserm Hause vorübergegangen, ich hatte nie am Fenster gestanden; er hatte mich auf der Promenade gesucht, ich war nicht dort gewesen. Er war wie verzweifelt. Mich rührte seine heftige Leidenschaft, sein Schmerz; ein Theil seines Feuers strömte in meine Brust hinüber, und so schieden wir sehr warm und innig aus einander. Am andern Tage wollte ich mit der Mutter reden. Sie kam mir zuvor, indem sie mir recht liebevoll, aber recht ernst eröffnete, daß sie sich nun auf's genaueste nach allen Verhältnissen Gustavs erkundigt, und alles reiflich genug erwogen hätte, um den Ausspruch zu thun, daß aus dieser Verbindung nichts werden könnte, und daß es am besten wäre,

wenn Ehrhart sich von hier entfernte. Das war ein Donnerschlag für mich nach dem gestrigen Abend, wo ich beynahe entschlossen war, mich ihm ganz zu ergeben! Ich brach in Thränen aus, und beschwor meine Mutter, uns nicht zu trennen, mich nicht zum zweytenmahl in so kurzer Zeit so herbem Schmerze preis zu geben. Gerade was du für dich anführst, mein Kind, erwiederte sie, beweist, daß du dich selbst nicht kennst, und für wahres Gefühl hältst, was nichts als Wirkung aufgereizter Einbildungskraft ist. Unmöglich hättest du Dorval und Ehrhart in Zeit von zwey Monathen so stark lieben können, um das Losreissen von ihnen als einen wahrhaft herben Schmerz zu fühlen. Ach, du weißt noch nicht, was herbe Schmerzen sind, und Gott bewahre dich dafür, und gebe gnädig, daß du nie einen stärkern zu fühlen habest, als den ich dir jetzt verursachen muß! Sie setzte mir hierauf Gustavs Verhältnisse, die dir wohl bekannt sind, auseinander, sie schilderte mir die unglücklichen Folgen eines zu frühen Verlobnisses mit einem Menschen von noch ganz unbestimmtem Schicksal und Charakter, der erst noch alles werden müßte, was ich von dem Wesen, mit dem ich glücklich seyn könnte, fordern sollte. Kurz, sie sprach so wahr, so überzeugend, daß ich ihr, zwar unter tausend

Thränen, doch am Ende Recht geben mußte. Nun verboth sie mir, der Tante etwas zu sagen, weil sie ihre Einmischung scheute, und beschloß, selbst mit Ehrhart zu sprechen. Sie ließ ihn bitten. Ach, der Unglückliche! Zu welcher ganz andern Unterredung hoffte er gerufen zu werden! Mit holder Güte, mit himmlischer Geduld setzte sie ihm alles auseinander, und suchte seinem stürmischen Gefühle zu begegnen. Er vermochte doch nicht, sie zu hören; wild stürzte er fort, drey Tage wußten wir nichts von ihm, ich brachte sie in der schrecklichsten Angst zu — ich sah ihn todt, von seiner eigenen Hand — ertrunken, erschossen! O mein Gott, was waren das für drey Tage!

Am vierten kam er in seine Wohnung zurück. Ein Unbekannter von anständigem Ansehn begleitete ihn, der ihn seitdem fleißig besucht; er soll ein Italienischer Graf seyn, der diese Tage noch in sein Vaterland zurückkehrt, und den jungen Mahler mit sich nimmt. So hat der Himmel doch gnädig für den Unglücklichen gesorgt, und ihm in seinen trübsten Stunden einen Freund zugeführt!

Einmahl noch habe ich ihn gesehn. Es war unsere letzte traurige Zusammenkunft. Er hatte sich's schriftlich von der Mutter erbethen, und sie hatte es unter der Bedingung, daß sie dabey gegenwär-

tig seyn wollte, zugesagt. So kam er denn vorgestern. Nein, Friederike! Von dieser Verstörung im Äußerlichen eines Menschen, von dieser gänzlichen Zerrüttung seines Wesens hatte ich früher keinen Begriff, und mit unendlichem Leiden fiel der Gedanke: das hast du angerichtet! mir auf's Herz. O, das werde ich mir in meinem Leben nicht verzeihn! Er sah mich auch als die Urheberinn, die Mutter als die Vollenderinn seines Unglücks an, er wollte es uns sagen, und vermochte es nicht; seine Stimme brach, seine Thränen erstickten seinen Unwillen. Ich war aufgelöst im Schmerz; auch die Mutter sah ich tief bewegt. Sie hatte das innigste Mitleid mit dem Armen, aber sie blieb ruhig bey ihrem Sinne, eben weil sie uns beyde liebte, sagte sie. Nach einer stummen Pause, während welcher wir einander im tiefsten Jammer gegenüber gestanden hatten, trat Gustav näher, faßte meine Hand und sagte, indem er sich mit einem bittern Ausdrucke gegen die Mutter wandte: Wenn ich aber nach vier Jahren wieder komme, und ein tüchtiger Mahler bin, wie ichs zu werden glaube, eine Frau ernähren kann, und sie noch nicht verheirathet ist — werden Sie sie mir auch dann verweigern?

Gewiß nicht, lieber Ehrhart, wenn meine Tochter Sie noch liebt, und Sie ihr getreu geblieben sind.

Ein unwillkührlicher Laut entschlüpfte seinen Lippen, es schien als verhöhne er die Möglichkeit, mich je vergessen zu können.

Und dabey bleibt es? fing er wieder an: Sind auch Sie zufrieden? indem er sich an mich wandte.

Vollkommen, lieber Ehrhart, und ich hoffe —

Hoffen Sie nichts! Hoffen Sie nichts! — O was habe ich nicht gehofft! Der Zufall ist unser König. Zu zählen ist auf nichts, zu hoffen ist nichts, nur zu dulden, zu erwarten, zu ergreifen. Leben Sie wohl! Leben Sie wohl! Er schüttelte meine Hand, daß ich wankte, und riß sich los. An der Thüre eilte ich ihm noch nach. Er war fort — ich warf mich weinend in der Mutter Arme.

Seitdem habe ich viel, viel geweint. Gestern ist er mit seinem neuen Freunde nach Italien. Werde ich ihn je wiedersehen? Und wie?

Friederike an Emilien.

M.. den 29. September.

Ich scheine wohl strafbar, geliebte Freundinn, daß ich so spät deinen Brief vom Anfange des vorigen Monaths beantworte. Allerley häusliche Unannehmlichkeiten hielten mich ab; auch wollte ich



vorher Gustavs ersten Brief aus Italien abwarten, um dir Einiges von ihm sagen zu können. Er war die letzte Zeit in ** sehr unglücklich, und dein Gefühl hat dir die Wahrheit gepredigt, wenn es dir einen großen Theil der Schuld an demselben beymaß. Zürne mir um dieser Offenherzigkeit willen nicht! Ich bestätige nur, was du ohnedieß dir selbst vorwarfst. Den weit größern Theil aber hat deine Tante zu verantworten, welche sich auf's Unzweckmäßigste benommen, und geradezu durch ihr Verfahren bewirkt hat, was sie hindern wollte, nähmlich Gustavs deutlich ausgesprochene Neigung für dich zur Leidenschaft zu entflammen, dein Verhältniß mit Dorval zu zerstören, und den armen Jüngling, den der Zufall wie einen Ball in die Kreise Eures Treibens warf, vor der Zeit und wider seinen Willen aus der Bahn seiner Arbeiten und Entwickelungen hinaus und vielleicht zu einem entsetzlichen Entschluß zu drängen. Die Vorsicht hat es anders gefügt, sie hat ihn durch einen unbekannten Retter wieder auf den rechten Weg zurück gebracht, und wir dürfen jetzt Besseres hoffen.

Es war in jenen letzten drey schrecklichen Tagen, wie er meinem Manne aus Florenz schreibt, wo er in Gedanken, welche zu wiederhohlen ihm jetzt peinlich, ja strafbar dünken würde, am

des Stroms auf einer Stelle lag, die ihm durch eine Erinnerung an schönere Stunden zugleich schmerzlich und lieb war, und mit einer Art von wilder Sehnsucht in die vorüberziehenden Wasser schaute, als er eines Mannes gewahr ward, der vielleicht schon eine Weile unfern von ihm gestanden, und ihn beobachtet haben mochte. Das drückte Ehrhart; er sprang unmuthig auf und wandte sich abwärts, um sich im Dickicht dem Blicke des Fremden zu entziehen. Weiter unten, wo der Strom reissender zwischen seinen Ufern strömt, trat er abermahls in's Freye hinaus, und starrte mit wilden Entwürfen in die Fluthen. Immer mehr und mehr näherte er sich dem steilen Rande, wo der Strom im stillen Felsenbette tief und rauschend dahin floß, machte eine Bewegung — und fühlte sich von einem starken Arme gehalten. Es war der Unbekannte von vorhin, der ihm mit einem ernsten Blicke eine Weile in's Gesicht sah, dann aber, zur sanftesten Milde übergehend, seine Hand ergriff, und sagte: Unglücklicher! Was waren Sie im Begriffe zu thun? Gustav schwieg. Mein Herr! fuhr der Fremde fort: Auch ich bin nicht glücklich, ich fühle mit Ihnen und beklage Sie, obwohl ich Ihr Schicksal nicht kenne. Ist es von der Art, daß fremde Hülfe etwas wirken kann,

so schenken Sie mir Ihr Vertrauen! Gustav blickte empor, er sah in den Zügen des Unbekannten den Ausdruck inniger Güte, mit Geist und düsterm Ernst gepaart; es war etwas in diesen Mienen, diesen Blicken, was eine sieghafte Gewalt über den Armen übte. In Thränen ausbrechend warf er sich an des Fremden Brust. Hier, rief er, laß mich weinen! Ich verlange nichts mehr. Helfen kann mir Niemand.

Dieser Augenblick verband zwey gute Menschen fest und innig. Gustav entdeckte sich seinem neuen Freunde, ohne irgend einen Nahmen oder einen bezeichnenden Umstand zu nennen, nur in so weit, damit Jener einsehen konnte, hier sey vor der Hand nichts zu thun. Der Fremde, den mein Vetter, seinem Aussehn, wie seiner Aussprache nach, für einen Südländer hielt, ist auch wirklich ein Italiener und nennet sich Marchese Rialti. Er war in **, um Familiengeschäfte zu betreiben; sein gewöhnlicher Aufenthalt ist Venedig. Um Gustav so schnell als möglich aus einer gefährlichen Nähe zu bringen, kürzte er seine Angelegenheiten ab, und kehrte mit seinem neuen Freunde und Schützling nach Italien zurück. Gustav spricht mit schwärmerischer Erhebung von ihm, und schildert ihn als eine eben so seltsame als liebenswürdige Natur.

Eine düstere Richtung des Geistes, ein Verzweifeln an allem Erdenglück für den Einzelnen wie fürs Ganze verbreitet ein dunkles Colorit über alles, was Rialti sagt oder thut, und nur zuweilen blitzt aus dieser Düsterheit eine lebendige Flamme heißer Menschenliebe, ja manchmahl ein Schimmer jugendlichen Frohsinns, wie ein Überrest aus einer besseren Zeit, hervor. Er scheint sich selbst aufgegeben zu haben, um am Ganzen zu hängen. Ihm ist der Mensch nicht viel, die Menschheit Alles; dennoch ist sein Herz weich und kindlich gut. Das sind die Worte des Briefs, und wenn wir auch von dieser exaltirten Schilderung, da wir Gustavs leicht bewegtes Gefühl und seine entzündbare Phantasie kennen, abrechnen, was wir sollen, so bleibt doch noch immer genug übrig, um uns die Beruhigung zu geben, daß Rialti ein sehr achtungswürdiger Mensch ist, der sich um Ehrhart sehr verdient gemacht hat, und uns zum innigsten Danke gegen die Vorsicht aufzufordern, die ihm denselben im entscheidendsten Moment als einen schützenden Engel an die Seite gestellt hatte.

Daß von nun an keine Rede mehr von irgend einem Verhältnisse zwischen Euch beyden seyn kann, versteht sich von selbst. Er wird dir nicht schrei-

ben, das hat er meinem Manne geloben müssen; von seinem Schicksal, seinem Aufenthalt, in so weit es dich interessiren kann und darf, wirst du zuweilen durch mich Nachricht erhalten. Übrigens hoffe ich, daß Zeit und Entfernung das ihrige thun, und ein Band allmählich lösen werden, das doch zu Keines Glück geknüpft worden wäre. Daß diese meine Ansicht nicht jetzt erst entstanden ist, haben dir meine frühern Briefe gezeigt, und ich theile hierin die Überzeugung deiner trefflichen Mutter, die mit ihrem einfachen milden Sinne sich in dieser Angelegenheit viel besser benommen hat, als deine spitzfindige strenge Tante. Vielleicht stimmt dein aufgeregtes Gemüth jetzt noch nicht mit mir überein, vielleicht tadelst du mich, oder nennst mich hart. Ich will es geduldig ertragen, fest überzeugt, daß in kürzerer oder längerer Zeit dein Herz mich verstehen, und mir verzeihen wird. Leb wohl!

Dieselbe an dieselbe.

M.. den 15. Jänner.

Ich schreibe dir in größter Eile, und sende den Brief so schnell als möglich, damit du ihn no-

zeitig genug erhältst. Mache dich gefaßt, einen Sturm auszuhalten! Rialti, Gustavs Freund kommt nach **, vermuthlich um dich aufzusuchen, und seines Lieblings Angelegenheit bey dir zu betreiben. Er hat ihn im vergangenen September zu Albano verlassen, um eine Reise nach England zu machen, wie er denn überhaupt geheime und wichtige Geschäfte an verschiedenen Orten zu betreiben scheint. Er hat keinen bestimmten Auftrag von Gustav, das weiß ich von diesem; aber ich zweifle nicht, daß er thun wird, was jener ahnet und hofft, nähmlich diese Gelegenheit ergreifen, um für seinen Freund thätig zu seyn. Wahrscheinlich hat er den bedeutenden Umweg aus England über ** nach Italien schon in dieser Absicht gemacht. Die Art, wie du mir Gustavs Abschied gemeldet, der Ton, womit du seiner in deinen spätern Briefen erwähnst, haben angefangen, mich über dein Herz zu beruhigen. Nimm dich in Acht, daß der gefährliche Unterhändler diese beginnende Stille nicht wieder störe, welche so wohlthätig, ja so nothwendig ist! Ich liebe Gustav, aber ich liebe auch dich; und ich kann in einer frühen Verlobung unter Euch kein Glück sehn. Darum bitte ich dich, und auch mein Mann wünscht es dringend, laß dich von dem Marchese zu nichts überreden, wenn

er dir auch noch so viel von Gustavs Schmerz und Sehnsucht, und von seiner Trefflichkeit vorerzählt! Denke, er ist ein Kind des glühenden Südens, er hat seinen Freund mit der Leidenschaftlichkeit seines Himmelsstrichs umfaßt, und das Bild, was er von ihm und seiner Liebe entwerfen mag, sieht vielleicht dem wahren Wesen dieses einfachen Deutschen kaum von fern ähnlich. Das verliere nie aus den Augen, halte dir Herz und Kopf frey, sprich mit deiner guten und klugen Mutter, überlaß dich ihrer Führung, und suche in stiller Fassung und ernster Beschäftigung den besten Schutz gegen leidenschaftliche Aufreizungen! Leb wohl! Ich muß schließen, sonst versäume ich die Post.

Emilie an Friederiken.

Den 6. Februar.

Nur vier Tage vor dem verkündeten Augenblick erhielt ich deinen Brief, treue bewährte Freundinn! las ihn nicht ohne Mischung der seltsamsten Gefühle, und brachte ihn sogleich meiner guten Mutter. Auch sie danket dir für deine aufmerksame Freundschaft, und stimmt völlig mit deiner

Ansicht überein. Ich aber konnte nicht umhin, bey dem Gedanken, wie heiß und treu ein edles Herz an mir hienge, wie selten in unserer jetzigen Welt solche Gemüther sind, die harte Nothwendigkeit dieser Trennung recht schmerzlich zu fühlen.

Ich gestehe dir, dein Brief hatte mir einen außerordentlichen Eindruck gemacht, er hatte alle halb entschlummerten Gefühle wieder aufgeregt, das Alte stand lebhaft vor mir, und die Möglichkeit, daß sich in Gustavs Umständen Etwas zu unserm Wohl verändert haben könnte, daß sein Freund nur käme, um es mir zu sagen, der als ein Mann, welcher die Welt und die Geschäfte, wie du schreibst, kennt, sich doch nicht einer ganz aufzugebenden Sache mit so viel Eifer annehmen würde, regte, der Vernunft und den Ermahnungen der Mutter zum Trotz, lebendige Hoffnungen in meiner Brust auf.

Wenige Tage darauf waren wir zu Mühlberg gebethen, es wurde getanzt, und die Gesellschaft war groß und glänzend. Meine Gedanken waren nicht in dem Saale, sie schweiften weit jenseits der Alpen umher, als der junge Mühlberg mit einem Fremden an der Hand zu mir trat, und mir diesen als den Marchese Rialti aufführte, der mir von einem Bekannten aus Italien Grüße zu brin-

gen habe. Ich fuhr zusammen, mein Blick streifte scheu und seitwärts an dem Fremden hin. Es war eine schlanke Gestalt mit dunkeln Zügen und Augen, und einer Physiognomie, die man, einmahl gefaßt, nicht so leicht vergessen wird. Im ersten Augenblick wußte ich zwar wenig davon, meine Verwirrung war zu groß; aber der Marchese redete mich in einem etwas fremdartigen Deutsch an, sagte, daß er in Rom zwey von meinen Bekannten, Herrn Ehrhart und Dorval (welche sonderbare Zusammenstellung!) getroffen habe, daß ihm Beyde Grüße an mich, die Mutter und Tante aufgetragen, und verschaffte mir dadurch Zeit mich zu fassen, und das Gespräch mit genugsamer Ruhe fortzusetzen. Indeß begann die Tanzmusik, mein Tänzer kam mich abzuhohlen, und nun gab sich den ganzen Abend keine Gelegenheit mehr mit Rialti zu sprechen, der zwar nicht tanzte, weil es seine Gesundheit, wie er sagte, nicht erlaubt, aber so von den Damen umringt und gesucht war, daß ihm wohl keine Muße blieb, irgend etwas zu seinem Zwecke dienendes mit mir zu reden.

Am andern Tage fuhr er bey uns vor, und sandte der Tante einen Brief von Dorval, in welchem dieser mit großer Achtung von Rialti als einem sehr vorzüglichen Menschen spricht, und

uns Allen empfiehlt. Den Nachmittag des andern Tags ließ sich der Marchese selbst bey der Tante und Mutter melden. Sein Äußerliches wie sein Betragen gefiel ihnen Beyden recht sehr; sie unterhielten sich lebhaft mit ihm, und besonders freute es mich, wenn die Tante sich mit ihm Italienisch unterhielt, das sie sehr geläufig spricht, und das in seinem Munde wie Musik klingt. Mit mir hat er nur wenig gesprochen, obwohl er uns schon zwey Besuche gemacht hat; die Mutter hat ihn auf übermorgen zu Tische gebethen, da wird es wohl zur Erklärung kommen. Was wird er mir zu sagen haben! Ich fürchte seine Beredsamkeit, das Feuer seines Geistes, wenn er die Sache seines Freundes verhältnißmäßig mit eben solcher Gluth vertheidigt, mit der er von jedem Gegenstande spricht, der ihn ergreift. Wie werde ich bestehen? Leb wohl!

Dieselbe an dieselbe.

Den 16. Februar.

Ich habe eine Unterredung mit Rialti gehabt, Friederike! Was ist dieß für ein seltsamer Geist!

Wie reißt er uns gewaltsam mit sich fort, bringt die sonderbarsten Ansichten zum Vorschein, und zwingt uns wider Willen, ihm Recht zu geben! Er betrachtet die Welt und die Menschen aus einem fremdartigen, aber, ich muß gestehen, aus einem sehr hohen Gesichtspuncte, und stellt Forderungen an sie, die, wie ich glaube, nur Wenige erfüllen werden. Ob Er es thut, weiß ich nicht, denn ich kenne ihn kaum; aber wer es könnte, würde ein sehr erhabner, wenn auch nicht ein glücklicher Mensch seyn. Seine Vorstellungen von Liebe, Ehe und häuslichem Glücke, von den Pflichten der Freundschaft, scheinen zu einer Höhe gesteigert, auf der schwerlich ein irdisches Verhältniß sich halten kann. Er hat, wie er sagt, keinen Auftrag von Gustav, ja dieser weiß nicht einmahl, daß sein Freund den Umweg über ** genommen hat, um mit uns zu sprechen. Nach seinen Äußerungen aber ist Gustavs Lage nicht so unbestimmt, wie wir es glaubten; er hat bereits einen entschiednen Ruf, viele Bestellungen, die ihm auf lange Zeit hinaus Arbeit sichern, und es steht nur bey ihm, sich durch eine vortheilhafte Anstellung eines fixen, wenn auch nicht sehr beträchtlichen Einkommens zu versichern, das ihn dann mit Frau und Familie vor den Launen des Zufalls schützen, seine bür-

gerliche Existenz gründen, und, wenn das Mädchen, das ihn liebte, einiges Vermögen besäße, und sich im Anfange kleine Beschränkungen gefallen lassen wollte, ihn in den Stand setzen würde, ein arbeitsames aber sorgenfreyes Leben zu führen.

Das alles entwickelte mir der seltsame Freund mit lebhafter Wärme. Er sprach glühend von Gustavs unbestreitbarem Werth, von seiner Liebe für mich, von seiner gänzlichen Resignation, und von dem Entzücken, in welches ihn die Nachricht von meiner fortwährenden Neigung, und von meinem Entschlusse versetzen würde, ihm, wenn auch nicht auf der Stelle, doch vielleicht in einem oder zwey Jahren meine Hand zu geben. Seine Augen leuchteten von schönem Feuer, indeß er sprach; ein weiches Lächeln froher Rührung spielte um seinen Mund, ich hörte ihm mit Vergnügen zu, liebliche Bilder breiteten sich vor mir aus, eine freundliche Zukunft durch Liebe beglückt. Aber es kam mir nicht zu, diesen Entschluß zu fassen; die Mutter mußte vorher von Allem unterrichtet werden. Das sagte ich dem Marchese. Er sah mich mit einem sonderbaren, zweifelhaften Blicke an, sagte mir sehr viel Verbindliches über mein kindliches Pflichtgefühl, und erboth sich, selbst mit der Mutter zu reden.

Als er fort war, rief ich mir Alles zurück, was wir gesprochen, und fand, wie das jetzt so oft der Fall ist, wieder nichts als Ursache, mit mir selbst unzufrieden zu seyn. Ach, ich hätte aus der ersten stillen Bestimmung meines Seyns nicht heraus treten, ich hätte Dorval meine Hand geben, und so gleichsam im Schlummer aus einem Zustande halb bewußter Kindheit in die Sicherheit des Ehestandes hinüber gleiten sollen! Dann wäre mir wohl gewesen, dann hätte ich Frieden mit mir und der Welt behalten. Nun bin ich erwacht. Ehrharts Erscheinung, das Zerreissen jenes Bandes mit Dorval hat mich aufgeschüttelt; ich darf kein Kind mehr seyn, ich soll wählen, mich selbst bestimmen, entscheiden, und ich finde nichts als Zwiespalt und Räthsel in mir. Ich kann nicht vorwärts, ich kann auch nicht mehr zurück, der Granatapfel ist verkostet, und die Rückkehr in die Welt träumerischer Ruhe versperrt. Jetzt könnte ich auch Dorvals Hand nicht mehr annehmen, wenn er sich auch entschließen möchte, sie mir zu biethen. Und Ehrhart? Ach, was bin ich für ein armseliges Ding! Sein Bild hatte schon seit längerer Zeit von seinem frischen Glanze verloren; dein Brief vom 15. Jänner weckte die halb erloschne Gluth wieder. Ich glaubte mich herzlich nach ihm zu sehnen; ich glaub-

le dann jede Leere, die ich seit einiger Zeit schmerzhaft in meiner Brust fühlte, ausgefüllt zu sehn. Nun nähert sich mir die Erfüllung; Rialtis Gespräch erlaubt mir zu hoffen, und nun kann ich das früher Gewünschte nicht mehr in demselben Lichte sehen, und immer klarer und einleuchtender dünkt mich, was die Mutter mir sagte, als ich ihr des Marchese Eröffnungen mittheilte, daß nähmlich meine Liebe zu Gustav nicht von der Art sey, um so manchem Ungemach, so mancher Entbehrung, und vor allem der Unzuverläßigkeit, die Gustavs Jugend wie sein Beruf in eine Verbindung mit ihm bringen muß, die Stirn zu biethen. Wenn aber das Alles wirklich so ist, bin ich dann nicht ein leichtsinniges armseliges Geschöpf, ohne Consequenz, ohne Haltung? Und was wird Rialti von mir denken, er, der so hohe Begriffe von Treue und Liebe hegt, und seinen Freund mit solcher Gluth umfaßt?

Dieselbe an dieselbe.

Den 20.

Zwey Tage ließ der Marchese nach seiner ersten Eröffnung verstreichen, ohne uns zu sehn; vermuth-

lich wollte er abwarten, was die Mutter mit mir abgeredet und ausgemacht haben würde. Am dritten kam er. Er war bey Hofe gewesen, trug eine Staatsuniform, die ihn sehr wohl kleidete, und sah wirklich schön aus. Vielleicht hatte die Audienz einen günstigen Einfluß auf sein Geschäft gehabt. Ich hatte ihn nie so heiter gesehn, er scherzte und belebte unsre Unterredung auf mannigfache Art, er war sehr liebenswürdig; doch gefällt er mir in seinem Ernste noch besser. Ein Paar Bekannte, die zugleich mit da waren, entfernten sich bald darauf; auch ich verließ das Zimmer, und gab ihm dadurch die Möglichkeit, mit der Mutter zu sprechen. Er that es auch, und mit so viel Klarheit und schöner Wärme, daß die Mutter zwar über meine Verbindung mit Gustav nicht im Geringsten anders Sinnes geworden ist, denn ihr erscheint die Sache noch immer in demselben Lichte; aber Rialti hat ihr Achtung eingeflößt, und sie sagt: wer ein solcher Freund zu seyn versteht, muß ein hohes treffliches Wesen seyn.

Dieselbe an dieselbe.

Den 28.

Was war das für ein Auftritt, Friederike, und was für eine Entdeckung! Noch jetzt beben ihre Er-

schütterungen in mir nach, und die ganze Nacht durch waren sie, die Bilder meines unruhigen Schlafes. Rialti — doch soll ich ihn wohl noch also nennen, oder darf ich mir seinen wahren Nahmen geläufig werden lassen? Ja, diesem Briefe, und der nächsten Verwandten seines Geistes kann ich ihn wohl vertrauen; ich weiß, da berge ich ihn in sicherem Grunde. Höre also!

Nach jener Unterredung mit meiner Mutter, die etwa vor zehn Tagen Statt hatte, fing ein vertrauteres näheres Verhältniß an, sich zwischen dem Marchese und uns zu entwickeln; er war uns nicht mehr fremd, er wußte um eine unserer wichtigsten Angelegenheiten, und so war manche trennende Scheidewand gefallen, die uns im Laufe des gewöhnlichen Lebens vielleicht noch lange auseinander gehalten haben würde. Besonders schien er meiner Mutter mit kindlicher Achtung zugethan, kam öfters und unterhielt sich lebhaft und am liebsten, wenn wir ganz allein waren, mit uns. Auch gestern Nachmittags war er da; es kamen noch ein Paar Freunde, und endlich unser berühmter Tonkünstler S.., dessen tiefgefühlte Gesänge jetzt von allen singenden Lippen tönen, und brachte mir eine seiner neuesten Compositionen, den Gesang der flehenden Griechen von Parga. Rialti liebt nach der Weise seines

Landes die Musik, ich ersuchte S.. daher, sich an's Piano zu setzen, und uns sein Lied zu spielen. Rialti hatte angelegentlich mit der Mutter gesprochen, und wahrscheinlich den Titel, und was S.. von seiner Arbeit sprach, überhört. S.. that sehr gefällig, um was ich ihn bath, und begann mit seiner ergreifenden Stimme den Gesang der Männer. Aber ich will dir das Lied hersetzen, es ist schön, und mag wohl ein wirklicher Ausdruck der tief gereizten Gefühle jener Unglücklichen gewesen seyn, die uns der Dichter in einer Nachbildung liefert.

Gesang
der fliehenden Griechen von Parga, als ihre Stadt von den Engländern an die Türken übergeben ward.

Freye Nachbildung von Gustav Schwab.

Männer.

Unser Schwert liegt auf der Erde
Wie ein ausgelöschter Bliz,
Fern vom unterjochten Herde
Birg uns, Meer, in deinem Siz!

Aber wenn wir nun zerschellen
Am verborgnen Felsenriff,
Laß uns deine bittern Wellen
Treiben an kein englisch Schiff!

In den Hafen [illegible]
An des Feindes Übermuth
Unsre Leichen zu verkaufen,
Wie jetzt unser Haus und Gut.

Frauen.

Grüne Lorber, frische Rosen,
Nicht mehr werdet ihr gepflückt,
Nicht mehr uns're freudenlosen
Häupter [illegible] geschmückt!
O ihr Vögel in den Hainen!
[illegible] Mit euerm Klang
Wird sich fürder nicht vereinen
Uns'rer hellen Stimme Sang.

Ach, der Lieben [illegible] hassen,
Und der Blumen Überfluß,
Wer, wie wir, auf ewig lassen
Seiner Väter Boden muß.

Greise.

Ehre hat der Held Liascha *)
Nicht des Volkes Feind bezeuget,
Hat sein Haupt nicht vor dem Pascha,
Nicht vor dem Vezier gebeuget.
Pascha war die Feuerröhre,
Und das Schwert war ihm Vezier.
O Liascha! Sieh und höre,
Deinem Beyspiel folgen wir.

---

*) Ein muthiger Epirote.

Unser Stamm soll sich zertrennen,
Und auf der Gebirge Höhn
Wollen wir wie alte Leuen
Einsam in der Irre gehn.

Ich hatte eifrig auf das Blatt und nicht auf die Anwesenden gesehn. Zufällig fiel jetzt mein Blick auf Rialti. Gütiger Himmel! Welche Veränderung war in seinen Zügen vorgegangen! Düster, wild blickte er zu Boden, seine Hand ballte sich krampfhaft, er war in einer Erschütterung, wie ich sie noch an Niemand, selbst nicht an Ehrhart gesehn. Auch war es ganz anders — nicht das Hingeben an ein leidenschaftliches Gefühl, nicht das Erliegen unter einem großen Schmerz; es war ein gewaltsamer Kampf, ein heiliger Zorn möchte ich sagen, gepaart mit den heftigsten Qualen, die eine Menschenbrust zerreissen können. Mein Auge hing unverwandt an ihm, ich konnte nicht anders, ich mußte seine Bewegungen mit der lebhaftesten Theilnahme beobachten. Nun winkte mir S.., und bath mich, leise mit der Stimme der Frauen einzufallen. Ich that es, weiß Gott! ungern, aber es war nichts zu machen, und mein Blick bewachte Rialtis Züge. Wie ich begann, sah ich deutlich, daß ein heftiges Weh ihn durchzuckte; er erblaßte, sein Auge erlosch, er erhob sich wankend vom Stuhle, um das Zimmer zu

verlassen, mein Herz zitterte, meine Stimme versagte mir. Einer der Herren, Lewald, sprang auf ihn zu, und führte ihn sorglich zur Thüre hinaus, die Mutter folgte bestürzt. Rialti sank draußen erschöpft in einen Sessel, er war einer Ohnmacht nahe, die Mutter hielt ihm Eau de Cologne vor, Lewald öffnete ihm die Halsbinde; endlich erhohlte er sich, aber er bath sich's aus, im Vorsaal bleiben zu dürfen, weil er es im warmen Zimmer nicht auszuhalten vermochte.

Mit unserer Musik war es aus. Ich wäre nicht im Stande gewesen, nur noch eine Note zu singen. Zum Glück hatte Rialtis Zufall eine allgemeine Störung hervorgebracht, und so kam ich unbemerkt durch. Die Mutter und Lewald kamen zurück. Rialti folgte ihnen nicht. Mir war unaussprechlich bange, die Mutter winkte dem guten S.. und sagte ihm etwas in's Ohr. Er lächelte seltsam, schüttelte den Kopf, ging dann an's Clavier, legte den Gesang der Griechen beyseite, und spielte einige andere Lieder. Ich hörte nicht viel davon, meine Gedanken waren bey Rialti, dessen Zufall mit dem Gesang in sonderbarem Zusammenhange zu stehen schien. Endlich nach einer halben Stunde ungefähr, da die Musik zu Ende war, trat er wieder herein, zwar bleich und düster,

aber, dem Anscheine nach ruhig. Er entschuldigte sich bey der Gesellschaft mit Schwindel und Unwohlseyn, dann ging er auf S.. zu, und bath ihn, ihm morgen zu besuchen, und seine Composition mitzubringen. Jetzt verschwand die letzte Falte von des Künstlers Gesicht, das Gespräch wurde allgemein, nur Rialti nahm wenig Theil daran. Ihn schien eine gewaltige Idee zu beherrschen, und als nach einer Weile S.., so wie auch die andern Herren sich entfernten, und wir mit ihm allein waren, bath er uns zu bleiben, daß er ungestört mit uns reden könnte, weil er uns etwas zu entdecken und meiner Mutter Rechenschaft darüber zu geben schuldig sey, warum er sie gebethen, S.. dahin zu vermögen, daß er den Gesang der Parganioten nicht mehr sänge. Die Mutter that gern, was er wünschte, er setzte sich zwischen uns, und nun — Ach, Friederike, was ist das für ein Mensch! — Welche Kraft des Gemüths, welche Begeisterung für das Rechte, welche Festigkeit des Willens in Verachtung der Gefahr und Aufopferung seiner selbst! Wisse also: Rialti ist kein Italiener, er ist einer der unglücklichen Parganioten, welche durch Ali Pascha ihres Vermögens, ihrer Unabhängigkeit, ihres Vaterlandes beraubt worden sind. Sein eigentlicher

Nahme ist Lysandrides; sein Vater war eines der angesehensten Häupter des kleinen einst glücklichen Staats, seine Mutter hieß Rialti und war eine edle Venetianerinn. Bey den letzten Verhandlungen bewies sich der Vater ungemein thätig, um seinen unglücklichen Landsleuten Schutz, oder wenigstens, als sie ihren väterlichen Boden, ihre Öhlbäume, ihre Habe, ihre Kirchen verlassen mußten, durch die Englische Regierung einen genügenden Ersatz auszumitteln. Sein Sohn war damahls auf Reisen. Als er, von dem Vater und der Noth seines Landes gerufen, schnell nach Hause eilte, war das Unglück geschehen, Parga an Ali Pascha übergeben, der alte Lysandrides aus Schmerz darüber gestorben, die Einwohner bereit, sich nach Corfu einzuschiffen, und Rialti kam eben noch zu rechter Zeit, um, wie die Übrigen seiner Landsleute, die Gebeine seines Vaters mit sich hinüber zu retten, und dem Wütherich so theure Überreste zu entziehen. Seines Vaters heiße Liebe zu seinem Lande, so wie sein Wunsch, der Rettung oder Rache seiner Mitbürger sein Leben und alle seine Kräfte zu weihen, ging auf den Sohn über, und er durchstreift nun Europa, und weiß sich durch sein Vermögen, wie durch seine Persönlichkeit an Höfen und bey Gro-

ßen Einfluß zu verschaffen, scheut kein Opfer, keine Anstrengung, und sieht nur sein großes Ziel vor Augen, dem er alle seine übrigen Wünsche unterordnet. Es ist unmöglich, dir die Gluth zu schildern, mit der die Schmach seines Vaterlandes, des Vaters Unglück und sein eigner Schmerz diesen Sohn des südlichen Himmels begeistert, wie er Flammenworte sprach, und uns Beyde aufs tiefste erschütterte. Ich träumte die ganze Nacht von Parga. Ali Pascha, Lord Maitland und Lysandrides kreuzten sich in wild verworrenen Bildern, und noch heute kann ich des Eindruckes nicht los werden, den seine Erzählung auf mich machte. Die Mutter fragte ihn zuletzt, ob er einige Hoffnung nähren könne, Etwas für sein Vaterland zu bewirken. Er schwieg finster, und antwortete mit einem lateinischen Verse, den er uns verdeutschte, und der ungefähr so viel heißt, daß aus der Asche der Unterdrückten sich einst ein Rächer erheben werde. Der unglückliche Lysandrides! Das ist wahres Leiden; denn hier ist ein ungeheures Schicksal, und ein Mensch, der mit starkem Willen und der Kraft, sein Höchstes einer Idee zu opfern, dagegen ankämpft. Wie verschwinden die kleinen Leiden jugendlicher Liebe vor solchem Beginnen und Erdulden! Wahrlich, ich

schäme mich beynahe jetzt, mit ihm von Gustav und unsern Angelegenheiten zu sprechen.

Den 5. März.

Es scheint, liebe Freundinn, als hätte die neuliche Eröffnung uns Rialtis Freundschaft noch näher gebracht; er besucht uns fast täglich, und seine Erscheinung gehört bey mir schon fast zu den nothwendigen Freuden jedes Tages. Nimm dich in Acht vor dem gefährlichen Unterhändler! schriebst du mir vor zwey Monathen. Du hattest Recht, obschon nicht in dem Sinne, in welchem du es damahls sagtest. Ja, ich fühle es, Rialti könnte mir gefährlich werden, wenn es ihm einst einfallen sollte, die Gluth, mit der er ein fremdes Interesse umfaßt, auf sein eignes zu wenden. Aber davor bin ich sicher. Parga ist seine Liebe, und höchstens neben dieser herrschenden Idee noch für die Freundschaft Raum in seiner Brust.

Denke dir, daß ich ihm jetzt oft jenen Gesang der fliehenden Griechen vorsingen muß! Ich wollte Anfangs nicht daran; aber er erklärte mir, daß, da ich nun wisse, auf welche Art ihn das Lied anspräche, und er eine tiefe Rührung nicht nur nicht scheue, sondern liebe, ihm dieser Gesang von einer Freundinn, die sein Schick-

sal kenne, vorgetragen, nicht anders als erwünscht seyn könne. Seitdem thue ich es nun oft. Er hat eine angenehme Stimme und übernimmt zuweilen den Part der Männer oder Greise, wenn es ihn nicht zu sehr angreift. Dann stehen seine schönen Augen oft voll Wasser, und auch ich fühle, wie mir die Thränen während des Gesangs über die Wangen gleiten. Sein Blick ruht dann finster auf mir, er versinkt in Träumereyen, und es schweben ihm vielleicht die Berge seiner Heimath, ihre Pomeranzen- und Olivenhaine, der Schauplatz seiner glücklichen Jugend vor. Wie gern spiele ich jetzt das Lied, weil es ihm Vergnügen macht, und wie muß ich mich über die Tante ärgern, die ihn nun einmahl als Gustavs Freund und Unterhändler nicht leiden kann, und alles, was er sagt und thut, im übelsten Lichte sieht! Doch der Brief ist ungeheuer lang. Ich hätte dir wohl noch viel zu sagen; aber ich muß ein Ende machen.

Dieselbe an dieselbe.

Den 15. März.

Ich habe mich sehr ernst geprüft, ich kann Rialtis Vorschlägen kein Gehör geben, und Gustav

meine Treue nicht durch ihn zusagen lassen. Je mehr ich über Ehrharts Charakter und sein Benehmen gegen mich nachdenke, je mehr finde ich, daß es ihm an jener Festigkeit der Gesinnung, an jener Kraft des Willens, und jener höhern Geistesbildung fehlt, die nun einmahl zu meiner Glückseligkeit, ja zu meiner Behauptung im sittlichen Werthe nothwendig ist. Dorval würde mir das Alles in höherem Maaße gegeben haben, und das ists auch, glaube ich, was ich damahls dunkel fühlte, was mir die Trennung von ihm so schmerzlich und den Ersatz durch Gustav so ungenügend machte. Ich werde also offen mit Rialti sprechen; mich beruhigt diese Aussicht, ich finde ein unnennbares Vergnügen darin, mein Innerstes vor diesem festen, edlen und doch so zartfühlenden Gemüthe zu enthüllen, mich ihm zu zeigen, wie ich bin, mit allen meinen Schwächen, und von seinem überlegnen Geiste Rath und Belehrung zu empfangen. Auch sehe ich wohl, daß er mich gern anhört, und mein Vertrauen erwiedert. Es sind schöne Stunden, wenn er mit uns allein ist, über seine Gefühle, seine Schicksale, sein Zusammentreffen mit allerley Menschen auf seinem vielbedornten Lebenswege spricht, sich öfters mit edlem Freymuth seiner Verirrungen anklagt, und sich viel

strenger richtet, als Andere thun würden. Darum kann ich es nicht begreifen, wie die Tante ihn für so hochmüthig halten kann. Es ist wahr, sein Anstand, sein Betragen hat diesen Anstrich; ihm genügen wenige Menschen, und das sehe ich auch, daß die Tante unter diese nicht gehört. Daher läßt sich denn ihre Abneigung einigermassen erklären. Aber ist es recht, das Gute in einem Menschen ganz zu verkennen, weil wir ihm nicht behagen, und es zu verschmähen, ihn näher kennen zu lernen, wo seine Liebenswürdigkeit siegreich hervor treten müßte?

Den 24.

Seltsam! Ich verstehe Rialti nicht recht, und kann seine Art zu empfinden zwar oft, aber nicht immer begreifen. Vorgestern kam er, meine letzte Erklärung wegen Gustav abzuhohlen, und schien mir so gedrückt, so befangen, daß mir das Herz wehe that, wenn ich daran dachte, daß meine Entscheidung diese finstere Stimmung noch vermehren müsse. So schonend ich konnte, mit aller zarter Rücksicht für Ehrharts Werth, setzte ich ihm meine Gründe aus einander. Er saß mir stumm, in sich versunken gegenüber; als ich geendigt, und meinen Entschluß, nicht einzuwilligen, deütlich ausgesprochen hatte,

hub er rasch den Kopf empor, sein Auge flammte, er schoß einen Blick, dessen wunderbare Bedeutung ich nie vergessen werde, auf mich. Eine hohe Röthe überflog sein Gesicht, er wollte sprechen, die Worte versagten ihm. Nach und nach legte sich diese sonderbare Aufwallung, Ernst und Düsterheit bemächtigten sich seiner wieder, er fühlte seines Freundes Kränkung tief, er versuchte es mit aller Gluth seiner Liebe für ihn, noch einmahl für ihn zu reden. Ich bath ihn, meiner zu schonen; ich empfand, daß dieß Gespräch mich allzu tief erschütterte. Er that es, und versprach mir, wenigstens vor der Hand dieses Gegenstands nicht zu erwähnen, doch bath er mich vor seiner Abreise noch einmahl darauf zurückkommen zu dürfen. Seine Abreise! O wie das Wort schmerzend in meine Seele fiel! Seitdem nun finde ich ihn verändert, und eine seltsame Mischung von Trübsinn, und aufflammender Fröhlichkeit erscheint in seinem Wesen, und es geht ein Kampf in ihm vor, der sich nur zu deutlich in seinem ungleichen Betragen ausspricht. Ich fürchte, der Grund dieser Erscheinung liegt in seinen politischen Verhältnissen, und wer weiß, ob sie uns ihn nicht bald entziehen. Wie werde ich das ertragen!

Den 5. April.

Mein Gott, wie mich die Tante quält! Will sie das alte Spiel beginnen? Jährt es sich, wie in der Zeit, so in ihrem Geiste, daß sie wieder anfängt, mir Grillen in den Kopf zu setzen, und meine Ruhe zu stören? Gestern sagte sie, es sey offenbar, daß Rialti mich nicht gleichgültig betrachte, und unter der Maske des Vertrauten die erste Rolle bey mir zu spielen suche; die Mutter sollte auf ihrer Huth seyn, und diesen Umgang nicht so ungestört zulassen. Es ist inconsequent von ihr, so etwas zu denken, da sie alle Umstände kennt; aber erschüttert hat mich diese Bemerkung doch. Nein, Rialti liebt mich nicht, er liebt kein Weib. Seine Geliebte ist sein Vaterland, oder vielmehr die Idee, es zu retten. Ja, selbst wenn der Tante Vermuthung wahr wäre, dürfte mich diese Entdeckung nicht freuen. Ihn beherrscht ein gewaltiges Schicksal, es reißt ihn hinweg, hinweg von mir, hinweg von Allem, was er liebt, und begräbt ihn vielleicht einst unter den Trümmern seiner Entwürfe. Das sage ich mir hundertmahl, und doch verläßt seit jener Rede der Tante mich der Gedanke an die Möglichkeit nicht mehr, von diesem glühenden Herzen mit Liebe umfaßt zu seyn. Ach, wenn man mich doch in Ruhe ließe!

Dieselbe an dieselbe.

**dorf bey **, den 25. April.

Wir sind nicht mehr in der Stadt, wie du aus der Aufschrift sehen wirst. Viel früher als sonst hat die Mutter sich heuer entschlossen, auf's Land zu gehn. Es ist wahr, der Frühling ist ungemein schön; auch machen Veränderungen, die im Hause und Garten zu treffen sind, ihre Anwesenheit hier nöthig. Indessen, so gern ich sonst aus der Stadt in unser stilles Dörfchen schlich, so heimathlich mich alles hier anspricht, dießmahl wäre ich doch gern noch ein paar Wochen länger in ** geblieben. Es ist bey einer Stunde Weges bis hieher. Wer viel Geschäfte hat, muß die Zeit sparen. Das ist Richtig's Fall. Er kann uns jetzt viel seltener besuchen, als in der Stadt, wo wir ihn beynahe täglich sahen. Und da er ohnedieß nur höchstens drey Wochen bleiben kann, so hätte ich sehr gewünscht, diese in ** zuzubringen. Aber die gute Mutter fand es nothwendig, sie spricht so selten einen bestimmten Entschluß aus, wenn sie sieht, daß es der Tante oder mir nicht ganz angenehm ist; sie kommt mit ihren Wünschen und Forderungen bey sich selbst so wenig in Betracht, daß man sich eine Pflicht daraus machen muß, was sie einmahl als nothwendig

anspricht, auch gleich zu thun, und durch keine Miene zu zeigen, als thäte man es nur aus Rücksicht. So habe ich auch, ohne ein Wort einzuwenden, sie heiter und gelassen hierher begleitet. Wir leben ziemlich einsam, denn auch die Tante folgt uns erst in einigen Tagen. Es ist schön auf dem Lande. Ich habe schon einige unvergeßliche Stunden genossen, wenn wir mit Rialti auf den anmuthigen Bergen spazieren gingen, und das frische Grün der neubelaubten Wälder, die tausend Blumen der Wiesen, das milde Wehen der Frühlingslüfte, ihm wehmüthig, aber süß, wie er sagt, die Erinnerungen der theuren unglücklichen Heimath zurückrufen, und er uns mit so kindlicher Freude und dann wieder mit mühsam beherrschtem Zorn davon erzählt. Ach, Friederike! Wenn er nun fort seyn, ich ihn nirgends wiedersehen werde, und nicht weiß, ob er je zurück kommt! Er hofft es zwar, er sagt, er müsse in einiger Zeit wieder kommen, und werde mich dann noch einmahl um Gustavs wegen befragen. Das wird ganz unnöthig seyn, denn mein Sinn steht fest. Ich liebe Ehrhart nicht, und darum kann ich ihm meine Hand nicht reichen. Auch glaube ich nicht recht an Rialtis Wiederkunft. Ach er kann so wenig über sich bestimmen, steht so sehr unter dem Einfluß gewaltiger Mächte! Oft mag er es auch

wohl denken; denn der Gedanke des Abschieds von uns thut ihm wehe, das sehe ich wohl. Er ist heimisch bey uns geworden; seit mein Bruder fern von uns ist, hat noch kein so schönes Verhältniß mit irgend Jemand zwischen uns gewaltet.

Emiliens Mutter an Friederiken.

Den 2. May.

Die gütige Freundschaft, welche Sie von jeher für meine Tochter hatten, Ihre nahe Verwandtschaft mit unserm Ehrhart, und der Antheil, den Sie an ihm nehmen, läßt mich glauben, verehrte Frau, daß ich mich mit dem Auftrage eines uns allen gemeinschaftlichen Freundes an Niemand besser als an Sie wenden kann; und so berichte ich Ihnen ein Ereigniß, welches vorgestern uns alle in große Bestürzung setzte, und bitte Sie, Ihrem Vetter davon zu melden, was Ihre Liebe für ihn Ihnen als räthlich zeigen wird.

Durch meiner Tochter Briefe sind Sie gewiß schon lange von dem Interesse unterrichtet, welches sie an Gustavs Freund, dem Marchese Malti, genommen, und wie dieser nach und nach bewußtlos jenen bey ihr verdrängt, und aus einem Vertrau-

ten der Gegenstand einer zwar nicht ausgesprochenen aber lebhaften Neigung geworden war, so wie auch er seinerseits die Geliebte seines Freundes längst nicht mehr mit ruhigen Augen betrachtet hatte. Wohl sah ich diese Neigung entstehen, wußte, daß hier wenig Aussicht auf Vereinigung war, und hätte also sehr gewünscht, diesen Umgang abbrechen zu können. Doch da ich erst kürzlich eine sehr unangenehme Folge unzeitiger Einmischungen in das zarte Gewebe jugendlicher Gefühle gesehn hatte, da ich erkannte, daß der Marchese sich als Mann von Ehre mit großem Ernste beherrschte, und wußte, daß seine Anwesenheit nur noch kurze Zeit dauern würde, so behielt ich meine Beobachtung für mich, und begnügte mich, durch stete Aufmerksamkeit und Entfernung aus der Stadt diesem Umgange, so viel möglich, von seinem schädlichen Einfluß zu entziehen.

Wir bewohnten also unser Landhaus seit ein paar Wochen. Rialti besuchte uns seltner, ich sorgte dafür, daß er Emilien wenig allein sprechen konnte; dennoch kam er, so oft es seine Geschäfte verstatteten. Emilie berechnete genau die Zeit, und so sah ich auch vorgestern, daß sie ihn erwartete. Es war ein trüber düsterer Abend, der Himmel nach einem Gewitter voll schwarzer zerrissener Wol-

ken, die der Sturm wild umhertrieb, und den Mond abwechselnd verhüllte und zeigte. Eine Art melancholischer Färbung lag auf der ganzen Natur. Wir saßen, die Arbeit beyseite gelegt, weil es stark zu dämmern begann, im einsamen Zimmer, und ich erkannte aus Emiliens Gesprächen wohl, daß das lange Wegbleiben des erwarteten Freunds sie beunruhige. Da rief man mich hinaus, weil des Marchese Kammerdiener mit mir zu sprechen habe. Etwas betroffen trat ich in den Vorsaal. Der Mensch war bleich und verstört, er fragte mich, ob sein Herr nicht hier sey, oder ob ich ihm nicht sagen könnte, wo er ihn wohl treffen möchte? Ein unerwartetes aber sehr drohendes Ereigniß mache es für diesen nothwendig, noch in dieser Nacht ** zu verlassen. Ich erschrack und fragte nach der Ursache dieser Nothwendigkeit. Die persönliche Sicherheit seines Herrn sey gefährdet; das allein wußte der Kammerdiener von einem Freunde seines Herrn, der vor zwey Stunden vermummt und athemlos in seine Wohnung gekommen war, dem Kammerdiener befohlen hätte, dem Marchese, wo er auch sey, Postpferde zu bestellen, und mit diesen und seinem Herrn sich an einem bezeichneten Orte einzufinden.

Rialti war nicht bey uns, das sagte ich dem

Menschen, und gab ihm Abgangs, so gut ich konnte, Nachweisung dankbar, wo es vielleicht seyn möchte; dann suchte ich mich zu fassen, und kehrte zu Emilien zurück, deren Auge mit lebhafter Spannung auf meinem Gesichte zu lesen suchte. Ich gab ihr eine gleichgültige Auskunft, und dachte sie vorzubereiten, als wir plötzlich Pferde ansprengen hörten, gleich darauf die Thüre aufflog, und Rusti in heftiger Bewegung, die er vergebens zu beherrschen strebte, ins Zimmer trat.

Ein paar Augenblicke sah er uns starr an; er schien unvermögend zu sprechen; dann sagte er: Verzeihen Sie diesen stürmischen Besuch in so ungewöhnlicher Stunde! Die Nothwendigkeit muß mich entschuldigen; ich verlasse — noch diese Nacht.

Emilie stieß einen Schrey aus, und hielt sich zitternd am Tische, bey dem sie stand. Er beobachtete es, seine Züge veränderten sich gewaltsam, aber er hielt an sich.

Diese Nacht noch? sagte ich.

Ja, diese Nacht, und ich kann nicht fort, ohne Sie noch einmahl gesehn, gesprochen, Ihnen für die Freundschaft, mit der Sie mich behandelt, gedankt — Er hielt noch einmahl inne — seine Stimme versagte ihm, Thränen standen in den Augen des starken Mannes.

Und ist, das so ganz unabänderlich? flüsterte Emilie kaum hörbar: Läßt sich nichts verkehren?

Nichts, gar nichts! rief er schmerzlich: Meine Feinde sind auf meiner Spur. Sie wissen, was ich gegen sie gewirkt. Ein Vorwand, einen Unglücklichen zu verderben, ist bald gefunden. Man hat mich geheimer Verbindungen, gefährlicher Grundsätze beschuldigt, von welchen ich, bey Gott! nichts weiß. Ich muß fliehen, wenn ich nicht mein, und, was mehr ist, meines Vaterlandes Schicksal aufgeben will. Noch diese Nacht — noch diese Stunde!

Jetzt hielt sich Emilie nicht länger, ihre Thränen brachen gewaltsam hervor. Er trat zu ihr, und ergriff ihre Hand. Zu reden, war Keines im Stande, aber die Zeichen hoffnungsloser Liebe sprachen unverkennbar aus Beyden. Emilie! sagte er endlich mit dem Ton der zärtlichsten Liebe: Behalten Sie mein Andenken, das Andenken eines Unglücklichen, der Ihrer nie anders, als mit der innigsten Achtung, der wehmüthigsten Freundschaft denken wird. Sie drückte sprachlos seine Hand an ihr Herz. Endlich wandte er sich zu mir, und gab mir ein Blatt: Senden Sie, das an Ehrhart, gnädige Frau! sobald Sie können, es enthält das Vermächtniß treuer Freundschaft an ihn, es unterrichtet ihn von meinem Schicksal.

Das Blatt ist offen, Marchese! sagte ich.

Vor Ihnen und Emilien habe ich kein Geheimniß. Ach, ich nährte einst schöne Hoffnungen; wir sollten miteinander leben, Emilie sollte meine Schwester, Sie meine Mutter seyn. Das ist nun vorbey! — Vorbey! Er fuhr mit der Hand über die Augen, und blieb im stummen Schmerz versunken stehn. Emilie! hub er dann wieder an: Schenken Sie mir ein Andenken dieser Stunde! Sehen werde ich Sie schwerlich mehr auf Erden. Sie griff rasch nach dem Ringe, den sie am Finger trug, hielt dann plötzlich inne, und sah mich zweifelnd an. Er aber, wie er ihre Bewegung gewahrte, faßte schnell nach ihrer Hand, zog ihr den Ring herab, küßte ihn, steckte ihr eben so schnell einen andern an den Finger, und rief: Für Jenseits! Dann kniete er vor mir nieder, und bath um meinen Segen. Emilie sank, ohne zu wissen, was sie that, neben ihm nieder. Ich war außerordentlich bewegt. Ach, welchen Segen hatte ich ihnen in diesem schmerzlichen Augenblick zu geben! Doch legte ich meine Hand auf ihre Häupter, und empfahl sie dem Schutze des allliebenden Vaters.

In diesem Momente trat ein Mann, in einen Mantel eingeschlagen, in's Zimmer. Es ist die höchste Zeit! rief er. Riakti sprang auf; todtenbleich, wie ich ihn noch nie sah, reichte er mir und Emi-

lien noch einmahl die Hände, der Fremde ergriff ihn am Arm, und riß ihn mit sich fort.

Vor dem Hause hielten zwey Reitknechte mit Handpferden. Rialti und sein Begleiter schwangen sich auf die ihrigen; noch einmahl winkte er nach dem Fenster herauf, noch einmahl grüßten wir ihn. Emilie hielt sich wankend an der Brüstung, bis der letzte Schimmer des weissen Mantels im Dämmerschein des Mondlichtes verschwunden war, dann sank sie zusammen. Ich versuchte sie zu halten, es war vergeblich; ihre Kraft und ihr Bewußtseyn war dahin. Wir brachten sie zu Bette. Seitdem hat sie sich ein wenig erhohlt, und der Arzt gibt mir Hoffnung, daß Zeit, Zerstreuung und der wohlthätige Einfluß des Frühlings viel wirken werden. Ich muß es erwarten, und hoffe auch für ihre Gesundheit Alles, für ihr Gemüth nicht viel. Dieser letzte Eindruck war zu gewaltig.

Emilie an Friederiken.

Den 20. Juny.

Es ist sehr lange, liebste Freundinn, daß du von mir nichts unmittelbar gehört. Die Mutter hat dir geschrieben, das weiß ich, und dir einen Brief

an deinen Vetter beygeschlossen. Du weißt also, daß ich einige Tage recht krank war, und mich nur langsam erhohlt habe. Jetzt fühle ich mich ganz gesund; alles, was ich vorher an Arbeiten, Beschäftigungen, Spaziergängen unternehmen konnte, geht wieder seinen alten Gang ungehindert fort, ich sehe völlig aus wie zuvor. Aber — aber, Friederike, ich bin nicht mehr die, die ich zuvor war. In mir ist Alles anders, und ich mag wohl behaupten, ich bin seit den letzten zwey Monathen um zehn Jahre älter geworden.

... Ein sonderbares Gefühl erhebt mich über mich selbst, über die Welt, über die kleinlichen Ereignisse des Tages, die ich bey meinen Bekannten und Freundinnen mit einem Gefühle, das aus Bedauern und Beneiden zusammengesetzt ist, eine so wichtige Rolle spielen sehe. Ach, was ist das Alles! Was sind diese eifrigen Anstalten für Putz, Unterhaltung, und das Bekümmern um nichts bedeutende Angelegenheiten Anderer, gegen den Gedanken, der mich seit Rialtis Abschied beherrscht! Er liebt mich! Dieses Gemüth hat mit der Kraft, die ihm eigenthümlich ist, mein Wesen umfaßt! Er hat es nicht ausgesprochen, aber ich weiß es dennoch. Mein Geist hat es in dem seinigen erkannt. Und auch er

weiß, daß ich sein bin, sein auf ewig, nicht für diese Welt — für Jenseits, wie er es gesagt.

Seitdem betrachte ich mich als seine Verlobte, ich trage seinen Ring, er hat den meinen, und alles, was außer dieser Verbindung liegt, hat keinen Reiz, wie keinen Werth mehr für mich. Ich weiß nicht, wo er lebt, ach, ich weiß kaum, ob er lebt; dennoch bin ich ruhig. Die Mutter lächelt zuweilen wehmüthig wenn sie mich so sprechen hört. Sie meint, das Leben, die Zeit werden ihre Rechte auf mich und meine Empfindungen schon noch geltend machen; die Tante aber schilt mich, nicht, weil ich so fühle, sie mißbilligt keineswegs die Gesinnung; nur der Gegenstand ist ihr widrig. Sie faßt Riaktis Gemüth nicht, und darum kann sie nicht begreifen, wie man ihn einem Dorval vorziehen kann.

Vielleicht weiß Ehrhart doch etwas von seinem Freunde. Von mir wäre es unzart, gerade ihn darum zu befragen. Du kannst es aber leichter in deinem Nahmen; ich bitte dich daher, es bey Gelegenheit mit guter Art zu thun. Jede, auch die kleinste Nachricht hat unendlichen Werth für mich, das kannst du wohl denken; und auch das Schlimmste wird mich wohl schmerzen, aber nicht nieder-

zeigen, denn für diese Erde hoffe ich ja auf nichts.
Leb wohl!

Friederike an Emilien.

M. den 30. August.

Dein Wunsch, meine theure Emilie, dir einige Nachricht von deinem fernen Freunde zu verschaffen, mußte lange unerfüllt bleiben; aber es war nicht meine Schuld. Ich schrieb zwar alsogleich an Gustav, und da ich ihm einige Wochen vorher den Einschluß des Marchese, den ich durch deine Mutter erhalten, zugesendet hatte, so diente diese Mittheilung zur schicklichsten Gelegenheit, mich nach dem Verschwundenen zu erkundigen. Aber — wo war Gustav, als mein Brief ihn in Rom suchte? Er schwärmte in der Umgegend, in Tivoli, Terni, Frascati, ja bis zum Vesuv herum, zeichnete überall, war überall unstät, ein Ball der Laune, des Zufalls, wie immer, und ließ sich durch Phantasie und Umstände die Bahn seiner Reise, wie seines Wirkens, bezeichnen. Auf diese Art traf ihn denn mein Brief erst spät, und in einer Stimmung, in welcher Niemand, und du vor Vielen nicht, ihm etwas Saumseligkeit im Antworten verdenken kann. Er hatte bey Terni mitten unter

Ruinen, in einer zauberischen Umgebung, ein Mädchen gesehn, das ihm wie eine Erscheinung aus einer andern Welt vorkam. War es die Göttinn des ehemahligen Tempels, schrieb er, zwischen dessen zerbrochenen Säulen sie hervortrat? War es die Nymphe des Quells, der dort unter Gebüschen den Weg zum Abhange suchte? Kurz, eine Irdische war es nicht. Er findet eine auffallende Ähnlichkeit zwischen ihr und Raphaels Fornarina, und behauptet, was ihm freylich kein Mensch widerlegen kann, daß sie wohl aus der Familie dieses berühmten Mädchens abstammen, und somit die Zeit, wie schon öfters geschehn, dieselbe Bildung in demselben Stamme habe wiederhohlen können. Mit einem Worte, der gute Gustav ist verliebt, und ich schreibe dir das Alles so ausführlich, damit dein Herz wenigstens von dieser Seite ruhig werden, und sich fernere Vorwürfe ersparen könne. Übrigens wird, wir hoffen es, auch diese Flamme nicht lange oder verderblich brennen. Künstler fassen ja immer mehr mit der Phantasie als mit dem Herzen auf, schmücken den Gegenstand mit den Reizen, die sie ihm leihen, aus, und nehmen, wenn Zeit und Natur sie von ihrer Täuschung überführen, den geborgten Schmuck ohne allzugroßen Schmerz zurück, um bald wieder ein neues Götterbild damit zu zieren.

Auf meine Frage nun nach seines Freundes Schicksal antwortete er mir zwar etwas geheimnißvoll, wie es wohl die Sache und N..s Sicherheit zu fordern scheint, aber doch genügend, daß er lebe, daß er wohl sey, für seinen großen Zweck unabläßig wirke, seine Landsleute in Corfu besucht, sich nach Constantinopel, ja sogar nach Janina gewagt, und überall Verbindungen angeknüpft und Feuerfunken gestreut habe, die seiner Zeit ihre Wirkung nicht verfehlen sollen. Wo er gerade jetzt ist, meldet Gustav nicht, oder weiß es vielleicht auch nicht; doch kann es dir beruhigend seyn, durch diesen verläßlichen Mittelsmann immer in Kenntniß seines Schicksals bleiben zu können, und die neue Fornarina hebt dich auch über jede Bedenklichkeit, gerade hier Nachrichten zu hohlen, hinaus.

Noch Eins! Weißt du wohl, wie es mit jener Anstellung und dem fixen Gehalte war, auf welchen Gustav hätte rechnen können, wenn du dich entschlossen hättest, ihm die Hand zu geben? Er wußte nichts davon; aber Rialtis Großmuth hatte ihm ein gerichtlich auf seine mütterlichen Besitzungen in der Terra Ferma versichertes Instrument zugedacht, welches ihm ein hinlängliches Einkommen verschafft, und das vielleicht einen nicht unbedeutenden Theil von Rialtis eigenem Vermögen

ausgemacht hätte. Gustav würde es nie angenommen haben. Es lag bloß der Vorsatz in Rialtis Geist, aber Jener fühlte sich eben so dadurch gerührt und verpflichtet, als wenn es zur Ausführung gekommen wäre. Es sind ein Paar edle junge Leute! Leb wohl!

Emilie an Friederiken.

Im Jänner.

Friederike! Was wird aus mir werden? Rialti ist in meiner Nähe, oder — er ist todt. Ich habe den Ring wieder gesehen, den ich ihm zum Abschied gegeben. Keine Täuschung konnte vorgehn, ich sah zu deutlich, und achtlos hat er ihn nicht von sich gegeben, das weiß ich.

Heut Nacht war ich mit der Tante auf dem Maskenball. Ich that es ungern, aber sie hielt es für ihre Pflicht, mich zu zerstreuen, wie sie es nennt, und für meine, dieses dargebothene Mittel zur Heilung zu ergreifen. Ach, wenn sie doch wüßte, wie wenig der eine und andere Zweck erreicht wird! Zu Hause zu bleiben, stand nicht in meiner Willkühr, aber vom Tanze wußte ich mich durch vorgebliches Kopfweh zu befreyen, und so blieb ich mit einer Bekannten in einer Nische des Saales sitzen, wo uns das Gewühl der auf und ab-

fluthenden Menge weniger belästigte. Unter den vielen, theils schönen, theils geschmacklosen Anzügen waren mir zwey männliche Masken in prächtiger Dalmatinischer oder vielmehr der Tracht der griechischen Inseln aufgefallen. Sie hatten reich gestickte Leibchen, und blaue weite Pantalons, eine hochrothe Mütze bedeckte zum Theile das dunkellockige Haupt, und im Gürtel stacken Pistolen und ein Messer mit kostbar besetztem Griffe. Mit klopfendem Herzen sah ich ihnen nach. Welche Erinnerungen knüpften sich an diese Kleidung, besonders, da die Eine schlankere und längere Gestalt wohl zu noch beunruhigendern Vermuthungen Anlaß geben konnte! Um meine Ruhe, um die beabsichtigte Zerstreuung war es gethan! Meine Augen folgten den Masken, sie suchten sie überall, aber diese zeigten sich nicht mehr. Bald darauf erregte ein Tabuletkrämer, der allerley komische aber hübsche Waaren mit passendem Witze an die verschiedenen Masken austheilte, die sich um ihn drängten, die allgemeine Aufmerksamkeit. Er nahte sich auch uns, blieb vor mir stehn, beschäftigte meine Nachbarinn mit einem kleinen Geschenke, das aus zwanzig ineinander gefügten Schächtelchen bestund, und hielt mir einen goldenen Ring, auf weisses Papier geheftet, wie man diese Waaren zum Verkauf

anzubiethen pflegt, hin. Ich langte darnach. — Großer Gott! Es war mein Ring, den ich Rialti gegeben! Ich erschrack. Wo hast du den Ring her? rief ich. Aber die Maske nahm ihn mir hastig aus der Hand. Wie bist du zu dem Ringe gekommen? wiederhohlte ich; Ich kaufe ihn, er koste was er wolle! Die Maske machte eine verneinende Bewegung, hielt das Papier hoch empor und sagte: O den bekommt Niemand von mir! Er gehört nicht mein! Und wo ist der, dem er gehört? rief ich in der heftigsten Bewegung. „Komm übermorgen wieder auf diesen Platz, so wirst du mehr hören.“ Ich wollte antworten, der Tabuletkrämer hatte sich schnell abgewendet, und im Gedränge verloren. Ich bath meine Gefährtinn, mich zu begleiten. Wir eilten ihm nach, aber wir erreichten ihn nicht; denn er war stets von einer Menge Menschen umringt, zwischen welchen er sich meinen Blicken geschickt zu entziehen wußte, und nach einer Weile war er ganz aus dem Saale verschwunden.

Was soll ich von diesem Vorgang denken? Rialti muß auf irgend eine Art hier die Hand im Spiele haben. Oder sollte jene schreckliche Vermuthung — Nein! Nein! Er lebt. Ich hätte ein Zeichen seines Todes erhalten, das weiß ich. Sein Geist kann diese Erde nicht verlassen,

ohne daß es dem meinigen fühlbar wird. Also hat er den Ring mit Absicht hergegeben, um ihn mir zu zeigen. Was werde ich morgen hören? Wer war der Tabuletkrämer? Wenn ich mir die neugriechischen Masken zurück rufe, die ich später nicht mehr sah, so dünkt mich, es wäre möglich, daß die kleinere, und dieser Tabuletkrämer Eine und dieselbe Person waren. Und wer, o Gott! wer mag denn die schlankere Gestalt gewesen seyn! O daß es schon morgen Abends wäre!

Im Februar.

In den letzten Tagen meines Aufenthalts in meiner Vaterstadt, im Begriff, sie an der Hand des geliebten Gemahls zu verlassen, schreibe ich dir, theure theilnehmende Freundinn, um dir von Allem Nachricht zu geben, was sich seit jenem ersten Maskenball beglückend und schmerzlich mit deiner Emilie zugetragen. O wer mir damahls mein jetziges Loos prophezeyt hätte! Ich würde ihm kaum geglaubt haben. Auch mußt du vergeben, wenn meine Erzählung die Spuren der inneren Bewegung trägt, in der sich mein ganzes Wesen seit jenem Momente unaufhörlich be-

findet. Wie kann man Masti angehören, von seinem Geiste sich geleitet, umfaßt, gehoben fühlen, und noch empfinden, wie andere Menschen!

Meine Mutter selbst begleitete mich auf jenen zweyten Ball. Mein Auge forschte nach dem Tabuletkrämer, nach den griechischen Masken. Es wollte sich keine zeigen. Endlich trat ein Mann im schwarzen Tabarro zu uns, suchte uns in ein Gespräch zu verwickeln, und ich glaubte, wie sich der Mantel auseinander schlug, die blauen Unterkleider, und den reichen Gürtel jener griechischen Masken zu erblicken. Nicht lange darnach, stand ein zweyter schwarzer Tabarro, nur von höherem Wuchse, hinter dem, der mit uns sprach, und ich sah wohl, daß er die Augen fest auf uns gerichtet hielt. Eine süße Beunruhigung ergriff mich, ich konnte meine Blicke nicht mehr von der zweyten Maske abwenden, ich hörte nichts mehr, was die Andern sprachen, ich bewachte jede Bewegung, jede Wendung jener Gestalt, und immer heller und immer sicherer wurde eine entzückende Vermuthung in mir. Jetzt vernahm ich, daß der Erste meiner Mutter etwas von Mitternacht, und vom Speisesaal sagte; aber ich war zu beschäftigt, um genau aufzumerken. Da kam eine Fluth von drängenden Menschen, die beyden Tabarros ge-

ziehen in ihre Mitte, und waren verschwunden. Ich war bestürzt, ich wollte die Mutter bitten, sie mit mir aufzusuchen; da sagte mir diese, ich sollte mich beruhigen, wir würden bald Alles erfahren, der Unbekannte habe sie ersucht, sich mit mir um Mitternacht in dem kleinen Zimmer neben dem Speisesaale einzufinden, wo ein Fremder mir etwas Wichtiges vom Marchese Rialti zu eröffnen habe. Zur Beglaubigung zeigte er auch ihr jenen wohlbekannten Ring. Er ist's, er ist's! rief ich: Ich habe ihn gesehn. Er war es selbst, der hinter seinem Freunde gestanden! . . . . . .

Gleich nach Mitternacht führte mich meine Mutter in jenes bezeichnete Zimmer. Wie wir eintraten, standen jene zwey griechischen Masken von vorgestern, mit Larven vor den Gesichtern, da. Der Kleinere ging sogleich vor die Thüre hinaus, vermuthlich um uns vor Überfall zu sichern. Die andere schlankere Gestalt nahm die Maske ab und näherte sich uns. Er war es, und, alles übrige vergessend, flog ich an seine Brust. Welch ein Augenblick nach so langer, so schmerzlicher Trennung! O Gott, wie war er schön, bezaubernd in seiner heimathlichen Tracht! Laß mich über Alles hingleiten, was dann vorging, was er mir sagte; es verträgt keine Schilderung. Nur das kann ich dir

sagen: hätte ich acht Jahre so gelitten, wie diese acht Monathe, dennoch wären alle diese Schmerzen überschwenglich in jenen Augenblicken vergolten worden.

Er war im strengsten Incognito hier. Niemand durfte seine Anwesenheit ahnen; denn noch lag jener ungerechte Verdacht auf ihm, und er arbeitete erst daran, durch Briefe und Zeugnisse angesehener Personen unser Gouvernement von seiner Unschuld zu überführen. Aber er wußte, daß Gustav seine Gesinnung geändert hatte; Hoffnungen lebten in ihm auf, und er mußte selbst hören, selbst sehen, ob ich ihn genug liebte, um das Wagniß einer festen ewigen Verbindung mit einem den Rachegeistern Verfallenen, wie er sich nennt, einzugehn. Er hat der Mutter Alles erklärt, was seine ökonomischen und Familien-Verhältnisse betrifft; ich habe nicht viel darauf Acht gegeben. Wußte ich doch, daß er mich liebte, daß ich sein seyn sollte! Wie konnte etwas anderes Platz in meinem Gemüthe finden! Aber die Mutter hat mir auch seine gefährliche Existenz, das Loos, welches mir an seiner Seite bevorsteht, ohne Schonung entwickelt; er selbst hat mir alle furchtbaren Möglichkeiten, denen seine Sinnesart, wie sein Lebenszweck, ihn aussetzt, offen, ja, ich kann sagen, übertrieben geschildert. Mich schreckt es nicht. Ich bin entschlos-

sen sein Schicksal zu theilen, wie gefahrvoll, wie stürmisch es sich auch gestalten mag; denn ich kann nicht anders, weil mein Wesen ein Theil des seinigen ist. Als ich meiner Mutter dieß alles sagte, wich sie endlich mit milder Freundlichkeit meiner Überzeugung, sagte, daß mein Glück das ihrige sey, und sie weder meine Gründe noch meinen Entschluß mißbilligen könne. Hierüber ist aber nun die Tante höchst ungehalten, sie predigt mir unaufhörlich von den Gefahren vor, die ich mit einem Manne von Rialtis Sinnesart laufen müßte, und mahlt mir die schrecklichsten Bilder künftiger Stürme. Sonderbar! Je furchtbarer sie mir die Nacht um ihn, und ihn mitten in derselben zwischen Gefahren und Gewittern zeigt, je liebenswürdiger erscheint er mir, je williger fühle ich mich, mich da mit ihm hineinzustürzen, und mit ihm unterzugehn, wenn es des Himmels Rathschluß also verhängt; denn ist sein Streben wohl eigensüchtig, ist es nicht erhaben, indem er das Glück seiner Mitbürger zum Ziele hat?

Bald nach jener Unterredung auf dem Bolle war er auch so glücklich, seine Unschuld von unserm Fürsten anerkannt zu sehn, der sich seiner nun mit Wärme annimmt. Nun ist er fast immer bey uns, sein schönes Gemüth entwickelt sich im-

mer reiner, immer liebenswürdiger, und immer strahlender sehe ich den Zweck meines Lebens vor mir, sein Schicksal zu erheitern, die wenigen Blumen zu sammeln, die auf seinem rauhen Erdenpfade blühen, und mich ganz und freudig ihm zu opfern.

Unser gewöhnlicher Aufenthalt wird Venedig seyn; doch werden uns wohl die Wogen des Zufalls, bald hierher, bald dorthin treiben. Mein Vaterland ist künftig, wo Er ist, in seinen Armen! Die Trennung von meiner Mutter würde mir sehr schwer fallen, und mein Glück verbittern; aber sie hat sich auf Rialtis und mein Bitten entschlossen, uns vor der Hand zu begleiten, und mir bey der ersten Einrichtung des Hauses beyzustehen. Und wie es dann später seyn wird, wollen wir erwarten, und uns nicht vor der Zeit mit marternden Gedanken quälen. Rialti wird viele Reisen zu machen haben; wie leicht kann es sich fügen, daß er mich wieder zu ihr bringt, oder es ist uns anderswo eine Annäherung, ein Wiedersehen beschieden.

Leb nun wohl, liebste Friederike! Sobald Rialtis Geschäfte abgethan sind, höchstens in acht Tagen, ist unsere Vermählung, und zwey Tage darauf unsere Abreise festgesetzt. Aus Venedig mehr und ausführlicher!

Der Pflegesohn.

Der Pflegesohn.

Als ich vor vielen Jahren einst im Bade zu ***
war — erzählte neulich Herr von B.* in einer klei-
nen Gesellschaft —, und meiner Gewohnheit nach
die einsamern Spaziergänge aufsuchte, traf sich's,
daß ich fast täglich einem jungen Paare begegnete,
vor dem ein allerliebster Knabe von fünf bis sechs
Jahren daherhüpfte. Fast hätte mich die Jugend
des Mannes bey der Ähnlichkeit seiner Gesichtszüge
mit denen des Knaben verleitet, ihn für einen äl-
tern Bruder desselben zu halten. Der Knabe war
dennoch sein Sohn, wie ich erst später erfuhr, und
das jugendlich heitere Wesen, das immer an sei-
nem Arme hing, seine Frau. Diese kleine Familie
und ich wurden, wie das zu geschehen pflegt, durch
bloßes öfteres Sehen bekannt. Zuerst begrüßten
wir uns stumm, später wurden ein paar freundliche

Worte gewechselt, mit der Zeit hielten wir jedes Mahl ein kleines Ständchen, wenn wir uns begegneten, und zuletzt wurde auf mein Einfinden ordentlich gerechnet, und ich gebethen, die Familie in ihrer Wohnung zu besuchen.

Ich fühlte mich bald heimisch bey diesen Menschen; die heitere Freundlichkeit der emsigen Frau, das bestimmte und doch so feine Betragen des jungen Mannes machten mir ihr Haus mit jedem Tage werther. Sie waren beyde vorzüglich gebildet, und überhaupt von jenen höhern Naturen, bey denen, wenn sie sich auch bestreben, ihren innern Gehalt unter dem einfachsten Äußerlichen zu verbergen, der bessere Geist und das geläuterte Gefühl sich unwillkührlich verräth.

Wir waren nun bekannt, und wurden bald vertraut. Ich erfuhr, daß Herr von Sohrau Kriegsdienste gethan, aber wegen einer schweren Blessur, die ihn nöthigte, jährlich das Bad zu besuchen, seinen Abschied genommen hatte, und nun auf einem kleinen Landgute nicht fern von *** lebte. Beyde sprachen mit hoher Freude von ihrem ländlichen Aufenthalte, und luden mich ein, sie dort zu besuchen, oder lieber gleich dahin zu begleiten. Als ein angehender Hagestolz, der in der Welt durchaus kein Geschäft und Verhältniß hatte, konn-

te ich sogleich von dieser Einladung Gebrauch machen; und so kam ich mit ihnen, nach einer angenehmen Tagreise, zuerst in der reichgebauten Ebene, und dann durch freundliche Thäler und immer höhere Waldgebirge auf dem netten Schlößchen an, das in einem weitläufigen Thalgrund am Ufer eines hellen Waldstroms lag. Friede und Heiterkeit empfingen mich hier, und ein stilles, zweckmäßiges Walten sprach sich in allen Umgebungen, in der einfachen Einrichtung der Zimmer, in der Anlage der Gärten, wie in dem Betragen der Dienstleute und Untergebenen, aus.

Mir war sehr wohl in diesem Hause. Es war gar nichts, was mich hier gestört oder mir unheimlich geschienen hätte, als zuweilen eine leichte Wolke von Ernst und beynahe Trübsinn auf Sohrau's Stirn. Da er aber in seinen häuslichen Verhältnissen so durchaus und mit Recht glücklich schien, so schrieb ich diese Erscheinung körperlichen Leiden zu; denn seine Wunde schmerzte ihn bey jeder Wetterveränderung, und es war rührend zu sehen, wie seine Frau dann mit ihm litt, und was sie aufboth, seinen Zustand zu erleichtern.

So waren mehrere Tage vergangen, als ein Geschäft mich einst in Sohrau's Schreibcabinett führte, das ich noch nie betreten hatte, und ich

über seinem Schreibtische das Bild einer jungen und sehr hübschen Frau erblickte, die ganz und gar nicht die seinige war, und, um seine Mutter zu seyn, in den zarten blonden Zügen und dem ganzen Ausdruck ihres Gesichtes viel zu wenig Ähnlichkeit mit Sobrau hatte. Ich konnte mich nicht enthalten, während des Gesprächs öfters nach dem Bilde empor zu sehen, und meine Bemerkungen im Stillen zu machen. Er sah meine Zerstreuung, folgte meinem Blicke, sein freundliches Gesicht wurde plötzlich ernst, und mit feyerlicher Wehmuth sagte er: Sie betrachten dieß Bild hier? Es ist das Portrait einer sehr edeln, einer sehr unglücklichen Frau, der ich alles verdanke, was ich bin.

Also doch ihre Mutter? — Ich dachte es — obgleich —

Das war sie im edelsten Sinne des Worts. Sie hat mir zwar nicht das Leben gegeben, aber was unendlich mehr werth ist, als das Leben, was ihm erst Gehalt und Zweck gibt — Ausbildung und moralischen Werth, wenn einer an mir ist.

Sein großes dunkles Auge heftete sich bey diesen Worten mit einem Ausdruck inniger Liebe und Wehmuth auf das Bild — und ich glaubte eine Thräne darin glänzen zu sehen. Mich verlangte

sehr, etwas Näheres von dieser Frau zu erfahren; da aber Sohrau schwieg und tief bewegt schien, schwieg ich auch, und erwartete von der Zeit einige Aufklärung.

Sie blieb nicht aus. Franziska, so hieß die Frau von Sohrau, hatte für einige Tage häusliche Geschäfte, mit Einbringung, Aufbewahrung und Trocknung des Obstes. Das einfallende böse Herbstwetter, das Sohrau's Schmerzen aufregte, zwang ihn, sich in seinem Cabinette zu halten; Franziska war froh, ihn, während sie nicht um ihn seyn konnte, nicht ganz allein zu wissen. So brachten wir manche Stunde dem räthselhaften Bilde gegenüber zu, an dem Sohrau's Auge sehr oft und mit unaussprechlich trübem Ausdrucke hing. Ich hatte mir vorgenommen, nicht davon zu sprechen; aber Sohrau brach selbst einmahl, als wir an einem düstern Nachmittage zusammen im Cabinette saßen, das Stillschweigen, indem er, das Bild anblickend, sagte: Ich habe Ihnen noch nie von meiner Tante erzählt, und sie verdient so sehr, von guten Menschen gekannt und nach ihrem Werthe beurtheilt zu werden.

Ich zeigte ihm mein Verlangen, von einer Frau zu hören, auf welche seine frühern Äußerungen mich aufmerksam gemacht hatten.

Es ist nicht bloß meine Tante, deren Andenken ich durch die Erzählung dessen, was sie war, feyern möchte; Sie werden auch meine Frau von einer Seite kennen lernen, die Sie zweifelhaft machen wird, welcher von beyden Sie den Preis der Vortreffsichkeit zusprechen sollen; und dann werden Sie mich beneiden oder bedauern, daß die zwey edelsten Wesen ihres Geschlechtes mich so nahe angingen.

Ich war durch diese Einleitung noch gespannter geworden, und bath ihn, anzufangen. Er begann nun, mir die Geschichte seiner Kindheit und Jugend, oft von starken Gemüthsbewegungen, oft von der Dazwischenkunft seiner Frau oder seines Sohnes unterbrochen, zu erzählen, so, daß es mehrere Tage dauerte, bis ich nur ungefähr die Hälfte der Erzählung vernommen hatte. Als er bis auf einen gewissen Punct gekommen war, sah ich die Gewalt, welche diese Erinnerungen über ihn ausübten; und da er sich ohne dieß nicht ganz wohl befand, bath ich ihn, nicht fortzufahren. So gab er mir denn am folgenden Tage einige Hefte und Briefe, welche mich in den Stand setzten, das Ganze richtig zu beurtheilen, natürlich aber mit der Bedingung, nie etwas davon bekannt zu machen.

Ich habe dieß Versprechen treulich gehalten, so

lange Vernunft und Achtung gegen meinen Freund diese Zurückhaltung forderten. Nun sind viele Jahre darüber hin; manche Personen, die in dieser Erzählung vorkommen, leben nicht mehr, manche in ganz andern Verhältnissen und Ländern. So kann ich diese kleinen Begebenheiten wohl bekannt machen, versteht sich, so geordnet und gestellt, wie ich es der Deutlichkeit und lebendigen Anschauung der Charaktere am gemäßesten fand, da diese Charaktere allein, und das Wirken derselben auf einander, das Hauptinteresse der einfachen Geschichte ausmachen.

Und damit gab Herr von B* der Gesellschaft folgendes Heft.

Es ist nicht auszukommen mit dem Jungen! sagte Herr von Veldeck, indem er sich zu seiner Frau wandte, und dem Bedienten den zerbrochenen Japanischen Topf wieder hinreichte, den der wilde Gustav, als er eben zuvor durch den Saal gestürmt war, vom Gestelle herunter geworfen hatte. Man muß ihn ernstlich strafen! Hörst du? Kündige es ihm an!

Sehr wohl! erwiederte die Frau.

Sobald er aus dem Collegio zu Hause kommen wird, hörst du?

Es soll geschehen!

Aber ich begreife nicht, hob Herr von Veldeck auf's neue an, wie das hat zugehen können? Stand denn die Vase nicht an ihrem Ort, oder war sie nicht fest gemacht?

Frau von Veldeck rückte ungeduldig auf ihrem Sitze; ihr Gemahl hörte nicht auf, mit Wie, Warum und Weßwegen in sie und den Bedienten zu dringen, bis er endlich herausgebracht hatte, daß der junge Herr gestern den Canarienvogel der gnädigen Frau, der ausgekommen war, vom Gesimse habe herunterhohlen wollen; daß er darum die Vase von dem Piedestal los gemacht und weggesetzt habe, und von dort auf den Schrank gestiegen sey.

Jesus! Maria! Auf den Schrank! Auf meinen Mahagonyschrank, wo die Muschelcollection ist? Der heillose Bube! Der verdammte Vogel! Mit diesen Worten stürzte Herr von Veldeck zur Thüre hinaus, um nachzusehen, was etwa noch für ein Unglück geschehen seyn möchte.

Frau von Veldeck stand vom Frühstücktische auf. Ein leiser Seufzer entschlüpfte ihren Lippen; sie trat an's Fenster und sah gedankenvoll hinaus.

Da haben wir's! erscholl die Stimme des zurückkehrenden Gemahls hinter ihr: Ein ganzes Stück von der Leiste sammt der Bronze abgebrochen! Dacht' ich's doch gleich! Mit den verdammten zahmen Vögeln! Überall flattern sie herum, beschmutzen Alles, Kupferstiche, Schränke, Büsten. Das sag' ich dir, Lenore, entweder sperre künftighin den deinigen ein, oder ich drehe ihm den Hals um!

Es ist das erste Mahl, daß er aus meinem Zimmer gekommen ist. Die Kammerjungfer hatte die Thüre offen gelassen.

Es kann aber noch tausend Mahl geschehen; darum — eingesperrt oder todt!

Frau von Veldeck nickte, ohne zu antworten.

Halt! rief der Herr dem Bedienten zu, der mit den Scherben des Topfes aus dem Zimmer gehen wollte: Da fällt mir was ein. Man kann ja das Porzellan kitten. Ich habe ein Arcanum. Geh, Lorchen, hier ist der Schlüssel. Und nun bedeutete er seiner Frau, in welchem Schranke, in welchem Schubfache, in welchem Papierchen sie den Kitt finden sollte. „Bringe mir das Ding, und du, Martin, einen brennenden Wachsstock, setze auch den Tischlerleim warm! Ich will gleich den Schrank ausbessern. Die Axt im Hause erspart den

Zimmermann, sagt Wilhelm Tell, und das ist das vernünftigste Wort, das der Schiller, oder wie er heißt, geschrieben hat.«

Leonore ging. Sie und der Bediente brachten das Geforderte. Veldeck setzte sich hin, und fing an, sehr geschickt die zerbrochenen Stücke an einander zu fügen, indem er sie mit einer klebrichten Substanz bestrich, und am Lichte zusammenschmolz. Aber indeß er jedes angelöthete Scherbchen seiner Frau mit wohlgefälligem Wesen zeigte, hörte er nicht auf, über Gustav, den Vogel und alle Menschen in seinem Hause zu klagen, dieselbe Sache zehn Mahl mit andern Worten zu sagen; und sich im voraus zu freuen, wie er den unbändigen Burschen tüchtig strafen wolle, daß er sich sobald nicht sollte gelüsten lassen, auf seine Schränke zu klettern. Leonore machte ihn sanft auf Gustavs Alter aufmerksam, sie bemerkte, daß man einen Jüngling von siebzehn Jahren nicht wie ein Kind behandeln könne; aber damit war Öhl in's Feuer gegossen. Veldeck warf sich erst recht in die Brust, und verhieß, dem Burschen, Leonoren und der ganzen Welt zu zeigen, wer Herr im Hause sey, und ob man sich unterstehen dürfe, ihm zuwider zu handeln. Leonore erwiederte nichts mehr; sie ersah den Augenblick, wo ihr Gemahl aufstand, und

unter unaufhörlichem Brummen seine sieben Sachen zusammensuchte, und verließ unbemerkt das Zimmer.

Herr von Veldeck war der einzige Sohn eines sehr bemittelten Landedelmanns, und nach dem Tode seines Vaters das Haupt der Familie gewesen, welche aus niemand als der verwitweten Mutter, die in dem einzigen Sohne lebte, und einer jüngern Schwester bestand. So war es ihm leicht geworden, seinen Willen zum Gesetz des Hauses zu machen, und er empfand es daher sehr hoch, als seine Schwester wider seinen Rath und endlich sogar gegen sein ausdrückliches Verboth einem jungen Offiziere von vielen guten Eigenschaften und wenigem Vermögen die Hand gab. Ihm war von jeher der Krieg, und alles, was dazu gehört, ein Gräuel gewesen; so legte er denn auf diese Schwester und ihren Gemahl einen unversöhnlichen Haß, und wußte seine Mutter leicht zu stimmen, daß sie in seine Ansichten einging. Frau von Sohrau durfte das väterliche Haus nicht mehr betreten, und folgte ihrem Gemahl zu seiner entfernten Garnison. Indeß starb die Mutter. Veldeck wurde ihr ausschließender Erbe; was der Tochter zufiel, verdiente kaum genannt zu werden. Er reichte bald darauf einem sehr liebenswürdigen, sanften Mäd=

chen die Hand, dem man, als es mit sechzehn Jahren aus einer sehr beschränkten Lage in die Welt trat, den wohlgebildeten, reichen und jungen Mann für ein besonderes Geschenk des Himmels ansehen lehrte. Es war auch im Grunde nichts wider Herrn von Veldeck einzuwenden. Bey einem angenehmen Äußern, bey feinen Sitten und großem Vermögen, besaß er viele und seltene Kenntnisse; überdieß spielte er nicht, trank nicht, schweifte auf keinerley Art aus, und Leonore versprach sich sehr glückliche Tage an seiner Seite. Ihr sanftes Gemüth, ihr fein gebildeter Geist würde sich beynahe in jedes Verhältniß zu finden, und aus jeder Steppe Blumen zu locken verstanden haben; und so lebte sie denn wirklich schon mehrere Jahre in einer zwar kinderlosen, aber ruhigen Ehe mit ihm.

Der Schwager ihres Gemahls, Herr von Sohrau, war lange schon den Tod für's Vaterland gestorben; seine Frau war ihm in kurzer Zeit darauf gefolgt, und nur ein einziges Kind, ein Knabe von wenigen Jahren, blieb unter den Händen der Cameraden seines Vaters zurück, die sich des armen, niemand angehörigen Waisen annahmen. Ohne eigentliche Aufsicht, ohne Zucht und Bildung wuchs der Knabe kühn und unbän-

dig heran. Weldeck erlaubte nicht, den Nahmen seiner Schwester zu nennen; und es war eine von den mancherley trüben Stellen in Leonorens häuslicher Lage, so gar nichts für die unglücklichen Verwandten ihres Mannes thun zu können. Nach einigen Jahren kam das Regiment, bey welchem sich der kleine Gustav herumtrieb, in die Residenz, wo sein Oheim lebte. Die Offiziere erfuhren dieß; man erzählte es herum, und Jemand übernahm es als eine Pflicht der Menschlichkeit, mit dem Oheim von dem Sohne seiner Schwester zu sprechen.

Die Öffentlichkeit des Verhältnisses, die armselige Gestalt, unter der das Kind sich beym Regimente aufhielt, das laute Gerede der Stadt, die Äußerungen der Offiziere, alles das stürmte auf Ein Mahl auf ihn ein; er sah keine Möglichkeit mehr, sich länger einer von Natur und Ehre gebothenen Pflicht zu entziehen, und ließ den Knaben zu sich kommen. Bey seinem Anblicke erschrack er über diese Verwilderung, diesen Schmutz, diese Unart, und schon reute es ihn, sich auf irgend eine Art mit diesem widerlichen Kinde befaßt zu haben; aber er konnte nicht mehr zurück. Die Stadt wußte davon; er mußte etwas für seinen Neffen, für seine Familienehre thun. Er beschloß

also, ihn in das adelige Erziehungshaus zu bringen; aber das ging nicht so geschwind, und, da das Regiment wider alles Vermuthen plötzlich Befehl zum Aufbruch erhielt, blieb nichts übrig, als den Wildfang zu sich in's Haus zu nehmen.

Mit dem Einzuge des Knaben kam Unruhe und Störung in den stillen Haushalt, in welchem sonst alle Geschäfte und Genüsse wie an einem Schnürchen nach der Uhr abgelaufen waren. Es war eine andere Eintheilung der Zimmer nöthig. Herr von Veldeck hatte in dem großen Hause jedes Gemach schon längst zu einem gewissen Zwecke bestimmt. Seine Collectionen, seine mancherley Arbeiten, womit er jene und das ganze Haus immer in baulichem Stande erhielt, seine Schreinerey, seine Drechselbank hatten ihren unumgänglich nothwendigen Platz; und eben so wurde es in Ansehung aller andern häuslichen Verrichtungen gehalten. Es war daher sehr schwer, in vierzehn Zimmern einen Platz für den neuen Ankömmling zu finden. Aber Frau von Veldeck wußte Rath, und nach einigen Einwendungen ward endlich nicht bloß ein Zimmer für Gustav, sondern auch ein Stübchen daneben ausgemittelt, wo ein eigens für ihn angenommener vertrauter Bedienter schlafen, und über sein äußeres Betragen die Aufsicht

führen konnte. Doch das alles erklärte Herr von Veldeck bey jedem Fuß breit Terrain, das seine Frau für den Kleinen gewann, nur einstweilen, nur bis zu seiner Unterbringung in die Academie, wozu er sogleich die nöthigen Schritte thun wollte.

Frau von Veldeck hatte nichts dagegen — sie kannte ihren Gemahl. Die nöthigen Schritte erforderten Zeit, Gänge, Schreibereyen und allerley Umtrieb, wozu Herr von Veldeck, der keinen Beruf, aber eine Menge Geschäfte hatte, schwerlich Zeit fand. Ihr Herz hatte den Plan, ein armes, verlassenes, und ihrem Hause so nahes Wesen durch sorgfältige Leitung zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu bilden, mit Wärme ergriffen. Schon längst hatte sie sich ein solches Verhältniß gewünscht, da ihr das schönere Los, diese Pflicht an eigenen Kindern zu üben, versagt war. Sie glaubte, an dem vernachlässigten, dem Anscheine nach liederlichen Knaben gute Anlagen zu entdecken; sie fand, daß er vor jedem andern mit Recht Anspruch an die Liebe so naher Verwandten machen könne, und sie war entschlossen, sich diese Gelegenheit nicht, wie so manche frühere, durch Hindernisse und Einstreuungen aus den Händen winden zu lassen.

Gustav war also vorerst im Hause seiner Ver-

wandten. Die nöthigen Schritte wurden angefangen; aber Woche an Woche verging, und es war im Grunde nichts geschehen. Es wäre ohne Zweifel leicht gegangen, wenn jemand anders statt Herrn von Veldeck hätte handeln mögen. Indeß er aber von der Zeit, wo sein Neffe in der Akademie seyn würde, als von einer nahen Zukunft sprach, hatte seine Frau dafür gesorgt, daß wenigstens das Äußere des Knaben dem Oheim kein Anstoß mehr seyn konnte. Sein Geburtstag fiel in diese Zeit. Frau von Veldeck hatte mit Schneider und Friseur Rücksprache genommen; sie selbst hatte Hand angelegt und einen hübschen Glückwunsch aufgesetzt, den der Kleine auswendig lernen mußte — und am Morgen des festlichen Tages, auf dessen förmliche Feyer Herr von Veldeck sehr viel hielt, trat sie in einem sehr geschmackvollen Anzuge mit dem Knaben vor sein Bett. Veldeck wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. An der Hand der liebenswürdigen Frau, deren angenehme Züge Freude am Guten und mütterliche Freundlichkeit verklärten, stand ein schöner brauner Junge mit dunkeln Augen, die hinter dem reichen schwarzen Gelocke hervorblitzten, im eleganten Kleide, dunkelgrün mit Roth besetzt, das den kräftigen schlanken Wuchs des eilfjährigen Knaben vortheil-

haft zeigte. Dieser sagte nun mit natürlichem Anstand und schöner Stimme einen eben so herzlichen als ehrerbiethigen Glückwunsch her, und küßte darauf sehr artig dem Oheim die Hand. Und dieser schmucke Junge war sein Neffe! Der sah gar nicht übel aus! Den Neffen konnte man schon vor der Welt sehen lassen! Der Oheim lächelte beyfällig; er dankte freundlich seiner Frau und dem Knaben, und eine sanfte Erinnerung der erstern an diesen, immer dieses Morgens, und der Güte seines Oheims eingedenk zu seyn, erhob auch Gustav so sehr, daß er den ganzen Tag über in keine seiner Unarten fiel, und nach einem sehr vergnügten Tage, wo er den zahlreichen Gästen an der Mittagstafel und Abends beym Spiele mit Wohlgefallen als ein Glied der Familie vorgewiesen, und mit Liebe und Freundlichkeit aufgenommen wurde, kam sogleich das neue Kleid ohne Flecken und Riß in die Hände des Bedienten zurück.

Einige Zeit wirkten die Eindrücke dieses Tages in Gustav und dem Oheim noch. Es war keine Rede von der Akademie; die Tante wußte geschickt die gute Stimmung zu verlängern, und allerley Gedanken in ihrem Manne zu erregen. Es wurde ein Tanzmeister aufgenommen, weil Gustav's schöner Wuchs, seine Gewandtheit und Kühnheit im

Klettern und Springen diesem Unterrichte Ehre zu machen versprach. Zu dem Tanzmeister kam Fecht-, Musik- und Zeichenmeister; andere Lehrer hatte er ohnedieß. Seine Zeit war besetzt, sein Hang zur Ungebundenheit sehr beschränkt; seine Abneigung vor Sitzen und anhaltendem Fleiß sollte gewaltsam überwunden werden. Das ging sehr schwer, und außer dem Fecht- und Tanzmeister führten alle mehr oder minder schwere Klagen über seine Unfolgsamkeit, Zerstreuung und stürmische Wildheit. Die Beschwerden des Oheims fingen wieder an, mit ihnen das ewige Zurechtweisen, Tadeln, Strafen und Drohen. Die Tante schlug vor, ihn in die öffentliche Schule des Orts zu schicken; sie rechnete auf des Knaben Ehrgeiz. Der Oheim haßte den öffentlichen Unterricht, und zitterte davor, denn er war unter den Flügeln seiner Mutter aufgewachsen; aber Gustav wuchs heran, und wollte er ihm nicht einen eigenen Hofmeister halten — wozu er sich, als zu einer neuen Umwälzung seines Hauswesen, unmöglich entschließen konnte — so mußte er jenen Weg als den einzig übrigen einschlagen.

Leonore hatte richtig vorhergesehen. Beyspiel, Nacheiferung, selbst das freyere Herumtreiben unter Knaben seines Alters wirkten wohlthätig auf Gustav; er machte schnelle Fortschritte, und war

bald einer der Ersten in der Schule. Wenn auch zuweilen Klagen über manchen Streich seiner kindischen Laune oder Wildheit einliefen, so sprach doch immer das Zeugniß seiner Professoren bey dem Oheim zu seinem Vortheil, und mehr als alles das die Macht der Gewohnheit, indem nach Verlauf eines Jahres jede Spur der Neuheit verwischt, und Gustav als ein ergänzender Theil des Hauses betrachtet wurde.

Jahr an Jahr verging so. Gustav lernte alles leicht und schnell, was ihn freute, oder wozu ihn seine Kameraden anfeuerten; aber kein Tadeln und Schelten seines Oheims, keine Klagen seiner Lehrer brachten ihn dahin, etwas zu lernen, was ihm widrig war, oder gar unnöthig schien; ja, je bestimmter er dazu angehalten wurde, je ungeduldiger ertrug er den Zwang. Es fielen sehr stürmische, sehr unangenehme Auftritte zwischen ihm, seinen Meistern und seinem Oheim vor; und in einem derselben ging seine Wildheit so weit, daß er Bücher und Geräthschaften zum Fenster hinaus warf, und sich beynahe an dem Lehrer, einem pedantischen Manne, der ihn schimpflich behandelte, vergriffen hätte. Der Lehrer lief zum Oheim. Dieser wüthete; es fehlte wenig, daß Gustav auf der Stelle hätte aus dem Hause müssen. Die Tante ver-

mittelte dieß mühsam; aber sie konnte nicht hindern, daß der Oheim, und zwar durch den Bedienten, dem vierzehnjährigen Knaben eine Züchtigung ankündigen ließ, wie sie nur einem Kinde gebührte. Gustav hörte dieß und entfloh. Drey Tage vergingen, man fand ihn nirgends. Der Oheim sprach davon, wie froh er wäre, den Jungen los zu seyn, und stellte unter der Hand die emsigsten Nachforschungen an; denn ihm lag an der Ehre seiner Familie und dem Stadtgeschwätze. Leonore barg ihren tiefen Kummer nicht, sie erkannte nur zu wohl, wie manches Recht der Knabe für sich anführen konnte; sie durchschaute sein Herz, und das ihrige blutete bey dem Gedanken, was nun aus ihm geworden seyn möchte.

Acht Tage waren in höchster Spannung verflossen, als man, während Herr von Veldeck nicht zu Hause war, Leonoren meldete, ein Polizeybeamter wünschte sie allein zu sprechen. Eine schreckhafte Regung sagte ihr, daß es Gustav betreffe. Sie trat dem Fremden ängstlich entgegen. Der Knabe war gefunden; die Bezeichnungen, welche sein Oheim der Polizey mitgetheilt hatte, halfen dieser auf die Spur. Gestern hatte man ihn auf einem Dorfe, ein paar Meilen von der Residenz, entdeckt, wo er sich einem Bauer als Hirtenknabe

verdingen wollte. Nur mit Mühe und halb mit Gewalt hatte man ihn bewegen können, den ausgeschickten Leuten zu folgen; und nun war er im Hause eines von ihnen in einer Vorstadt. Frau von Veldeck ließ sogleich anspannen; der Polizeybeamte mußte sie begleiten. Mit heftiger Rührung trat sie in das Zimmer, und erblickte den schmerzlich Vermißten, der bey dem Klange ihrer Stimme in die Höhe fuhr, einige Schritte gegen sie that, dann plötzlich umwandte, und zur entgegen gesetzten Thüre hinaus entfliehen wollte. Dieses Zeichen von Abneigung, der Gedanke an Alles, was sie um des Knaben willen schon gelitten hatte, wirkten in diesem Augenblicke heftig auf ihr Gemüth, und sie brach in lautes Weinen aus. Gustav kehrte schnell um. Meine Tante! Meine liebe Tante! rief er, und lief auf sie zu: Warum weinen Sie? Doch nicht um mich? — Ach, um mich weint niemand! — mich liebt niemand!

Kind! Kind! rief Frau von Veldeck tief bewegt: Wie viel Angst und Sorge hast du uns gemacht! Gottlob, daß wir dich wieder haben! Bey diesen Worten schlang sie beyde Arme um ihn, und Gustav, überrascht und überwältigt von diesem Beweise ungehoffter Liebe, stürzte laut schluchzend zu ihren Füßen. Er konnte nicht reden; die Heftig-

keit seiner Empfindung verschlang jedes Wort, und Leonorens Thränen flossen stärker beym Anblicke dieser kindlichen Rührung. Als beyde sich gefaßt hatten, bath Frau von Veldeck, sie mit dem Knaben allein zu lassen; und nun stellte sie ihn ernst und liebevoll über sein Betragen zur Rede. Gustav erkannte seinen Fehler; aber er fühlte eben so bestimmt das Unrecht, das ihm widerfahren war, und äußerte entschieden seine Abneigung gegen seinen Oheim und seinen Entschluß, nie eine entehrende Strafe zu dulden, und lieber sein Brot mit harter Arbeit sich unter Fremden zu verdienen. Leonore erschrack innerlich über diese Festigkeit des Willens und das erklärte Mißverhältniß zwischen Oheim und Neffen; aber sie beruhigte diesen, versprach ihm ihren Schutz, ihre Verwendung, und sah mit Vergnügen, wie die Überzeugung von ihrem Wohlwollen den Knaben, der sich von niemand geliebt glaubte, mit unwiderstehlicher Gewalt an sie zog. Er versprach ihr, für sie alles zu thun, ihr in allem zu gehorchen; und so brachte sie ihn endlich dahin, mit ihr nach Hause zu fahren, wo sie ihm indeß befahl, sich still auf seinem Zimmer zu verhalten.

Sie selbst ging zu ihrem Gemahle. Sie brachte das Gespräch auf Gustav, sie sah mit Beruhigung

seine Angst um das Kind, sie vergrößerte sie durch die Schilderung der möglichen Gefahren, in die er gerathen könnte, sie ließ ihn fühlen, daß er dann alles seiner Härte und unzweckmäßigen Behandlung zuschreiben müßte, und nachdem sie ihn eine Weile mit diesen Vorstellungen geängstigt und alle Zuneigung, deren er fähig war, für den Knaben erregt hatte, ließ sie ihn errathen, daß er gefunden sey, und führte ihn endlich, nachdem er ihr hatte versprechen müssen, die angedrohte Strafe weder jetzt noch künftig zu vollziehen, und überhaupt den Knaben anständiger zu behandeln, in seine Arme.

Der Friede war gemacht. Beyde Parteyen wurden durch Leonorens Gegenwart und Einwirkung in den gehörigen Schranken gehalten, der Anlässe zum Zanken wurden weniger; theils legte Gustav seiner Tante zu lieb, die seit dem letzten Auftritte sein ganzes Zutrauen und seine innigste Liebe gewonnen hatte, manchen Fehler ab, theils entwickelte sich jetzt aus seinem Charakter ein bestimmtes, sicheres Betragen, das ihm von aller Welt, aber am meisten von seinem Oheim, unwillkührlich Achtung und eine gewisse Scheu erwarb. Er hatte mit fünfzehn Jahren nichts von dem läppischen oder ungeschickten Wesen anderer Knaben an sich; er war ein vollendeter Jüngling, gewandt

und kräftig in seinem Äußern wie in seinem Gemüthe. So wie dieß männliche Wesen dem Oheim auf einer Seite Achtung geboth, so schmeichelte es durch seinen innern Gehalt und die Lobsprüche, die der gesetzte junge Mensch von allen Seiten erhielt, seiner Eitelkeit, und milderte den Unwillen, mit dem er sonst seinen Neffen betrachtet hatte.

So standen die Sachen im Veldeck'schen Hause, als an dem Morgen jenes bösen Tages Gustav in eiliger Hast, um das Collegium nicht zu versäumen, durch den Saal stürmend, an die Terme gestoßen, und den Japanischen Topf herabgeworfen hatte, der seit gestern noch nicht befestigt worden war. Topf und Schrank waren indeß wieder hergestellt. Herr von Veldeck nahm seinen Hut, und ging nach seiner Gewohnheit um zehn Uhr aus, die Runde bey allen seinen Antiquitäten- und Naturalienhändlern zu machen, und zu sehen, ob es nichts Neues für ihn gebe. Während dieser Zeit kam Gustav nach Hause; sein erster Gang war, wie gewöhnlich, zu seiner Tante. Er hatte schon beym Eintritt in's Haus durch den Bedienten erfahren, was vorgegangen war; jetzt verkündigte ihm die Tante, nachdem sie ihm liebreich seine Unbesonnenheit verwiesen hatte, auf Befehl seines Oheims die angedrohte Strafe. Ein unendlich bitteres Gefühl

stieg in ihm empor, das endlich in Trotz überging. „Strafen! Nur immer strafen! Das ist alles, was der Oheim zu thun weiß. Meinetwegen! Er soll mich strafen; aber wenn er dem Canarienvogel was zu leid thut, so“ — er ballte die Faust. Leonore verwies ihm auch diese Heftigkeit, und schloß endlich damit, daß sie bereit sey, das theure Vermächtniß einer Freundinn wegzuschaffen, wenn es ihrem Gemahle lästig seyn sollte, daß sie aber auch eben so gewiß wüßte, er würde das nie von ihr fordern. Gustav sah sie zweifelhaft an, weder er noch sie glaubten an die Versicherung; aber sie schwiegen beyde, und Gustav ging auf sein Zimmer.

Gegen Mittag kam der Oheim nach Hause. Es war keine Rede, weder von dem Neffen noch von der Strafe; denn Veldeck hatte genug zu thun, um alle seine Raritäten, die er mitgebracht hatte, in Ordnung zu bringen. Seine Frau hoffte, die Freude hierüber würde seinen Unmuth gegen den Neffen gestillt haben; sie irrte, wie schon oft, wenn sie das Herz ihres Mannes nach dem ihrigen beurtheilte. Kaum erschien Gustav zu Tische, so ging die Predigt an. Des Fragens, des Dringens war kein Ende. Gustav sollte mit Gewalt zur Erkenntniß seiner großen Schuld gebracht werden; und er war sich nichts bewußt, als gestern seiner Tante, mit Gefahr seiner geraden Glieder, einen

großen Dienst erwiesen, und heute durch Unvorsichtigkeit einen kleinen Schaden angerichtet zu haben, für welchen er ohnedieß schon zwey Mahl recht gutmüthig um Vergebung gebethen hatte. Er vertheidigte sich erst gelassen, dann heftig, dann beißend; die Gemüther erhitzten sich. Leonore suchte vergebens, zu versöhnen, zu stillen. Herr von Veldeck wurde immer wüthender, Gustav immer trotziger; und endlich wurde diesem angekündigt, daß er sein Zimmer drey Tage hindurch, außer um in's Collegium zu gehen, nicht verlassen, nur zwey Gerichte zu Mittag, und nur Wasser zum Trinken erhalten sollte.

So behandelt man Kinder! rief der Jüngling erbittert, warf das Eßzeug hin, daß die Gläser klirrten, sprang auf, und schlug die Thüre schmetternd hinter sich zu.

Gottloser, ungerathener Bube! schrie Herr von Veldeck außer sich vor Zorn, und erhob das Messer, um es ihm nachzuwerfen. Leonore fiel ihm in den Arm. Nun wendete sich sein ganzer Zorn gegen sie. Ihr warf er vor, daß sie den Jungen verdorben habe; ihre Schuld sollten seine Unarten, sein Trotz seyn. Sie vertheidigte sich eine Weile mit Sanftmuth, und schwieg dann gänzlich. Dieß Schweigen brachte ihn noch mehr auf; er hielt es für Geringschätzung oder für Verstocktheit, und seine Aus-

drücke wurden immer beleidigender. Endlich stand sie auf und sagte: Herr von Veldeck! Wenn Sie ein Recht zu haben glauben, Ihren Neffen als ein Kind zu behandeln, so haben Sie doch sicher keines, Ihrer Gemahlinn unanständig zu begegnen. Ich fordere ein würdigeres Betragen, ich darf es fordern, und werde es zu erhalten wissen. Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer. Veldeck sah ihr verblüfft nach. Diese entschlossene Sprache hatte er noch nie von ihr gehört. Er ging ihr eine Weile darauf nach; sie hatte sich in ihr Cabinett eingeschlossen, und erschien nicht wieder bis zum Abendessen, wo Herr von Veldeck sich ganz artig betrug, und froh schien, daß der Scene von heute Mittag nicht erwähnt wurde.

Gustav kam dem Verbothe gemäß Abends nicht zu Tische, am nächsten Morgen nicht zum Frühstück, Mittags nicht zur Tafel. Sein Oheim genoß sichtbar seines oberherrlichen Triumphes. Er wurde sehr geschmälert, als der Bediente auf Befragen meldete, der junge Herr wäre zwar nirgends anders gewesen, aber auch nicht im Collegium; er habe sein Zimmer abgeschlossen, und die Speisen unangerührt zurück gesandt. Der Spitzbube! rief Herr von Veldeck entrüstet: Er trotzt mir noch! Er wird schon zahm werden, wenn er recht hungert.

Leonorens Herz war ergriffen. Eine Thräne trat in ihr Auge, ein Blick des Unwillens schoß auf ihren Gemahl; aber sie schwieg. Herrn von Veldecks Beredsamkeit ergoß sich nun aufs neue gegen seinen Neffen; aber er wagte es nicht, seiner Frau auch nur von fern etwas Unangenehmes zu sagen, und da sie auf keine Weise an der Ergießung seines Zornes Theil nahm, versiegte dieser endlich in sich selbst.

Sobald er fort und aus dem Hause war, eilte Leonore zu ihrem Neffen. Sie pochte; — keine Antwort. Sie rief; — auf den Klang ihrer Stimme öffnete sich sogleich die Thüre. Was treibst du für Dinge, Gustav! sagte sie. Willst du krank werden? Willst du zu allen meinen Kränkungen noch die hinzufügen, daß ich für dich zittern muß?

Er sah sie an; er sah ihr großes Auge, von einer Thräne feucht, sich zu ihm emporrichten. O meine Tante! Meine gütige, meine himmlische Tante! rief er, indem er ihre beyden Hände ergriff und an sein hochschlagendes Herz drückte: Ja, Sie lieben mich! Ihre schöne Seele verkennt mich nicht! Er ruhte lange mit dem Gesicht auf ihrer Hand.

Leonore war beynahe verlegen. Was soll das? sagte sie, und that, als wäre sie ungehalten, indem

sie ihm die Hand entzog: Du issest nichts, du wirst krank werden.

Sorgen Sie nicht, liebe Tante! Ich hungere nicht; dort steht noch mein Mahl.

Sie sah hin. Es waren gesottene Kartoffeln und Brot. Sie schüttelte den Kopf.

„Das sind kindische Einfälle, Trotz — und daß ich's nur sage, auch ein wenig Bosheit! — Warum willst du nicht ordentlich Gekochtes essen?“

Weil ich mir die Bissen nicht vorzählen lassen will, und — überhaupt, Tante! wenn Sie nicht wären — weil ich lieber von meinem Oheim gar nichts annehmen möchte.

„Das geht zu weit, Gustav! Dein Oheim ist doch dein Wohlthäter. Daß du so denkst, daß dieser Stolz in deiner Seele wohnt, daß du gelernt hast, seiner entbehren, verdankst du doch ihm, seiner Unterstützung —“

Ihnen! Ihnen! rief Gustav feurig: Niemand als Ihnen allein. Sie haben mich in diesem Hause erhalten, Sie haben mir die Wohlthaten meines Oheims verschafft; und wenn etwas Gutes in mir ist, so ist es wieder Ihr Werk, Ihr Beyspiel, der tägliche Anblick Ihrer Tugend, was den Funken in mich geworfen, oder den schlummernden geweckt

hat. Nur Sie, Sie allein sind es, der ich Alles verdanke, und o wie gern!

Er drückte bey diesen Worten ihre Hand aufs neue an seine Brust; sein dunkles Auge glänzte von einer Thräne, indem er es zum Himmel aufschlug, als bethete er für seine Tante. Leonore war außer aller Fassung; sie zog ihre Hand aus der seinigen: Du bist überspannt, Gustav! Es ist nicht so, wie du denkst; aber wenn du mir verpflichtet zu seyn glaubst, so thue mir den Gefallen, und iß ordentlich, ich werde dir die ganze Portion schicken.

Sie wollen es, Tante! — Ich gehorche. Aber sagen Sie dem Oheim, daß ich es auf Ihren Befehl thue.

Trotzkopf!

Ich lasse mich nicht von ihm mißhandeln.

Und dann — geh' auch ins Collegium!

Tante, liebe Tante! Ich bitte Sie, fordern Sie das nicht!

Und warum?

Soll ich dem Bedienten zum Gespötte werden, wenn er mich hin und her begleitet? Soll er mich beym Arme halten dürfen, wenn ich etwa Lust hätte, ein paar Straßen weiter zu gehen? Nein, Tante, aus gehe ich nicht, so lange mein Arrest

dauert. In der freyen Luft kann ich nicht athmen, ohne mich auch frey zu wissen.

Aber, Gustav! —

— Tante! Wenn Sie mich ein Bißchen lieben, so fordern Sie es nicht! Ich müßte es ja thun, wenn Sie es begehrten, und gewiß, es würde mich nicht zum bessern Menschen machen.

In Leonorens Auge schlich sich wieder eine Thräne bey Gustavs innig bittendem Tone. Sie schüttelte verlegen und unruhig den Kopf. Seltsamer Mensch! sagte sie endlich: Nun, so thue, was du glaubst thun zu dürfen; übermorgen ist ja ohnedieß alles vorbey.

Mit diesen Worten ging sie, in tiefe Gedanken versenkt, auf ihr Zimmer zurück, und setzte sich, über alle seltsamen Verhältnisse in ihrem Hause, und die unendliche Verschiedenheit zwischen Oheim und Neffen nachdenkend, am Kamine nieder, und bemerkte nicht, daß es ganz finster geworden war, bis die Kammerjungfer eintrat, und sie fragte, ob sie kein Licht bedürfe?

Es kam Besuch. Der Abend verging. Herr von Veldeck war sehr artig; man ging zum Souper. Leonore hatte darauf gedacht, ein paar vertraute Freunde zu bitten. Man fragte nach Gustav.

Er ist nicht ganz wohl, fiel Leonore ihrem

Manne schnell in's Wort, der im Begriff stand zu antworten. Sie sandte ihm von einigen leichten Gerichten. Der Bediente kam mit der Antwort zurück: der junge Herr lasse der Frau Tante die Hände küssen. Hat er wieder nichts gegessen? fragte Veldeck hastig. — „Alles, was ihm die gnädige Frau geschickt hat.“ Leonore erröthete unmerklich. — Er legt sich zum Ziel, fing Veldeck triumphirend an: Ja, ja, der Hunger ist ein trefflicher — Leonore fuhr schnell, mit einer Frage über einen politischen Gegenstand an den gegenüber sitzenden Gast, durch Rede und Concept; ihre Frage wurde erörtert, die Herren kamen in's Feuer, und Gustavs wurde mit keinem Worte mehr erwähnt.

Eben so ruhig verging der folgende Tag, und mit ihm Gustavs Strafzeit. Am dritten Tage trug Frau von Veldeck, ohne mit ihrem Manne darüber zu reden, beym Frühstück der Jungfer auf, den jungen Herrn herüber zu hohlen. Veldeck wollte sprechen. Der dritte Tag ist vorbey, sagte sie: Gustav hat die unwürdige Strafe mit Anstand getragen; jetzt ist's genug.

Veldeck verzog den Mund, aber er antwortete nicht. Der Neffe kam, küßte Oheim und Tante die Hand, und setzte sich nieder. Niemand sprach. Sobald er fertig war, eilte er in's Collegium.

Des vergangenen wurde nicht erwähnt, und dem Anscheine nach die Ruhe wieder hergestellt. Doch war im Ganzen wenig gebessert; der Zunder des Widerwillens glimmte im Neffen fort, und griff täglich weiter um sich.

Mehr als ein Jahr war noch darüber hin gegangen. Es kam nun darauf an, über Gustavs künftige Bestimmung zu entscheiden. Sein Wunsch war, entweder Kriegsdienste zu nehmen, oder sich der Landwirthschaft widmen zu dürfen; seines Oheims Neigung und Absicht ging von jeher auf eine Kanzleyanstellung. Diesen Weg sah er von den meisten seiner Bekannten einschlagen; er war so bequem, so vielfach betreten, daß ihm alles Andere wie ungeheuer und unthunlich vorkam. Hierüber entstanden nun große Zwistigkeiten, um so wichtiger, da der jetzige Gegenstand bedeutender war als die vorigen kindischen Anlässe, und Leonore glaubte bey einem Falle, wo es sich um das ganze Glück ihres Pflegesohns handelte, nicht bloß als Ruhestifterinn und Vermittlerinn dazwischen treten, sondern als eine Person, auf deren Meinung hier auch etwas ankäme, sich für Gustavs Wünsche entscheiden zu müssen. Der Krieg war erklärt, und ein unangenehmer Auftritt folgte auf den andern.

Um diese Zeit war in einer ziemlich entfernten

Stadt des Auslandes ein berühmter Gelehrter gestorben, dessen kostbare Sammlungen aller Art nach seinem Tode versteigert werden sollten. Gedruckte Kataloge wurden an alle Liebhaber und Kunsthändler gesandt; Herr von Veldeck erhielt ebenfalls einen, fand Sachen darin, die er längst zu besitzen gewünscht hatte, und entschloß sich, das erste Mahl in seinem Leben, zu einer Reise von mehr als fünfzig Meilen, und einer Abwesenheit von mehr als zwey Monathen. Leonore, deren Gesundheit durch die Verhältnisse der letzten Tage mannigfach gelitten hatte, sah nicht ungern einem Zeitpunct entgegen, der ihr etwas mehr Stille und Erhohlung versprach; und so wurden die Anstalten zur Abreise mit großer Emsigkeit und Pünctlichkeit betrieben.

Herr von Veldeck war eigen und fein. So lange seine Frau mit sanften Bitten versucht hatte, seine Beschlüsse zu ändern, hatte er ihr mit männlicher Festigkeit widerstanden; so wie sie anfing in bestimmterem Tone zu sprechen, war er still und nachgebend geworden, hatte aber seinen Hauptpunct darüber nicht aus den Augen verloren, und der war jetzt mehr als jemahls, baldige Entfernung des verhaßten Neffen aus seinem Hause, doch immer auf eine Art, wobey er weder den Tadel der Welt, noch viele Einwendungen von Seite

seiner Frau zu befürchten haben konnte. Er hatte nähmlich ganz in geheim seine Maßregeln getroffen, dieß Mahl keine nöthigen Schritte gescheut, und es endlich dahin gebracht, daß Gustav bey dem Professor ***, bey dem er Privatstunden nahm, und der den Jüngling immer mit ausgezeichnetem Wohlwollen behandelt hatte, Wohnung und Tisch erhalten sollte. Der Vorwand ließ sich hören. Es war stiller im Hause des Professors, der mit seiner alten Frau ganz eingezogen lebte. Gustav sollte zwey Jahrcurse in einem Jahre nehmen, um eher fertig zu seyn, und von dem Professor, der über politische Gegenstände las, recht zweckmäßig in das Heiligthum der Geschäfte eingeführt werden. Das alles war genau, vorsichtig und heimlich abgemacht und kein Laut darüber verloren worden, bis am Morgen der Abreise selbst, als der Wagen schon gepackt stand, und die Familie beym Frühstück beysammen war, Herr von Veldeck anfing, seine Absichten und Plane zu erklären, und Gustav ankündigte, daß er in acht Tagen das Haus seines neuen Wirthes beziehen sollte.

Leonore erblaßte. Gustav stand versteinert. Herr von Veldeck erhob sich ganz ruhig vom Kaffehtisch, um seinen Überrock zu nehmen. — Da fuhr

Gustav empor. Alles Blut schoß ihm in's Gesicht, und mit blitzenden Augen rief er: Nein Oheim! das thu' ich nicht!

Wie wäre das? fragte der Oheim gelassen, indem er sich umwandte: Du thust es nicht?

Nimmermehr!

Hast du denn etwas zu wollen oder nicht zu wollen?

Sie behandeln mich wie ein unmündiges Kind, das willenlos —

Ja, recht, willenlos, das sollst du auch seyn! antwortete Veldeck: Du bist mein Geschöpf. Alles, was du hast, weißt, hoffest, ist von mir; so thue ich mit dir, was ich für gut befinde, und nehme mir die Freyheit, dich nicht um deine Einwilligung zu fragen. Bey diesen Worten hatte er den Überrock vollends angezogen, und griff nach Reitgerte und Hut.

Herr Oheim! Ich erkenne Ihre Güte gegen mich, und habe sie stets erkannt; aber in dem Augenblick, wo Sie mir Ihre Wohlthaten vorwerfen, sind sie auch zernichtet, und ich stehe Ihnen frey und unabhängig gegenüber.

Gustav! sagte Frau von Veldeck bittend.

Frey? Unabhängig? fuhr Veldeck auf, indem er die vorgesetzte Rolle von ruhiger Gelassenheit

vergaß: Das sagst du, Bursche? Du bist unter meiner Bothmäßigkeit, und es steht bey mir —

Nichts steht bey Ihnen! rief Gustav mit funkelnden Augen: Ich entsage Ihren Wohlthaten — ich —

Gustav! rief Leonore: Um meinetwillen, mäßige dich!

Gustav sah die Todesbläße seiner Tante, ihr Zittern: — Tante! Um Ihretwillen leide ich Alles; aber Ihr Gemahl —

Wie, Bursche? schrie Veldeck: Bin ich nicht dein Oheim? deiner Mutter Bruder? —

Der meine Mutter im Elend umkommen ließ! rief Gustav — und mit diesem Worte war der letzte Damm der Scheu und Schonung zwischen ihnen zerrissen. Veldeck, außer sich vor Zorn, ergriff die Reitgerte und hob sie gegen den Neffen auf. Bey diesem Anblick verlor Gustav alle Besinnung. Blind vor Wuth riß er den Hirschfänger, der bey des Oheims Reisegeräth lag, aus der Scheide, und schrie mit fürchterlicher Stimme: Wenn Sie mich anrühren, Oheim, so ist es um Ihr Leben geschehen!

Der Oheim fuhr entsetzt zurück; Leonore warf sich zwischen die Ergrimmten und faßte Gustavs Arm. Er rang mit ihr. Der Oheim, sobald er sich

unterstützt sah, erhob aufs neue die Gerte; Gustav zuckte von neuem. Jetzt griff Leonore in höchster Angst in den Hirschfänger; Gustav zog ihn ihr aus der Hand — ein Strom von Blut schoß darnach. Leonore schrie, wankte; Gustav ließ das Jagdmesser fallen, umschloß mit einem Schrey des Schreckens die Sinkende, und hielt sie in dumpfer Betäubung.

Veldeck rief um Hülfe; er donnerte auf Gustav hinein. Dieser hörte ihn nicht; er wußte nichts, als daß Leonore ohnmächtig, und, durch seine Schuld verwundet, in seinen Armen lag. Sein Oheim hätte ihn schlagen können, wenn er noch den Muth dazu gehabt hätte, er würde es bewußtlos gelitten haben. Aber jetzt fing er heftig zu zittern an; Veldeck mußte hinzueilen, um ihm zu helfen. Sie brachten die Ohnmächtige auf das Bett, und in diesem Augenblicke stürzte Gustav ebenfalls ohne Besinnung zu Boden.

Herr von Veldeck war in der schrecklichsten Verlegenheit. Er, der nichts weniger ausstehen konnte, als Kranke in seinem Hause zu haben, weil die ganze Ordnung dadurch zerstört wurde, sah auf Ein Mahl seine Frau voll Blut, seinen Neffen leblos vor sich liegen. Er schellte, er rief das ganze Haus zusammen; es wurde geschrien, nach Arzt und Wund-

arzt geschickt, gegen einander gelaufen und nichts ausgerichtet. Der Wundarzt kam. Er erklärte Leonorens Wunde für unbedenklich, und ihre Ohnmacht für eine Wirkung des Schreckens. Den Neffen befahl er wegzubringen, um die Kranke nicht zu stören. In diesem Augenblicke schlug Leonore die Augen auf, sah Gustav bleich und ohne Leben in den Armen der Bedienten, rief seinen Nahmen mit einem lauten Schrey, und sank wieder ohnmächtig zurück.

Das war ein neuer Donnerschlag für ihren Mann, und eine neue Veranlassung, den Neffen, als die Ursache alles dieses Unglücks, zu verwünschen. Erst nach einer guten Weile gelang es, Leonoren wieder zu sich zu bringen. Ihre erste Frage war nach Gustav. Herr von Veldeck suchte sie zu beschwichtigen; aber sie ruhte nicht, bis hinüber geschickt und sie von Allem unterrichtet worden war. Er hatte sich erhohlt; sein Nahme, von ihrer Stimme gerufen, hatte ihm zuerst die Besinnung wieder gegeben. Seine erste Bewegung war, nach der Thüre zu eilen; man hielt ihn zurück. Herr von Veldeck hatte es ausdrücklich verbothen; und auch der Arzt, der Leonorens Gesundheit kannte, hatte die größte Ruhe und Stille empfohlen. So war denn für den ungestümen Gustav das strenge Verboth ausgespro-

chen, das Zimmer seiner Tante bis zu ihrer Wiederherstellung nicht wieder zu betreten.

Herr von Veldeck hatte sich ohnedieß laut verschworen, daß der gottlose Junge ihm nicht wieder vor die Augen kommen dürfe; und so fügte sich alles recht ordentlich, was er bey allem dem Lärmen und Schrecken für kein geringes Glück ansah. Seine Reise war nun auch gestört worden. Wenn er so spät am Tage abging, traf seine pünctliche Eintheilung wegen der Nachtlager und übrigen Stationen nicht mehr zu; und endlich wollte er doch auch die Frau, die um seinetwillen sich der Wuth des tollen Menschen entgegen gesetzt hatte, nicht also gleich verlassen. Es war ihm im höchsten Grade unangenehm; aber er ergab sich als ein vernünftiger Mann in das Unabänderliche. Die Postpferde wurden fortgeschickt und die Reise auf morgen angesetzt.

Gegen Abend wurde Frau von Veldeck sehr krank; der Schmerz der Wunde, der Schrecken des Auftritts, noch mehr aber die Aussicht auf die gedrohte Trennung von einem Gegenstande, an dem ihr Herz mit so lebhaftem Wohlwollen hing, griffen ihren Körper an. Es wurde freylich Gustavs nicht mehr erwähnt; aber ihre Thränen flossen unaufhörlich den ganzen Tag, und gegen Abend war ihr Zustand so viel schlimmer, daß Veldeck fürch-

tete, auch morgen noch nicht abreisen zu können, und in die übelste Laune gerieth. Seine Besorgniß war jedoch vergeblich gewesen. Leonore fiel gegen Morgen in einen ruhigen Schlaf, und erwachte merklich heiterer. Sie beredete nun ihren Mann selbst, seine Reise nicht mehr aufzuschieben. Er war innig froh, daß sich alles noch so leidlich geendet, reiste ab und ließ Leonoren mit ihren Sorgen und Empfindungen allein. Sie fragte einige Mahle nach Gustav; er war auf seinem Zimmer. Ihn rufen zu lassen, fühlte sie nicht Fassung genug. So verging der zweyte Tag. Die Kammerjungfer sollte in der Nacht bey ihr bleiben. Leonore schlief nicht viel; zuweilen schien es ihr in der tiefen Stille, die sie umgab, als hörte sie vernehmlich seufzen. Das Mädchen war eingeschlafen; wecken wollte sie sie nicht. Es blieb Alles beym Alten, und sie entschlummerte wieder. Gegen den Morgen erwachte sie abermahls. Jetzt glaubte sie ein leises, unterdrücktes Schluchzen zu hören; die Kammerjungfer war wach, und saß dicht an ihrem Bette.

Was ist das? sagte Leonore, indem sie sich aufrichtete: Hörst du nichts?

Ach! erwiederte diese: Schon lange, gnädige Frau! Ich schlafe schon seit einer Stunde nicht mehr.

Ich habe überall nachgesehen; es ist nichts zu finden. Wenn es nur kein Anzeichen ist! Der gnädige Herr —

Leonore mußte über die Einfalt des Mädchens lächeln; in ihrer Seele stiegen ganz andere Gedanken empor. Das leise Geräusch schien vom Vorsaale zu kommen. An diesen stießen die Bibliothek und die Kupferstichgallerie ihres Mannes, in denen niemand schlief; dann kam man in Gustav's Zimmer. Gern wäre sie selbst aufgestanden, um die Wahrheit zu ergründen; das durfte sie nicht, und dem Mädchen wollte sie ihr Geheimniß nicht Preis geben. Die Töne hatten sich ohnedieß, seit im Zimmer gesprochen wurde, nicht mehr hören lassen. So schwieg sie ganz; aber um ihren Schlaf war's geschehen, und in seltsamen, halb wehmüthigen, halb angenehmen Empfindungen, deren Grund sie sich selbst nicht zu enträthseln wußte, fand sie der anbrechende Tag.

Die Ärzte kamen. Sie waren mit dem Gange der Krankheit zufrieden; sie erlaubten Leonoren, das Bett zu verlassen, aber sie gebothen die äußerste Ruhe und Vermeidung jeder Gemüthsbewegung. Der Tag dünkte ihr unaussprechlich lang; sie hätte sich so gern vorlesen lassen. Besuche durfte sie nicht annehmen, und Gustav — Gustav, der so schön las, wagte sie nicht, rufen zu lassen. Die Nacht glich der vorigen; das Schluchzen, die Seufzer lie-

hen sich manches Mahl hören, und am Morgen trat mit den Ärzten zugleich der alte treue Martin in's Zimmer, und bath die Herren mit Thränen in den Augen, daß sie doch auch nach dem jungen Herrn sehen möchten: er sey recht krank, wäre drey Nächte nicht in's Bett gekommen, und habe fast keine Nahrung zu sich genommen. Er habe es schon gestern melden wollen; allein der junge Herr habe ihn inständig gebethen, es zu unterlassen. Heute aber sähe er so sterbend aus, daß er nicht länger schweigen könnte. Leonore fing an zu zittern, und ihre Thränen brachen hervor. Er soll den Augenblick herüber kommen, rief sie: Ich muß wissen, was geschehen ist. Die Ärzte widerriethen es ihr, und gingen hinüber. Leonore erwartete mit großer Bangigkeit ihre Zurückkunft. Sie kamen; sie hatten Gustav in heftiger Bewegung gefunden, mit starkem Fieber und Kopfschmerzen. Sie erklärten, daß sie noch gar nichts entscheiden könnten; man müsse abwarten, welchen Gang die Krankheit nehmen würde. Indeß verordneten sie etwas Leichtes. Sobald sie fort waren, kleidete sich Leonore schnell an, setzte sich auf ihr Canapeh, um Gustav zu überzeugen, daß sie nicht mehr krank wäre, und ließ ihn rufen.

Er trat ein. Schmerz, Überraschung, Freude hemmten beyder Stimme. Jedes erschrack über des Andern

Aussehen. Gustav machte ein paar Schritte rückwärts, und stürzte auf ein Knie, indem er das Gesicht in beyde Hände barg und so ohne Bewegung liegen blieb. Leonore rief ihn mit sanfter Stimme beym Nahmen; er regte sich nicht — sie rief noch ein Mahl, sie sah ihn an — seine Brust flog, und eine Art von Fieberschauer schüttelte seine Glieder. So matt sie sich fühlte, raffte sie sich doch auf, um ihm beyzuspringen; er blickte empor, er sah sie mit wankenden Tritten auf ihn zueilen, sprang auf, um sie zu halten, und sie sank laut weinend in seine Arme. Jetzt stürzten auch seine Thränen, und in ihnen fanden beyde Erleichterung und einige Fassung wieder. Gustav leitete seine Tante besorgt wieder auf ihren Sitz zurück, kniete dann noch ein Mahl vor ihr nieder, und fing an sich seiner Schuld mit so viel Zerknirschung und Reue anzuklagen, daß Leonore noch tiefer dadurch gerührt wurde, als durch alles Vorhergegangene.

Sie hatte ihm längst vergeben. Sie sagte es ihm; aber sie mußte das Wort der Verzeihung feyerlich aussprechen, und so that sie es denn mit nassem Blicke zum Himmel und mit einer Bitte um Segen für ihren Sohn.

Mutter! Mutter! rief Gustav in diesem Augenblicke: Ja, lassen Sie mir diesen Nahmen, der alles in sich schließt, was ich Theures auf Erden meine!

Sie legte die Hand auf seine Schulter. — Wohl denn, sagte sie: So sey mein Sohn! Und ich betheure dir hier vor Gott, daß ich dich wie eine Mutter lieben und für dich sorgen will!

Und nun, Mutter! Nun hören Sie mich, was ich noch zu sagen, zu bitten habe! Ich habe unverzeihlich gegen meinen Oheim gefehlt, der, er mag nun seinerseits versehen haben, was er wolle, doch immer mein Wohlthäter, der Bruder meiner Mutter bleibt. Das erkenne ich, und bitte Sie, ihm zu schreiben, daß ich es erkenne. Ich will es bey keiner unfruchtbaren Reue bewenden lassen; ich will mich bessern, ich will diese ungestümen Leidenschaften bekämpfen und mich jeder Strafe unterwerfen. Er soll sie mir auflegen — jede, auch die härteste, die entehrendste — — ich werde sie dulden, ich werde denken, sie kommt von Vaters Hand, und schändet nicht. Aber — Mutter! Mutter! Er soll mich nur nicht aus dem Hause entfernen, er soll mich nicht von Ihnen trennen! Ach, ich kann nicht leben ohne Sie!

Bey diesen Worten flossen seine Thränen auf's Neue; er legte das Gesicht in seine Hände und schluchzte laut. Leonore erschrack vor der Heftigkeit dieser Bewegung; sie erschrack vor den letzten Äußerungen des jungen Menschen, vor diesem unverhehlten Schmerz, den ein antwortendes Gefühl in ihrem

Innern sie so gut verstehen und deuten lehrte. Ein jäher Blitz erhellte die Tiefe beyder Herzen vor ihr; aber zu weich gestimmt durch alles, was vorher gegangen war, oder zu erschöpft von ihren Leiden, fand sie nicht die Kraft, jetzt schon gegen sich und ihn zu kämpfen.

Gustav erhob sich wieder: Mutter! Mutter! Wollen Sie das dem Oheim schreiben?

Recht gern, mein Kind! erwiederte Leonore, indem sie sich zu fassen suchte.

Wollen Sie ihm Alles erklären? Ach, er soll mich nur nicht verstoßen! Es ist mein Tod, wenn ich von Ihnen muß.

Du bist zu bewegt, lieber Gustav! und auch ich bin noch zu sehr erschüttert, als daß wir über einen so wichtigen Gegenstand mit der gehörigen Fassung sprechen könnten. Setze dich hierher zu mir, laß uns beyde erst ruhiger werden; dann wollen wir alles reiflich mit einander überlegen. Gustav gehorchte. Mit welcher Wonne nahm er den Platz neben seiner Tante ein, den er seit drey schmerzlichen Tagen durch sein Vergehen auf immer verwirkt zu haben glaubte. Er hielt ihre Hand unablässig in der seinigen, sein Auge hing an dem ihrigen, er suchte jeden Wunsch, jedes Bedürfniß, das ihre Lage fordern konnte, ihr abzuspähen; er brachte ihr die Arzney, er

reichte ihr alles, was ihre wunde Hand noch nicht zu fassen erlaubte, und war so glücklich seit der erhaltenen Verzeihung, als er nie geglaubt hatte, daß ein Mensch es werden könnte.

Die Tante erfuhr nun im Gespräche, daß Gustav wirklich die zwey letzten Nächte im Vorsaal auf der Erde liegend zugebracht, daß das Schluchzen und Seufzen seine Stimme gewesen, und er keine Ruhe gefunden, so lange er sie in Gefahr, und in Gefahr durch seine Schuld glaubte. Sie machte ihm liebreiche Vorwürfe über dieses unüberlegte Betragen; sie drang in ihn, der Ordnung gemäß zu leben; er sollte, da er doch eigentlich auch nicht wohl sey, zu Hause bleiben, ihr Krankenmahl mit ihr theilen, seine Gesundheit auf jede Art schonen, um ihr nicht neue Schrecken und Sorgen zu machen. Gustav versprach alles. Ach, durfte er doch den ganzen Tag um seine Tante seyn, ihr vorlesen, mit ihr schwatzen, was ihm sein volles Herz eingab, ihr jeden Gedanken, jede Regung seiner offenen Seele gestehen, und mit ihr Plane und Hoffnungen für seine Zukunft entwerfen!

Es war die schönste Zeit in Leonorens trübem, farbenlosen Leben. Die zärtliche Sorgfalt eines ihr ganz ergebenen Herzens that ihr um so mehr wohl, je weniger sie daran gewöhnt war, und in dem warmen Strahl treuer Liebe richtete sich ihr ge-

drücktes Wesen auf. Die reine Seele des Jünglings entfaltete sich mit jedem Tage liebenswürdiger vor ihr, und sie lernte erst jetzt den ganzen Reichthum dieses Herzens kennen, in dem sie unumschränkt herrschte, und die Stärke einer Leidenschaft, die Gustav nicht zu verbergen dachte, da er sie für nichts als kindliche Anhänglichkeit und Dankbarkeit hielt.

Leonore sah tiefer und schärfer — ihr eigenes Gefühl gab ihr den Schlüssel zu Gustavs Empfindungen. Mit Entsetzen entdeckte sie die Gewalt einer Neigung in ihrer Brust, die sie ebenfalls, durch Gewohnheit und Umstände getäuscht, für weit ruhiger und unschuldiger gehalten hatte. Auf ihr, der Älteren, der Erfahrneren, lag nun die Pflicht, der erkannten Nothwendigkeit gemäß zu handeln. Gustav durfte vor allem nie über die Natur seiner Empfindungen aufgeklärt, der wohlthätige Schleyer ja nicht zerrissen werden, der allein es möglich machte, diesen Gefühlen noch eine andere, minder gefährliche Richtung zu geben.

Es stand ihr ein harter Kampf bevor. Sie täuschte sich nicht über die Schwierigkeit desselben; aber sie erkannte eben so deutlich, daß das Glück des Jünglings, den sie über alles liebte, von der geschickten Fü[illegible]g desselben abhing, und so war sie zu jeder [illegible]g bereit.

Gustavs Entfernung, welche ihr Mann beschlossen, und die sie so tief betrübt hatte, wurde bald als das wirksamste Mittel von ihr erkannt, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Wie weh es ihr thun würde, die seit langen Jahren an seinen stäten Umgang gewöhnt war, durfte in keine Betrachtung kommen; sie mußte nur dahin sehen, ihm den Grund, der sie so zu handeln bewog, zu verbergen, und ihm die Trennung selbst, wenn nicht wünschenswerth, doch nothwendig erscheinen zu machen. Seine längst genährte Neigung zum Kriegsdienst kam ihr zu Statten; ihres Mannes Widerwillen gegen diesen Beruf hoffte sie bey seiner jetzigen Stimmung gegen den Neffen durch die Betrachtung zu entkräften, daß nur auf diese Art ein verhaßter Gegenstand, mit dem er, nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen war, wohl nicht gern mehr in Berührung kommen würde, für immer nicht bloß aus seinem Hause, sondern auch aus seiner Nähe entfernt werden könnte.

Ein Umstand erleichterte die Ausführung ihres Vorhabens. Ihr Bruder, der General, traf um diese Zeit in Geschäften in der Residenz ein, und stieg bey seiner Schwester ab. Leonore sah diesen Besuch, außer der Freude, die er ihrem Schwesterherzen gab, als eine besondere Gunst des Himmels an. Der General gewann den kräftigen, offenen Jüngling bald

lieb, so wie dieser sich mit kindlicher Achtung und Bewunderung an den erprobten tapfern Krieger anschloß, der mit allen Eigenschaften seines strengen Standes eine schöne Weichheit und Milde des Herzens verband. Niemand war geeigneter, als er, Gustav das Bild seines künftigen Berufs in dem schönsten Lichte zu zeigen. Leonorens Aufmunterungen trugen das ihrige bey. Die Vorstellung eines freyen, selbstthätigen Lebens, eines kräftigen Wirkens für das Vaterland beym nahen Ausbruch des Krieges erhöhte seine Einbildungskraft. Leonore leitete alles geschickt ein. Der General versprach, Gustav bey seiner Brigade anzustellen; er schrieb selbst an Veldeck, der vor dem festen Sinn seines Schwagers, wie vor dessen bekreuzter Brust immer viel Respect gehabt hatte, und bath sich den jungen Menschen, gleichsam als ein Geschenk, als einen Beweis ihrer alten Freundschaft aus. Leonore ließ ihren Mann eine ungestörte ruhige Zukunft in seinem Hause, wo Alles wieder still auf dem alten Fuße eingerichtet seyn würde, und den Vortheil erblicken, daß er den gehaßten Neffen nie wieder zu sehen, sich nie um ihn zu bekümmern brauchen werde, indem der General versprochen habe, als Vater für ihn zu sorgen. — Was blieb Veldeck übrig? Ehre, Bequemlichkeit, Schen und Liebe zum Frieden vereinigten sich, seinen Wi-

derwillen gegen die Wahl eines Standes zu bekämpfen, den er sonst als den Störer alles häuslichen und bürgerlichen Glücks betrachtet hatte; er gab denn seine Einwilligung, und Gustav war Offizier.

In dem Augenblick, wo der General es ihm vor Leonoren verkündigte, wo so lange genährte Wünsche erfüllt, so mühsam angelegte Plane gereift waren — in diesem Augenblicke fiel auf beyder Herzen mit Centnerlast der Gedanke der Trennung. Gustav erbleichte; Leonore fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Bey ihm hielt Ehrgefühl und Freude an seinem Berufe dem ausbrechenden Schmerze das Gleichgewicht. Leonoren ward es nicht so gut; sie sah nur die ganze Größe ihres Verlusts, die ganze Leerheit ihrer einsamen Zukunft, und fand keinen Ersatz, als in ihrem Bewußtseyn. Doch was so schön begonnen worden war, mußte auch standhaft durchgeführt werden. Sie gab sich Mühe, sich über das Gelingen ihres wohlberechneten Planes, über Gustavs Glück zu freuen; sie beschäftigte sich angelegentlich mit seiner Equipirung, vermied jedes erweichende Gespräch, und so viel wie möglich jedes Alleinseyn mit dem allzugeliebten Gegenstande. So mußte auch er seinen Schmerz niederkämpfen, und nur auf die glänzende Seite seines Schicksals sehen.

Der Tag der Abreise kam. Die Gegenwart des

Generals, der Gustav sogleich mit sich nahm, legte beyder Gefühlen eine Art von heilsamen Zwang auf. Jedes scheute sich, einer Empfindung freyen Lauf zu lassen, die es nicht zu nennen wagte, und sie zu verrathen fürchtete. So trennten sie sich schwer, mit unendlichem Schmerz, obwohl mit leidlicher Fassung. Als Gustav fort war, brach Leonorens mühsam gehaltene Kraft zusammen; sie erlag unter ihren Leiden. Einsam wie ein Grab dünkte sie ihr Haus; jeder Gegenstand, jedes häusliche Geschäft, jede Stunde, welche sonst ein angenehmes Wiedersehen herbeygeführt hatte, zerriß jetzt ihr Herz. Ein Brief von ihrem Manne, der ihr seine nahe Ankunft verkündigte, und ihr eine Menge Aufträge und Geschäfte gab, zwang sie zuerst, sich zu überwinden, und both ihr durch die Beschäftigung eine wo nicht angenehme, doch wohlthätige Zerstreuung dar.

Herr von Veldeck langte an. Er hatte eine Menge schöner Sachen gekauft, noch mehrere bestellt, die nachkommen sollten; er fand sein Haus von dem unwillkommenen Gaste leer, und so ging es nun mit frischem Muthe und rastloser Emsigkeit an ein neues Eintheilen und Einrichten der Zimmer; und vier Wochen unermüdeter Thätigkeit waren verflossen, ehe alles genau in dem Stande war, wie Veldeck es gewünscht und angegeben hatte. Endlich war die große

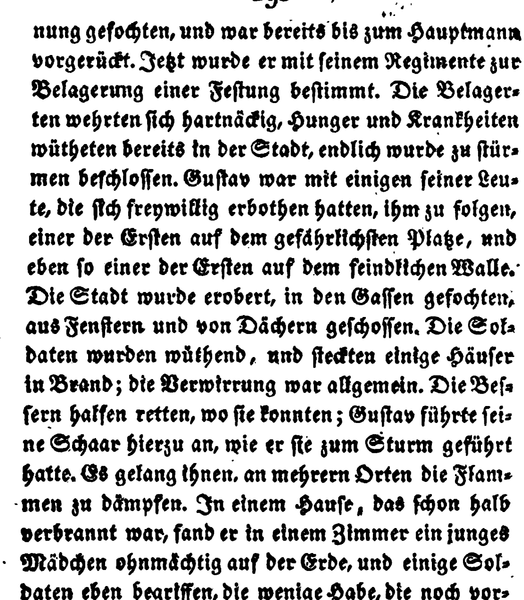
Arbeit geschehen, und so wehe es Leonoren gethan hatte, Gustavs Zimmer und alle die theuern Erinnerungen durch eine ganz neue Eintheilung völlig zerstört zu sehen, so viele Thränen heimlich bey jedem Stücke flossen, das ihm gehört, das er gebraucht hatte, und das nun seinen Platz verlieren sollte: so mußte sie sich doch gestehen, daß eben dieß Verlöschen seiner gefährlichen Spuren nützlich, daß es heilsam sey. Alles, was sie sich erlaubte, war, seinen Schreibtisch und einige Kleinigkeiten, die er öfters gebraucht hatte, unter dem Vorwande größerer Bequemlichkeit in ihr Zimmer zu stellen. Hier umgab sie sich mit diesen theuern Erinnerungen, und überließ sich übrigens dem Zuge der häuslichen Ordnung, wie ihr Mann sie einzurichten für gut fand.

Sie durfte es nicht bereuen. Veldecks dankbare Achtung lohnte sie dafür. Er hatte ihre muthige Aufopferung nicht vergessen; und aus dem Blute, das sie für ihn vergossen, waren Blumen, wo nicht des Glückes, doch der häuslichen Zufriedenheit für sie aufgesproßt. Er behandelte sie seit seiner Zurückkunft mit mehr Achtung; er ordnete sogar zuweilen seine Liebhabereyen ihren Wünschen unter, und in ihrer stillen Seele verbreitete sich der innere Trost erfüllter Pflicht und höherer Friede, wenn sie gedachte, daß ihre standhafte Selbstüberwindung das künftige

Glück des geliebten Jünglings und die Zufriedenheit ihres Mannes gegründet habe und erhalte.

Monathe reiheten sich an Monathe; ein ganzes Jahr und noch ein zweytes waren vergangen. Gustavs Briefe, die sehr fleißig kamen, und sie im Anfange mit zerreißendem Schmerz erfüllt hatten, wenn sie an den Abstand des todten Buchstabens gegen den lebendigen Umgang dachte, waren jetzt ihr einziges Glück, das einzige, was ihr von den höhern Freuden übrig blieb, denen sie freywillig entsagt, und die sie sich in ihrem künftigen Leben nie wieder versprechen durfte. Gustav zeichnete sich in seiner neuen Laufbahn aus; des Generals vortheilhafte Zeugnisse gewannen ihm sogar einen Theil der Gunst seines Oheims, die er anwesend wohl nie erhalten haben würde, und er söhnte sich nach und nach mit dem Gedanken aus, einen Soldaten zum Neffen zu haben, besonders nachdem Leonore ihn dahin gebracht hatte, selbst auszusprechen, daß Gustav keineswegs sein ganzes Leben dem Militär weihen, sondern daß, wenn sein wildes Gemüth erst eine Weile sich unter seinen Cameraden und den Beschwerden seiner Lebensart abgestoßen haben würde, auf eine andere Art für ihn gesorgt werden sollte.

Aber nun sollten auch ängstlichere Stunden kommen. Gustav hatte bisher mit Ruhm und Auszeich-



nung gefochten, und war bereits bis zum Hauptmann vorgerückt. Jetzt wurde er mit seinem Regimente zur Belagerung einer Festung bestimmt. Die Belagerten wehrten sich hartnäckig, Hunger und Krankheiten wütheten bereits in der Stadt, endlich wurde zu stürmen beschlossen. Gustav war mit einigen seiner Leute, die sich freywillig erbothen hatten, ihm zu folgen, einer der Ersten auf dem gefährlichsten Platze, und eben so einer der Ersten auf dem feindlichen Walle. Die Stadt wurde erobert, in den Gassen gefochten, aus Fenstern und von Dächern geschossen. Die Soldaten wurden wüthend, und steckten einige Häuser in Brand; die Verwirrung war allgemein. Die Bessern halfen retten, wo sie konnten; Gustav führte seine Schaar hierzu an, wie er sie zum Sturm geführt hatte. Es gelang ihnen an mehrern Orten die Flammen zu dämpfen. In einem Hause, das schon halb verbrannt war, fand er in einem Zimmer ein junges Mädchen ohnmächtig auf der Erde, und einige Soldaten eben begriffen, die wenige Habe, die noch vorhanden war, zu plündern. Er vertrieb die Soldaten, hob das Mädchen auf, und brachte sie an einen sichern Ort, wo er sie der Pflege einer guten und ebenfalls von ihm geretteten Familie übergab.

Gegen Abend, nachdem Ruhe und Ordnung möglichst wieder hergestellt waren, suchte er das junge

Frauenzimmer auf. Er fand sie zwar von ihrer Betäubung erhohlt, aber in der größten Verzweiflung über ihren Vater, von dessen Schicksale sie nichts wußte, seit er sie in dem schon brennenden Hause verlassen hatte, um Anstalten zum Löschen zu treffen. Gustav eilte sogleich auf die Brandstätte; er fand keine Spur, und nach allen Nachrichten, die er sich an der Stelle selbst und von den Nachbarn verschaffen konnte, war der Vater entweder verbrannt oder unter den einstürzenden Mauern begraben. Selbst trostlos kehrte er zu der Tochter zurück, und suchte so viel Balsam und Hoffnung, als ihm möglich war, in seine Bothschaft zu legen. Er versprach ihr, am folgenden Morgen seine Nachforschungen von Neuem anzustellen, und er hielt Wort. Der helle Tag gab jetzt eine Gewißheit, die man den Abend vorher nicht hatte erlangen können. Man fand den Leichnam des Vaters unter den Trümmern; und Gustav fühlte sich doppelt verpflichtet, für das Mädchen zu sorgen, die, wie sie sagte, in der ganzen Stadt Niemand hatte, dem sie eigentlich angehörte, indem sie mit ihrem lange verwitweten Vater sich erst vor einem halben Jahre hier niedergelassen hatte.

So schonend er nur immer vermochte, machte er Franzisken — so hieß das Mädchen — nach und nach mit ihrem ganzen Unglücke bekannt; und es war ihm

äußerst erwünscht, als er am folgenden Tage vernahm, daß sein Regiment sich noch eine Weile in der Gegend aufhalten würde. Er wendete diese Zeit an, um die liebenswürdige Unglückliche zu trösten, zu beruhigen, und mit ihr gemeinschaftlich einen Plan für ihr künftiges Leben zu entwerfen.

Franziskas Herz schloß sich ohne Rückhalt ihrem edlen Retter auf, der ihr nicht bloß das Leben erhalten hatte, der auch jetzt noch fortfuhr, mit brüderlicher Sorgfalt über sie zu wachen; und auch er fand keine Ursache, vor dem sehr gebildeten und wohlerzogenen Mädchen ein Geheimniß aus seiner Lage zu machen. So waren beyde bald bekannt, und von ihren gegenseitigen Verhältnissen unterrichtet. Gustav trug Franzisken an, sie zu seiner Tante zu bringen, von der er ihr mit schwärmerischer Ergießung schon so viel erzählt hatte. Sie erkannte den hohen Werth dieses Anerbiethens, sie dankte ihm mit Rührung für eine Sorgfalt, in der sie den ganzen Umfang seines Wohlwollens gegen sie einsah; aber sie zog vor, sich zu einer bejahrten Verwandten zu begeben, die nicht sehr fern von dem jetzigen Orte ihres Aufenthalts lebte. Gustav machte ihr einige Vorstellungen über die mögliche Gefahr, auch in diesem zweyten Wohnplatze ähnliche Schrecken zu

erleben, wie in ihrem gegenwärtigen, indem die Stadt, wo ihre Verwandte sich befand, nicht weit von dem Schauplatze des Krieges entfernt lag; aber Franziska bestand auf ihrem Vorsatze, und so erhielt Gustav nichts weiter von ihr, als die Erlaubniß, sie selbst dahin begleiten zu dürfen, und das Versprechen, nicht eher zu reisen, bis ihm seine Geschäfte diese angenehme Pflicht erlaubten.

Das alles schrieb Gustav seiner Tante mit der Freymüthigkeit, mit der Umständlichkeit, womit er ihr in frühern Zeiten jedes kleine Ereigniß, ja oft jede Regung seines Herzens erzählt hatte, ohne an etwas zu denken, ohne zu ahnen, was er that.

Leonore las den Brief durch — sie hielt ihn lange gedankenvoll in der Hand. Eine fremde, dunkle Zukunft bewegte sich vor ihrem Blicke in unentwickelten Gestalten. Gustav schien nun in ein Verhältniß gekommen, wohin ihre Vernunft, wenn sie sonst über sein Schicksal nachgedacht hatte, ihn oft zu führen wünschte. Es war ihr, als sollte sie sich freuen, und dennoch breitete sich je mehr und mehr ein tiefer nagender Schmerz in ihrem Innern aus. Sie legte den Brief aus der Hand, verfiel in Nachdenken, suchte mit sich selbst eins zu werden, und empfand nur desto schmerzlicher den

Zwiespalt zwischen den Wünschen ihres Herzens und ihrer Vernunft.

Am andern Morgen beantwortete sie Gustavs Brief kürzer, als sie sonst wohl gepflegt hatte, und schrieb dafür einen desto ausführlichern an ihren Bruder, worin sie ihn bath, sich genauer um das Mädchen zu erkundigen; und seine väterliche Sorgfalt in diesem bedeutenden Augenblicke zu verdoppeln.

Bis jetzt hatten Gustavs Briefe, außer den Nachrichten von seinen kleinen Kriegsvorfällen, nichts als Klagen über eine schönere Vergangenheit und sehnsüchtige Wünsche enthalten, endlich seine geliebte Tante, seine Mutter wieder zu sehen. Noch immer behauptete ihr Andenken die erste Stelle in seinem Herzen, wie in seinen Briefen; aber Franziska hatte doch auch ein Plätzchen in beyden, und er fand immer so viel zu erzählen, so manches Gute und Schöne an ihr zu bemerken, wenn er sie, so oft es seine Pflicht erlaubte, bey ihrer Verwandten sah und sprach, daß Leonore keine Frau, und keine liebende Frau hätte seyn müssen, um sich nicht an den Fingern herrechnen zu können, wie das alles nun kommen würde, kommen müsse.

Es that ihr sehr weh. Der schönste Trost ihres

freudelosen Lebens, das Bild des geliebten Jünglings, der nur für sie lebte, wie sie nur für ihn, hatte von seinem blendenden Schimmer verloren, der ihr zu allen Entsagungen und Opfern bisher Kraft gegeben hatte.

Sie schalt diese eigensüchtige Schwäche, sie begann den Kampf mit ihrem Herzen; und endlich ging der siegreiche Entschluß hervor, nichts als Mutter seyn zu wollen, und ihren Gustav darum nicht minder zu lieben, nicht minder alles, was sie vermochte, für ihn zu thun, wenn er auch künftig eine andere mit eben der Leidenschaft umfassen würde, die zuerst Gewohnheit und Umstände auf seine Tante geleitet hatten. Sie schrieb daher noch ein Mahl an ihren Bruder; sie zog genaue Nachrichten über Franzisken ein. Alles, was sie hörte, bestätigte Gustavs erste Ansicht. Franziska war in jedem Betrachte seiner werth, ihres Vaters Andenken lebte achtungsvoll in den Herzen seiner Mitbürger. Franziska theilte diesen schönen Ruhm, und selbst in Rücksicht der äußern Umstände blieb Leonoren nichts zu wünschen übrig; denn Franziska's Vermögen war auch nach dem Unglücke, das sie getroffen hatte, noch beträchtlich zu nennen. Nun machte Franziska und ihr Verhältniß zu Gustav auch den hauptsächlichsten Inhalt von Leonorens Briefen an ihren Pflegesohn

aus, und sie nahm sich vor, diese Sache, so sehr sie es vermöchte, zu befördern.

Um diese Zeit fing Herr von Veldeck an zu kränkeln. Sein noch jugendliches Alter, seine bis jetzt feste Gesundheit, noch mehr aber sein Hang zu immerwährender Geschäftigkeit machte, daß er diese kleinen Störungen für unbedeutend hielt, und sich durchaus weigerte, einen Arzt zu befragen. Doch sein Zustand verschlimmerte sich sichtlich, und Leonore drang in ihn, Hülfe zu suchen. Der Arzt wurde endlich gerufen; er fand die Sache nicht so unbedeutend, er sprach von Bedenklichkeit, von einer langwierigen Cur. Veldeck lachte noch immer ungläubig, bis er, von Woche zu Woche schwächer und kränker, bald nicht mehr sein Haus und endlich nicht mehr sein Bette verlassen konnte. Dennoch schmeichelte er sich stets mit schönen Hoffnungen, und entwarf eine Menge Plane für den kommenden Frühling, die Leonore mit wehmüthigem Mitleid erfüllten. Sie pflegte ihn unermüdet; sie trug geduldig seine mannigfachen Launen, und setzte ihre Gesundheit aufs Spiel, um ihm Erleichterung und die wenigen Freuden zu verschaffen, deren er noch genießen konnte.

Es gelang ihren Bemühungen, das Leben ihres Gatten zu verlängern und seine letzten Tage zu verschönern; ihn zu retten vermochte sie nicht. Es war

jetzt weder möglich noch räthlich, ihm seinen Zustand zu verbergen, und er nahm die Kenntniß davon mit Schrecken und Entsetzen auf; doch faßte er sich nach einigen Stunden wieder so weit, daß er Ordnung in seinen Geschäften und mit seiner Zukunft zu machen verlangte, und Leonoren auftrug, seinem Neffen zu schreiben, auf den er jetzt recht stolz war, und den er vor seinem Ende noch zu sehen wünschte.

Gustav erschrack über die Nachricht von seines Oheims nahen Tode, und erhielt vom General leicht die Erlaubniß, auf einige Tage das Regiment zu verlassen. Er flog nach der Residenz. — Leonore empfing ihn bey seiner Ankunft. Sie hatte sich bemüht, gelassen und bloß als Mutter zu erscheinen. Gustavs ungestüme Freude, das sprachlose Entzücken, mit dem er in ihre Arme, zu ihren Füßen stürzte, rissen auch sie dahin. Sie schloß ihn heftig weinend an die Brust. Seit mehr als drey Jahren war dieß der erste schöne Augenblick — sie sah ihn wieder gesund, blühend, geachtet, und er liebte sie noch so heiß, wie vorher!

Herr von Weldeck nahm seinen Neffen herzlich und mit sichtbarer Achtung auf. Der Hauptmann von Sohrau und der wilde Gustav, den er so oft gescholten, schienen ihm ganz und gar nicht dieselbe Person zu seyn; und so waltete ein schönes Verhältniß zwischen ihnen. Gustav fühlte mit Freuden diese Ver-

änderung; auch er hatte alles Vergangene vergessen, und schien nur ein wirklich betrübter Sohn am Bette des sterbenden Vaters. Er und Leonore theilten sich in die Pflege des Kranken, und tausend neue zarte Fäden knüpften sich hin und wieder zwischen ihren Herzen.

Nach ein paar Tagen starb Weldeck in beyder Armen, und sein Testament, dessen Inhalt er bisher verborgen gehalten hatte, ernannte seinen Neffen zum Universalerben, indeß er Leonoren nur einen kleinen eigenen Besitz, aber ein glänzendes Witthum zusicherte, das sie so lange genießen sollte, als sie den Nahmen Weldeck führte.

Als die erste Zeit einer ungeheuchelten Trauer vorüber war, als Leonore und Gustav über die Folgen ihres Verlustes nachzudenken anfingen, weigerte er sich durchaus, die Erbschaft anzunehmen, und drang darauf, daß Leonore wenigstens mit ihm theilen sollte. So fest er auf seinem Anerbiethen bestand, so fest blieb sie auf ihrem Entschluß, es nicht anzunehmen, und den Willen ihres Gemahls durch pünctliche Befolgung zu ehren. Alle diese Erklärungen geschahen indeß nicht ohne gegenseitige Rührung und Bewegung, und in beyden Herzen regte sich die alte Neigung heftiger als je. So entstand denn in Gustav der Gedanke leicht und natürlich, dem Streit um das Vermögen dadurch ein Ende zu machen, daß er sei-

ner Tante sein Vermögen mit seiner Hand anbiethen, und zugleich eine Leidenschaft befriedigen könnte, die, seit er dachte, in seiner Brust loderte.

Schrecken und Entzücken durchdrangen Leonorens Seele, wie der Jüngling eines Tages, als sie beysammen saßen und trauernd von der nahen Trennung sprachen, indem Gustav in wenigen Tagen zu seinem Regimente abgehen mußte, auf ein Mahl seinen Arm um sie schlug, und mit dem Feuer reiner, erster Liebe ihr den Antrag machte. Sie war nicht vermögend zu antworten; Thränen waren alles, was sie erwiedern konnte. Er glaubte diese stumme Sprache zu verstehen; er schloß sie heftig an sein Herz, seine Seele ergoß sich in den zärtlichsten Betheuerungen seiner Liebe, seines Glückes. — Da standen auf einmahl ihr Alter und seines, die Zukunft, die ihnen bevorstand, Gustavs späte Reue, sein verkümmertes Lebensglück vor ihrem Blick — und im Gefühle der innigsten Liebe, in dem Bewußtseyn, daß es nur von ihr abhinge, sich des höchsten Glücks zu versichern, das für sie möglich war — Gustavs Besitz — faßte sie den Entschluß, ihm zu entsagen.

Sie ermannte sich, sie wollte sprechen, sie wollte ihm alles sagen, was Vernunft und Erfahrung ihr eingaben; — sie begann, stammelte einige Worte, und sank auf's Canapeh zurück. Gustav erschrack;

er rief um Hülfe, ihre Leute kamen. Leonore erhohlte sich bald wieder; aber sie war nicht im Stande, die Scene auszuhalten, die nun kommen mußte. Erschöpft bath sie Gustav, sie allein zu lassen; ihren Entschluß würde sie ihm morgen sagen. Der Jüngling verließ sie bestürzt.

Den Abend und die schlaflose Nacht wandte sie an, um den schmerzlichsten Kampf mit ihrem Herzen zu kämpfen, den Kampf gegen eine reine, tugendhafte Liebe, die mit der heftigsten Leidenschaft erwiedert wurde, die durch ein heiliges Band zu befestigen in ihrer Macht stand, und die sie eben aus höherer Liebe für Gustavs Wohl verdammen und unterdrücken mußte. Das war der Punct, an den sie sich hielt, nach welchem sie alle ihre Bemühungen richten mußte. Sie konnte nicht zugeben, daß seine Leidenschaft ihn hinriß, eine Verbindung einzugehen, die er einst, die er vielleicht bald würde bereuen müssen, und die dann auch sie an seiner Seite nahmenlos unglücklich machen würde.

Trotz aller dieser Überzeugung traute sie sich nicht die Kraft zu, es ihm mündlich zu sagen. Sie fürchtete seine Heftigkeit, seine Liebe, ihre eigene Schwäche; sie schrieb ihm. Er fand den Brief in der Zuckerdose, als man ihm mit der Entschuldigung, die gnädige Frau sey nicht wohl, das Frühstück auf

sein Zimmer brachte. Leonore harrte mit Zittern der Entscheidung. Nicht lange, so trat Gustav mit glühendem Gesicht in's Zimmer. Er sprach nicht, er warf sich vor ihr nieder, drückte ihre Hände an sein Herz, und blieb lange so liegen. Endlich beschwor er sie bey allem, was ihr theuer und heilig auf der Welt war, sich ihm nicht zu entziehen, ihn nicht gränzenlos unglücklich zu machen.

Es war ein schwerer Kampf für Leonoren. Mehr als Ein Mahl stand sie auf dem Puncte, von ihrer Liebe, von dem gegenwärtigen Schmerz des geliebten Gegenstandes hingerissen, die Zukunft zu vergessen. Dennoch ermannte sie sich wieder; standhaft widerstand sie allen seinen Betheuerungen, allen Stürmen der Leidenschaft, ihren eigenen heißen Wünschen und seiner Verzweiflung, und er verließ sie zuletzt doch nicht ganz ohne Hoffnung, da die heftige Erschütterung ihres ganzen Wesens ihm genugsam gezeigt hatte, wie schwer ihr der Widerstand ward.

Er irrte sich. Es war ein günstiger Umstand für Leonoren, daß Gustav schon am zweyten Tage unwiderruflich zu seinem Regimente abgehen mußte. So lange traute sie sich Kraft zu, auszuhalten, und sie vermochte es; denn dem ernstlichen Willen zum Guten ist nichts unmöglich. Gustav überzeugte sich endlich, daß er nichts über sie vermöge — und so riß er sich endlich unter heftigen Vorwürfen über

ihre Kälte und Fühllosigkeit, zuletzt sogar über eine geheime Leidenschaft für einen Andern, weil er sich ihre Weigerung sonst nicht zu erklären wußte, halb verzweifelnd aus ihren Armen, und warf sich auf sein Pferd. Leonore legte sich noch denselben Abend in einem Fieberanfalle zu Bette, der sie lange nicht verließ. Ihre Gesundheit war zerstört, ihr Herz gebrochen, aber Gustavs Zukunft gerettet.

Dieser war fortgestürmt, und, kaum beym Regimente angekommen, mußte er sich mit ihm auf den Marsch machen. Es fielen einige Gefechte vor, Leonore hörte durch die Zeitungen von der Gefahr ihres Lieblings; er selbst schrieb kein Wort. So vergingen Monathe. Endlich kam die Nachricht von einer großen Schlacht nach der Hauptstadt. Unter denen, die sich vorzüglich ausgezeichnet hatten, aber auch unter den schwer Verwundeten, war der Hauptmann von Sohrau, und in einigen Tagen erhielt Leonore noch einen Brief von dem treuen Martin, der seinen Herrn in der Schlacht nicht verlassen hatte. Gustav war schwer, aber nicht tödtlich verwundet, und gesonnen, so wie er im Stande seyn würde, die Bewegung zu vertragen, sich nach ***, dem Aufenthaltsorte von Franziska und ihrer Tante, bringen zu lassen, wo er besser verpflegt zu werden hoffen konnte. Das war alles, was Leono-

re hörte, aber auch genug, um ihr Herz tausendfach zu zerreißen.

Franziska war gegen Gustav, dem sie in jeder Rücksicht so viel zu danken hatte, nicht gleichgültig geblieben; und wenn gleich im Anfange ihrer Bekanntschaft die Ruhe seines Betragens gegen sie, und die weite Ferne, in welche ihr gegenseitiges Schicksal sie gestellt zu haben schien, ihr die strengste Zurückhaltung zur Pflicht machte, so war es ihr doch nicht möglich, die Gefühle, die sie nicht äußern durfte, zu verdammen oder zu vertilgen. Gustavs Bild herrschte in ihrem Herzen; sie dachte nicht daran, ihn jemahls zu besitzen, aber sie freute sich der schönen Erscheinung, in welcher so manche Ahnung, so mancher frühe Traum ihrer schuldlosen Jugend sich zu verwirklichen schien. Gustav dünkte ihr in jeder Beziehung der ausschließenden Liebe jedes bessern weiblichen Herzens werth, und so widmete sie ihm unerkannt und unvergolten die ihrige. Das Haus ihrer Muhme war ihr schon darum vorzüglich lieb, weil es nicht weit vom Kriegsschauplatze lag, und ihr also die Möglichkeit gewährte, nicht allein oft und schnell die Nachrichten von Sohrau zu erhalten, sondern auch zuweilen ihn selbst zu sehen; denn er versäumte nicht, wenn eine längere Muße oder ein Geschäft in der Nähe es ihm mög-

lich machte, seine Gerettete zu besuchen, und diese kurzen Besuche dienten dazu, gegenseitig Achtung und Wohlwollen in beyden zu vermehren.

So war er auch nach dem letzten Aufenthalt in der Residenz sogleich zu Franziska geeilt, um sein tief zerrissenes Herz im milden Umgange sanfter Theilnahme und Freundschaft verbluten zu lassen. Franziska entdeckte leicht den Kummer ihres Freundes; ihr inniger Antheil, ihr liebevolles Forschen drang ihn ihm ab. Sie ward seine Vertraute; sie hörte von seiner seltsamen Liebe zu seiner Tante, die mit den Jahren und der Besinnung in ihm groß geworden war, von seinem letzten Antrage, ihrer Weigerung, ihrer Kälte, ihrer Fühllosigkeit; sie hörte es, und glaubte nicht daran. Sohrau hatte ihr schon früher mit Enthusiasmus von dem Charakter seiner Tante erzählt. Unmöglich konnte diese treffliche, für alles Gute so empfängliche und noch junge Frau in der Nähe eines so liebenswürdigen Jünglings leben, der ihr so mit ganzer Seele ergeben war, und ganz unempfindlich bleiben. Was sie noch mehr in ihrer Ansicht bestärkte, waren manche Züge und Äußerungen, die Sohrau im Verfolg der Erzählung und auch schon früher entfallen waren. Alle deuteten auf eine verborgene Gluth, die nur der Erfahrung und Vernunft gewichen war. Franziska's

Herz errieth die verwandte weibliche Seele, sie mußte sie ehren und lieben, aber sie mußte auch billigen, was jene für Recht erkannt hatte, und so hüthete sie sich wohl, Gustav ihre Gedanken darüber zu entdecken.

Es gelang ihr nach und nach den Trübsinn ihres Freundes zu mildern. Er konnte nur selten bey ihr seyn, aber ein eifriger Briefwechsel ersetzte, was die lebendige Gegenwart nicht vermochte. Gustav, gewohnt von zarter Frauenmilde schonend behandelt zu werden, gab sich nach dem ersten Widerstreben der Verzweiflung dem wohlthätigen Eindrucke hin; aber keine Bitten, keine Vorstellungen seiner Freundinn waren vermögend, den Groll gegen seine Tante zu überwinden, und ihn dahin zu bringen, daß er ihr geschrieben hätte.

Um diese Zeit war es, als er verwundet wurde. Franziska selbst hatte ihre Muhme bewogen, dem Freunde, dem sie so vielen Dank schuldig waren, ihr Haus und ihre Pflege anzubiethen. Gustav kam zu ihnen, noch sehr krank, aber außer Gefahr, und während einiger Wochen der sorgfältigsten Pflege schlossen sich ihre Herzen immer mehr gegen einander auf, und inniger an einander an. Gustav fühlte, daß ihm Franziska lieb, daß sie ihm nothwendig geworden war; denn sein Gemüth bedurfte einer weiblichen Seele, in der er sich verschönert erkennen konnte;

und wenn auch die ruhige Neigung, mit der er Franziska umfaßte, nicht jener schwärmerischen Leidenschaft glich, mit welcher er in seiner Tante eine Mutter, eine Wohlthäterinn und eine erste Geliebte vergöttert hatte, so that sie doch seinem Herzen wohl, und er fing wieder an, mit etwas heiterm Blicke in die Zukunft zu sehen.

Franziska gewann immer mehr Einfluß auf das Gemüth ihres Freundes, und vermochte ihn endlich, indem sie ihm die Härte und Undankbarkeit seines Betragens vorstellte, seiner Tante wieder zu schreiben. Er that es mit widerstrebendem Herzen. — Der Brief war höflich, kalt. Leonore, die bisher unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit durch den treuen Martin sich Nachrichten von ihrem Neffen zu verschaffen gewußt hatte, empfing den Brief mit freudigem Schauer, erbrach ihn — und warf ihn unter Thränen des Unmuths hin: So konnte Gustav schreiben! So konnte der sie behandeln, für den sie mehr als ihr Leben geopfert hatte!

Sie war viel zu wenig unbefangen, um in dem Tone des Briefes die Sprache gekränkter Liebe zu finden; für sie war es Kälte der gänzlichen Gleichgültigkeit, des Flattersinns, der im Besitze der frischen Gegenwart leicht der entfernten Vergangenheit vergißt. Sie war tief gekränkt, und erst nach einigen

Tagen gefaßt genug, um ihrem Neffen in eben dem Tone, den sein Brief zu verdienen schien, im Tone einer ältern, für ihn besorgten, Verwandten zu antworten.

Gustav zeigte den Brief Franzisken, und wenig fehlte, so hätte er bereuet, an die Tante geschrieben zu haben, so förmlich, so altklug schien sie ihm, so sehr vermißte er in jeder Stelle, die er zehn Mahl herumdrehte und auslegte, den lange gewohnten Ausdruck inniger Zärtlichkeit und mütterlicher Liebe. Doch antwortete er auf Franziska's Bitten wieder, und so schleppte sich denn ein abgemessener höflicher Briefwechsel zwischen ihnen hin, bis Gustav ganz hergestellt war, und nun auf den Rath seiner Ärzte dem Kriegsdienste entsagte, dessen Beschwerden er nicht wohl mehr ertragen konnte.

Er meldete dieß auch seiner Tante, und indem er ihr die Zufriedenheit Franziska's mit diesem Schritte schilderte, und einige Worte von Aussichten in die Zukunft einfließen ließ, erkannte Leonore nur zu gut, was ihr bevorstand, und wie sich alles enden würde.

Sie überwand sich muthig, und ergab sich nun mit ganz veränderter Ansicht in ihr Schicksal. Sie wollte noch so viel Glück genießen, als sie vermöchte, sie wollte ihren Gustav nicht entbehren, sie wollte den, wenn auch ungleich, theilen, den sie ganz zu besitzen nicht im Stande war; und so ließ sie den

alten Gefühlen wieder freyen Lauf, und schrieb in eben der mütterlichen Sprache an ihn, die in ihren frühern Briefen geherrscht hatte. Sie schlug ihm vor, da sie seine Neigung zum Landleben kannte, ein kleines Gut, das eben unfern von der Residenz zu kaufen war, an sich zu bringen; Franziska, an die sie einen Brief voll herzlicher Mutterliebe einschloß, seine Hand zu reichen, den Winter in der Stadt bey seiner Tante zu leben, und ihr im Sommer auf seinem Schlosse einige Zimmer einzuräumen. So wollten sie ein Leben, das sie schon so lange ungetrennt und innig zusammen geführt, auch ferner mit einander durchleben, und sie hoffte es ihrerseits in seinen und Franziska's Armen zu beschließen.

Seltsam, aber heftig wirkte der Brief auf Gustav, und beynahe hätte das Erwachen der alten Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke alles wieder umgestoßen, was durch lange Zeit und viele Bestrebungen für die künftige Ruhe gebaut worden war. Er fand in dem Briefe seine angebethete Mutter ganz wieder, und es gehörte die Gegenwart eines reizenden, und, wie er nur zu wohl wußte, innig an ihm hängenden Mädchens dazu, um nicht zu allen seinen alten Wünschen und Hoffnungen zurückzukehren. Indessen hatte die Liebe zu Franziska bereits so viel Raum in seiner Seele gewonnen, und die Vernunft

sprach so deutlich für den Vorschlag der Tante, daß nach einem Sturm von einigen Tagen alles wieder von selbst in's Geleise kam, und seine Neigung zu Franziska, die Aussicht, sein Leben mit ihr zuzubringen, durch den Wunsch seiner Tante eine Art von Heiligung zu erhalten, und ein unverbrüchliches Geboth für Gustav zu werden schien. Er schrieb ihr zurück. Es war zweifelhaft, welche Empfindung ihn stärker belebte, Liebe zu seiner Braut oder zu seiner Pflegemutter, und fast schien diese letztere die Oberhand zu haben. Leonore weinte Freudenthränen über diesen Brief; sie fühlte sich jetzt nicht mehr unglücklich, da Gustavs Wünsche mit den ihrigen so schön zusammen fielen, sie betrieb mit freudiger Geschäftigkeit alle Anstalten zum Empfange des jungen Paares, zum Ankauf und der Einrichtung des Gütchens, und am Schlusse des zweyten Monaths traf Gustav mit seiner jungen Frau in der Residenz ein, und führte sie in die Arme seiner Mutter.

Gustav fand seine Tante ganz verändert, und in der kurzen Zeit seit ihrer letzten Trennung so verblüht, daß er kaum vermögend war, seine Betroffenheit darüber zu verbergen. Franziska indeß, die sie früher nicht gekannt hatte, schloß aus dem, was Leonore noch jetzt war, auf das, was sie gewesen seyn mußte; sie begriff Gustavs leidenschaftliche Anhäng-

lichkeit an diese Frau, und ein unbehagliches Gefühl von Furcht vor Rückfällen drang ihr in's Herz. Leonore nahm die schöne, blühende Nichte mit offener Liebe und geheimer Trauer auf. Sie mußte Gustavs Wahl billigen, sie mußte ihm, sie mußte sich selbst Glück wünschen, daß alles so gegangen war; aber jeder Beweis seiner Liebe gegen sie drückte einen leisen Dorn in ihr Herz. Gustav allein war im Anfang ihres Zusammenlebens ganz vergnügt. Geliebt von zwey trefflichen Frauen, von ihrer regsten Aufmerksamkeit und Sorge für alle seine Wünsche umfaßt, hatte sein Herz nur die süße Pflicht, sich seiner Liebe für beyde zu überlassen, und mit vollen Zügen sein so seltenes Glück zu genießen.

Es währte nicht lange so. Leonore sah tiefer in Franziska's Herz, und ihre eigene Erfahrung deutete ihr manche halbunterdrückte Äußerung, manchen trübern Blick, manche nachdenkliche Laune derselben. Sie erkannte ihr Gefühl in dem ihrer Nichte und — Nebenbuhlerinn; denn was half es, sich länger zu verhehlen, daß sie Gustav noch eben so heftig wie vor Jahren liebte, und daß sie bey dem Entschlusse, ihn einer Andern zu überlassen, und Zeuge dieses Verhältnisses zu bleiben, sich mehr Ruhe und Kraft zugetraut hatte, als sie wirklich besaß?

Jetzt war es geschehen, und kein anderer Ausweg,

als das Opfer ganz zu vollenden, und durch Zurückziehen und Entfernung sowohl Franziska zu beruhigen, als Gustavs Liebe unvermerkt ganz auf seine Frau zu lenken. Der Sommer kam. Es wurden Anstalten gemacht, das neu angekaufte Landgut zu beziehen, und nun fand Leonore in ihrer zunehmenden Kränklichkeit und der Nothwendigkeit, in der Nähe ihres Arztes zu bleiben, einen unwiderlegbaren Grund, die jungen Leute allein reisen zu lassen. Vergebens drang Gustav mit liebevollem Ungestüm in sie, vergebens stellte ihr Franziska aus aufrichtiger Sorge die Wirkungen der Landluft für ihre Gesundheit vor; sie bestand mit sanftem Ernste auf ihrem Vorhaben, dankte ihren Kindern herzlich für ihre Anhänglichkeit, und versprach sie nächstens zu besuchen.

Gustav fühlte sich in vollem Ernste unglücklich, als er von seiner Tante getrennt war. Franziska sah es mit tiefem aber verborgenem Schmerz. Sie sprach viel von Leonoren, sie billigte seine Sehnsucht, und schlug ihm vor, sie bald zu besuchen; aber indeß die ersten Einrichtungen auf dem kaum erworbenen Besitze alle seine Thätigkeit und stete Gegenwart forderten, und ihm nicht erlaubten, an eine Reise nach der Stadt zu denken, gestand ihm seine Franziska, daß bald ein neues schönes Band sich zwischen ihnen knüpfen, und seine häuslichen Freuden vollkommen ma-

chen würde. Diese Nachricht wirkte mächtig auf Gustavs Heiterkeit, und gab seinem Wesen, so wie allen seinen Ansichten eine willkommene Richtung. Franziska war ihm auf Ein Mahl viel theurer, sie war ihm auf gewisse Art heilig geworden. Mit der zartesten Sorgfalt bewachte er sie und seine freudigen Hoffnungen. Er gab den Plan einer Reise zur Tante auf, aus Furcht, die starke Bewegung auf den schlechten Gebirgswegen möchte seiner Franziska schaden; er schrieb an Leonoren, verkündigte ihr sein Glück, und bath sie dringend, zu ihnen zu kommen und Theil daran zu nehmen.

Sie that es, weil sie von ihrer Gegenwart jetzt viel weniger üble Einwirkung zu fürchten hatte, und die Tage ihrer Anwesenheit waren Festtage der reinsten menschlichen Freude, durch nichts verbittert, als durch die Bemerkung von der geliebten Tante stets sinkenden Gesundheit. So ging indeß der Sommer leidlich hin. Leonore kam noch einige Mahl immer auf wenige Tage; sie fühlte deutlich, daß die Gattinn, die künftige Mutter anfing, den ersten Platz in Gustavs Herzen zu behaupten, daß die Neigung zu ihr immer mehr und mehr ihre von den Verhältnissen vorgeschriebene Richtung zärtlicher Kindesliebe annahm, sie fühlte es tief und gab sich alle Mühe, sich darüber zu freuen. Es war ja ihr Wunsch, der Zweck

so vieler Bestrebungen gewesen; sie durfte und wollte nichts anders als Mutter seyn.

So hatte sie mit freudiger Geschäftigkeit alles für die Erscheinung des neugebornen Wesens bereitet, und als die rauhere Herbstzeit das junge Paar in die Stadt zurück führte, fand Franziska alles gethan, was sie zu thun sich vorgenommen hatte, und Leonore erklärte ihr, daß sie ihr nun auch die Wirthschaftssorgen und Verrichtungen übergeben müsse, um ganz ihren Mutterpflichten zu leben. So schaltete sie wie ein guter Geist im Hause, lebte nur für ihre Kinder, sah mit geheimem Vergnügen sich den Rest ihrer Kraft in diesen ungewohnten Anstrengungen verzehren, und strebte nur dahin, ihre täglich wachsende Schwäche vor Gustavs Augen zu verbergen. Es gelang ihr besser, als sie gedacht hatte; denn diese Augen waren jetzt weit mehr auf Franziska, als auf sie gerichtet.

Indessen nahte der erwartete Zeitpunct heran; aber Franziska befand sich sehr übel. Sie war mehrere Tage in Gefahr. Gustavs Schmerz und Angst waren gränzenlos. Leonore mußte für ihn und die Kranke Besonnenheit haben. Sie wich Tag und Nacht nicht von ihrem Lager, so sehr Gustav in sie drang, sich Ruhe zu geben, und legte, als endlich die Gefahr vorüber war, mit einer Empfindung, die ihr Innerstes gewaltsam und auflösend erschütterte, einen

wunderschönen Knaben in die Arme des entzückten Vaters.

Franziska war schwach, aber ganz wohl, Gustav außer sich vor Vergnügen; und so wurden mit Freude und Festlichkeit alle Anstalten zur Taufe gemacht. Leonore hatte sichs ausgebethen, das Kind ihres Sohnes zur Taufe zu halten. Es waren mehrere Glieder der Familie zugegen. Leonore, den Tod im Herzen und freundliches Lächeln auf den Lippen, kleidete sich mit Geschmack und Glanz. — Es sollte ihre letzte, ihre Todesfeyer seyn! — Sie fühlte bestimmt die Annäherung dieses lange erwarteten Freundes, der alle drückenden Bande lösen, und ein Verhältniß enden sollte, das nun einmahl Niemand mehr glücklich machen konnte. So erschien sie in dem Saale, wo bereits alles versammelt war, so liebenswürdig, und durch ihre sichtliche Erschöpfung so rührend schön, daß Gustavs Auge unverwandt an ihr hing. Aber beynahe fehlte ihr die Kraft, die Ceremonie auszuhalten; und als sie endlich vorüber war, hob sie mit sichtbarer Anstrengung das Kind empor, schlug das Auge zum Himmel, sagte leise: O Herr! Nun lässest du deine Magd in Frieden fahren! und entrann, so schnell sie vermöchte, während sich alles um den glücklichen Vater herum drängte, in ihr Zimmer.

Niemand als eine Jugendfreundinn, die zunächst

an ihr gestanden, hatte das letzte Gebeth der Unglücklichen gehört, und diese begleitete sie auch aus dem Saale. Unter dem Vorwande, der lange entbehrten Ruhe zu genießen, verschloß sie sich in ihr Zimmer, und ließ bitten, daß Niemand, selbst Gustav nicht, sie stören möchte. Die Freundinn blieb bey ihr, und verließ sie auch in der Nacht nicht, die Leonore in dem traurigsten Zustande schlaflos zubrachte. Am Morgen, als Gustav sehr ängstlich mit dem Arzte vor ihr Bett trat, erschracken beyde über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, und der Arzt erklärte, daß hier wenig oder eigentlich nichts mehr zu hoffen sey. Gustav, den in der letzten Zeit Leonore geflissentlich über den Stand ihrer Gesundheit getäuscht, und dem seine häuslichen Angelegenheiten die nöthige Aufmerksamkeit geraubt hatten, erschrack tödtlich über diesen Ausspruch, und beschwor den Arzt bey allem, was ihm theuer sey, ein Leben zu retten, ohne welches das seinige keinen Werth mehr für ihn habe. In dem Augenblicke des gedrohten Verlustes war die alte Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke erwacht, und er fühlte, was ihm Leonore war, da er sie verlieren sollte.

Indessen bewirkten alle diese Liebe und die treueste Pflege von ihm und Franziska nichts, als die letzten Tage der Unglücklichen zu verschönern. Sie wur-

de sichtlich schwächer, sie lag oft durch mehrere Stunden in dumpfer Bewußtlosigkeit, worin sie von allem, was um sie vorging, nichts gewahr wurde, und aus der nur Gustavs Stimme, die sie allein kannte, seine Annäherung oder eine Berührung seiner Hand sie zu wecken vermochte. Diese Bemerkung, so selig sie ihn für den Augenblick machte, ließ ihn tief in Leonorens Seele blicken, und mit unendlichem Schmerz ahnen, was er ihr gewesen war.

Nach mehreren Wochen langsamen Verlöschens jeder Kraft kehrte in den letzten Stunden Leonorens Bewußtseyn und die vollkommenste Heiterkeit ihres Geistes wieder; sie bereitete sich mit Würde und Freudigkeit zum Tode, nahm von ihren Kindern herzlichen Abschied, segnete den Neugebornen ihres Gustavs, und entschlief, wie sie es immer gewünscht, still und ruhig in seinen Armen.

Gustav hatte alle Kraft seines Willens nöthig, um seinem Schmerz nicht zu unterliegen, und wenn sich Franziska auch zuweilen durch seinen an Verzweiflung gränzenden Trübsinn gekränkt fühlte, so zog sie doch die Anstrengung und Kraft, womit er sich meistens zu beherrschen, und ihr die Größe seiner Trauer zu verbergen strebte, mit vermehrter Achtung und Liebe an ihn.

Ein halbes Jahr ungefähr nach Leonorens Tode

als eben Gustav einiger Anstalten wegen auf seinem Landgute und Franziska allein zu Hause war, kam mit der Nachricht von dem Tode jener Jugendfreundinn, die Leonorens ganzes Vertrauen besessen hatte, auch ein Packet mit Briefen der verstorbenen Tante an diese Frau, welche die Erben der Familie zurück sandten. Die Briefe waren, wie natürlich offen, und wohl schon von den Überbringern des Päckchens durchblättert worden. — Franziska trug daher kein Bedenken, sie ebenfalls anzusehen. Sie enthielten in einer sehr ordentlichen Folge die ganze Geschichte von Leonorens Empfindungen für Gustav; viele Züge aus seinen Kinder- und Jugendjahren, alle kleinen Umstände und Begebenheiten, wodurch diese Neigung in dem Herzen seiner Tante geweckt, genährt, und endlich zu jener Stärke angewachsen war, die sie zum Opfer derselben machte.

Franziska war tief durch dieses Lesen bewegt worden. Fast bereute sie, einer unschuldigen Neugier gefolgt zu seyn; denn sie fand sich jetzt mit ihrer eigenen Überzeugung in Unruhe und Streit, ob sie ihrem Manne diese Briefe geben, oder lieber die Sache vor ihm verschweigen sollte. Es war kein Zweifel, daß seine Liebe für die Verstorbene durch diese genaue Kenntniß ihrer Denkungsart noch vermehrt, daß ihr Bild in ein noch glänzenderes Licht vor ihm gesetzt

werden würde. — Konnte sie es aber über sich gewinnen, ihrem Gustav einen solchen Schatz zu entziehen, wie diese Papiere für ihn seyn mußten? Konnte sie endlich den Gedanken ertragen, ihm etwas verborgen und gleichsam unterschlagen zu haben?

Unmöglich! — Nach einem langen Streite in ihrem Innern beschloß sie endlich, sobald Gustav zurück seyn würde, in einer guten Stunde ihm die Briefe zu übergeben, und mit Fassung abzuwarten, was auch daraus für sie entstehen könnte. Zwischen ihr und ihrem theuersten Freunde mußte alles offen und wahr seyn.

Sie that, was sie sich vorgesetzt hatte; sie brachte Gustav die Briefe in sein Cabinett, und ging in ihr Zimmer zurück, gehoben und gestärkt durch den Gedanken, daß sie recht gethan. Nach einigen Stunden kam er herüber. Er sprach nicht, aber die Spuren der Thränen in seinen Augen, die heftige Rührung, womit er Franziska an seine Brust drückte, die erhöhte, achtungsvolle Zärtlichkeit, womit er sie von dieser Stunde an behandelte, zeigten ihr, daß sie sich in seinem Herzen nicht geirrt hatte. Die Überzeugung, wie groß Leonore, wie zart Franziska gehandelt habe, rief jede Kraft, je den Antrieb zur Tugend in ihm mächtig auf. Franziska erschien ihm in nicht minder edlem Lichte, al

die geliebte Verstorbene. Er glaubte, daß auch sie ihn eben so sehr liebte, daß sie eben das für ihn zu thun fähig seyn würde, was Leonore für ihn gethan, und diese Überzeugung vermehrte seine Liebe für Franziska, wie sie seinen Schmerz um Leonoren zur stillen, heiligen Wehmuth milderte. So wurden die Gefühle dieser reinen Seele auch nach ihrem Tode zum Werkzeuge des Guten und Rechten; ihr Geist schien, wie ein guter Genius, ermunternd, beglückend und beschützend über ihren Kindern zu schweben, und aus einer Leidenschaft, die in ungeordneten Seelen die Quelle nahmenloser Verworrenheit oder vielleicht verdammungswürdiger Vergehen geworden wäre, erwuchs in diesen Herzen, und durch die Tugenden zweyer edlen Frauen nur Segen und Glück. — Das ist echte Frauenliebe!

Inhalt.

Seite

